



Revista de Estudos Alemães

- [Pesquisa](#) |
- [Subscrição](#) |
- [Contacte-nos](#) |
- [Ficha Técnica](#)

[Entrada](#) » Editorial

- » Editorial
- » [Textos](#)
- » [Ecléctica](#)
- » [Novas Publicações](#)
- » [Notícias](#)
- » [Arquivo](#)

Representações da Pobreza

Repräsentationen der Armut

2013-07-31 - *por* Teresa Seruya, Helena Gonçalves da Silva, Bernd Sieberg, Gerd Hammer

„Da es nicht für alle reicht, springen die Armen ein“ hat Ernst Bloch 1959 in *Spuren* scharfsichtig formuliert. Und auch wenn Elend, Hunger und Armut in unzähligen Texten nicht nur der deutschsprachigen Literatur immer wieder anzutreffen sind, hat die Germanistik bis auf wenige Ausnahmen dieses Thema bis heute kaum näher untersucht.

Auch deshalb hat die Redaktion das Thema Armut ins Zentrum dieser vierten Ausgabe der REAL gestellt. Die hier veröffentlichten Beiträge zeigen literarische Armutsrepräsentationen, die historisch und geographisch variieren und dabei keineswegs immer mit Elend gleichzusetzen sind oder der sozialen Not, die uns die Medien in den letzten Jahren in Form von biertrinkenden Proleten in den Schlafstätten der großen Metropolen präsentiert. Norbert D. Wernicke beschreibt Armut und Armenpflege in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei Gotthelf und Dickens, Nadja Reinhard über einen auch heute noch aktuellen Aspekt, die soziale Ausgrenzung als Folge von Armut bei Büchners *Woyzeck*. Kristina Lahl betrachtet die Erwerbsarmut in den Angestelltenromanen von Hermann Ungar, Martin Kessel und Hans Fallada in der Zeit der Weimarer Republik. Über Heinrich Bölls wenig bekannten Erstlingsroman *Kreuz ohne Liebe*, transzendente Heimatlosigkeit und die christliche Existenzphilosophie eines Leon Bloy schreibt Natalia Bashki. Sandra Annika Meyers Beitrag handelt von Schaustellernarrationen von Agla Veteranyi und Franco Biondi und der bedrückenden Armut in Rumänien. Eine Aufwertung des sozialen und kulturellen Kapitals gegenüber dem ökonomischen Kapital und somit eine Umwertung des Armutsbegriffs finden wir bei Immanuel Nover und in seinen Überlegungen zu einer "Poetologie des Wartens bei Clemes Meyer". Und Christoph Lorke schließlich widmet sich dem Thema Armut und Unterversorgung in der DDR aus historischer Perspektive anhand der Reportage von Daniela Dahn über das Prenzlauer "Bergvolk". Offiziell gab es in der DDR keine Armut, und auch heute ist diese soziale Realität kaum bekannt.

Im zweiten Teil dieser Ausgabe sind Beiträge aus Literaturwissenschaft und Linguistik versammelt, die nicht direkt zum aktuellen Themenschwerpunkt gehören. Den Auftakt bildet der Beitrag von Luísa Afonso Soares über das "Archiv als Gedächtnis" anhand des Romans *Ich schlage vor, das wir uns küssen* von Rayk Wieland. Mit den Übersetzungsmöglichkeiten epistemischer Modalität ins Portugiesische anhand des Verbs *müssen* beschäftigt sich der Beitrag von Maria António Hörster, Francisca Athayde und Judite Carecho. Ernst Kretschmer spürt der Geschichte eines viel diskutierten Begriffs aus der Soziolinguistik nach, den "Sprachvarietäten" und der Bestimmung von Mediolekten anhand von Textsorten. Am Ende stehen zwei Beiträge, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Internet beschäftigen. Meike Meliss zeigt, wie Online-Nachschlagewerke auch im DAF-Unterricht die klassischen Printausgaben verdrängen, und Bernd Sieberg widmet sich der Mündlichkeit im Internet und damit, wie veränderte technische Rahmenbedingungen der medialen Vermittlung diese Tendenz zur konzeptionellen Mündlichkeit begünstigen.

Die Redaktion möchte sich sehr herzlich bei den Gutachtern dieser Ausgabe für ihre Mitarbeit bedanken: Dagmar von Hoff (Mainz); Filomena Viana Guarda (Lissabon); Gonçalo Vilas Boas (Porto); Henry Thorau (Trier); Jochen Hörisch (Mannheim); Peter Hanenberg (Lissabon); Peter Schlobinski (Hannover).

[Topo](#)

© 2013 Revista de Estudos Alemães.

Design e Desenvolvimento: [DESIGN'98](#)

Gotthelf und Dickens – Armutsdarstellungen im *Bauernspiegel*, in den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* und im *Oliver Twist*

Norbert D. Wernicke

Bern

Armut und Armenpflege ist eines der großen Themen in der öffentlichen Diskussion und der Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So erstaunt es nur wenig, dass nahezu gleichzeitig zwei äusserst populäre Romane mit ähnlichen Verläufen sich mit dem Thema beschäftigen, obwohl keine intertextuelle Beeinflussung erkennbar ist: der *Bauernspiegel* (1837) von Albert Bitzius (1797–1854), in dem Bitzius das Pseudonym Jeremias Gotthelf, mit dem er als Schriftsteller bekannt wurde, das erste Mal benutzte, und *Oliver Twist, or The Parish Boy's Progress* (1837–1839), der zweite Roman von Charles Dickens (1812–1870), unter dessen Pseudonym Boz erschienen.¹ Auch Gotthelfs zweiter Roman, die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (1838/39), beschäftigen sich mit der Armut, hier mit Bezug auf eines der weiteren großen Themen des frühen 19. Jahrhunderts, dem (Primar-)Schulwesen. *Oliver Twist* war als Reaktion auf das „New Poor Law“ von 1834 entstanden (Cheadle 2008, 308), die *Leiden und Freuden eines Schulmeister* nehmen direkt

¹ Der *Bauernspiegel* war im Laufe des Jahres 1836 entstanden und zum Ende des Jahres (unter Vordatierung auf 1837) erschienen; vgl. Fehr 1954, 210f. Die erste englische (Teil-)Übersetzung ist für 1883 nachweisbar; vgl. Juker/Martorelli 1983, 210. Es ist also unwahrscheinlich, dass Dickens für die ersten Kapitel des *Oliver Twist*, die seit Februar 1837 erschienen (Cheadle 2008, 308), Gotthelf kannte; vgl. auch Thalmann 1956, 21. Gotthelf wurde durch einen Artikel im *British Quarterly Review* im Oktober 1863 dem englischen Publikum erstmals vorgestellt, die erste Übersetzung eines Gotthelftextes ins Englische war die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* im Jahre 1864, vgl. Waidson 1949, 223f. Ich zitiere den *Bauernspiegel* (BS) und die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (LF) nach der Ausgabe der Sämtlichen Werke: Gotthelf [SW], Bd. 1–3; den *Oliver Twist* (OT) nach der Ausgabe von Horne (Dickens 2003).

Bezug auf die Schullehrertaxation von 1836 und das 1835 verabschiedete Berner Primarschulgesetz (LF II, Kap. 31).

Die Parallelen zwischen beiden Schriftstellern waren schon Zeitgenossen aufgefallen. Im Jahre 1842 nannte Eduard Fueter seinen Freund und Studienkollegen Gotthelf in einem Brief

unseren Boz oder Dickens, nur daß ich bei dir mehr Poesie, mehr Zartheit, mehr praktische Lebensphilosophie und höhere Aufblicke als bei ihm finde; würde unser Berndeutsch von 30 Millionen verstanden, wären unsere Bauern, Tauner [abhängige Kleinbauern] und Dienstboten Bestandteile der Londoner oder Pariser Bevölkerung, du würdest Triumphe feiern und hunderttausende gewinnen gerade wie Boz; inwiefern er die Sprache und Ausdrucksweise z. B. der untern Klassen in London etwa idealisieren mag, weiß ich nicht, ob er in Derbheit und Grobheit so weit geht wie du, wäre gewiß für dich sehr interessant zu wissen; so viel ist sicher, daß seine außerordentlichen Effekte vorzüglich von seiner treuen Schilderung der untern Klassen herrühren, daß in den literarisch *unenglischen* Redeweisen seiner Personen ein Hauptreiz und eine Hauptkunst seiner Schriften liegt [...]. (Gotthelf EB, Bd. 5, 251)

Auch der erste näher auf Gotthelf eingehende Artikel für ein englisches Publikum von 1863 zieht eine Parallele zwischen Gotthelf und Dickens (Waidson 1948, 224). Schon ein Blick auf die Leben der beiden Autoren aber lässt gewisse Unterschiede erkennen. Dickens begann schon als 17jähriger, für verschiedene Zeitungen zu schreiben, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Als 23jähriger publizierte er seine ersten literarischen Werke als Zeitungslieferungen, darunter ab Anfang 1837 *Oliver Twist*. Körperliche Arbeit hatte er als 12jähriger in einer Fabrik für Schuhpolitur an der Themse kennengelernt, und diese Erfahrung mag ein Grundstein für die Themen seiner Romane bilden (Allen 2008, 5–8). Bitzius dagegen entstammte einer Berner Pfarrerrfamilie und veröffentlichte seinen ersten Roman erst mit 39 Jahren; vorher war er selbst schon Jahre als Pfarrer tätig. Sicher waren Gotthelf die Situation der Verdingkinder auf dem Lande (Bauernspiegel) und der Landschullehrer (*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*) aus eigener Anschauung bekannt, und er engagierte sich, als Pfarrer moralisch dazu verpflichtet und als Christ sicher davon überzeugt, aktiv in der Armenhilfe und in der Verbesserung des Schulwesens. Selbst Armut kennengelernt hat er aber nie.

Dass Gotthelf in seinen ersten beiden Romanen die Armut und das Landschulwesen zum Thema nimmt, ist alles andere als erstaunlich. Er hatte in der großen Landschulkommission eingesessen, die ein neues Primarschulgesetz für den jungen regenerierten Staat Bern vorbereiten sollte (1835 verabschiedet), zwischen 1835 und 1844 war er als Schulkommissär für die Beratung und Überwachung der Gemeinden in seinem Amtsbezirk tätig. Der noch erhaltene Briefwechsel zeigt, dass er seine Aufgabe ernst nahm.² Er war Mitgründer der Armenerziehungsanstalt in Trachselwald, in der jungen Menschen eine Zukunftsperspektive geboten werden sollte,³ und er hielt sogar deren Eröffnungsrede. Mit seinem Pauperismustraktat *Die Armennoth* (1840) lieferte er auch einen theoretischen Beitrag zur Pauperismusdebatte im frühen 19. Jahrhundert. Der Zusammenhang zwischen fehlender Bildung und Armut war ihm schon lang bekannt: Als junger Pfarrvikar in Herzogenbuchsee und Utzenstorf engagierte er sich für die Landschulen. Wie sollten die Primarschullehrer, die häufig an der untersten Stelle der sozialen Ordnung standen und weniger verdienten als ein Ziegenhirt, eine hinreichende Ausbildung der Kinder garantieren und damit den moralischen und ökonomischen Fortschritt der Bevölkerung vorantreiben? Sein Engagement gegen die Kürzung des Gehaltes eines Lehrers führte ihn in Konflikt mit der Obrigkeit, worauf eine Zwangsversetzung folgte; es liegt auf der Hand, dass seine Abneigung gegen das Patriziat vermutlich in dieser persönlichen Niederlage befestigt wurde, weswegen er sich 1831 fest auf die Seite der liberalen Revolution stellte und eine aktive Rolle im regenerierten Staat Bern suchte. Da er als Geistlicher von politischen Ämtern ausgeschlossen war, nahm er zuerst als regelmässiger Einsender für die liberale Zeitung „Berliner Volksfreund“ am politischen Meinungsbildungsprozess teil, wählte aber mit zunehmender Unzufriedenheit über die neue Regierung die Literatur, um sich öffentlich mitzuteilen. Die Themen waren dabei Programm, wie er sich Anfang 1845 in einem Brief an seinen Studienkollegen Maurer von Constant erinnerte:

So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! & So sprang erst der „Bauernspiegel“, dann der „Schulmeister“ hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts fragt, als ob es so gut und recht sei. (Gotthelf EB, Bd. 6, Nr. 88, 149f.)

² Zu seinem Engagement in Schulfragen und als Schulkommissär vgl. einleitend Marti-Glanzmann 1948/49.

³ Vgl. einleitend Markus Hofers Kommentar zu einem diesbezüglichen Zeitungsartikel von Gotthelf in Gotthelf Politische Publizistik, 233–243.

1. Kapitel

Die unterschiedlichen Erzählstrategien der beiden Schriftsteller fallen ins Auge: Dickens baut durch einen ironischen Er-Erzähler Distanz zum erzählten Geschehen auf, während Gotthelf in den beiden Romanen jeweils einen Ich-Erzähler, Jeremias und Peter, wählt und so Nähe schafft. Ganz in dieser Rollen aufzugehen gelingt Gotthelf aber nicht. Die tiefsinnigen Reflexionen, die Gotthelf seinen eher naiven Ich-Erzählern auf die Zunge legte, wurden schon von Zeitgenossen als Bruch ihrer Charaktere wahrgenommen; Gotthelf bevorzugte wohl auch deshalb in späteren Werken den Er-Erzähler, um den Fehlern zu entgehen, die ihm beim künstlichen Schlüpfen in eine andere Rolle unterliefen (Cimaz 1998, 184).

Schon auf der Ebene der Komposition fällt der Unterschied zwischen *Oliver Twist* und den beiden Gotthelf-Romanen auf. Anders als die Ich-Erzähler des *Bauernspiegel* und des Schulmeisterromans, die rückblickend ihr Leben recht linear erzählen und die Erzählung damit nicht aus der Erlebnis- und Wissenssphäre der Protagonisten ausbrechen kann, nutzt der Er-Erzähler im *Oliver Twist* die Möglichkeit, verschiedene Erzählstränge kapitelweise ineinander zu verweben. Er steht damit einerseits in der Tradition der „threedecker novel“ als „multi-plot-novel“ (Maack 1991, 26), andererseits begünstigt die ursprüngliche Publikationsform als Fortsetzungsroman diesen Aufbau. Anders, als das überschaubare Leben auf dem Land, verwirrt die Großstadt durch die Masse an Menschen und das Gewimmel in den Straßen, was sich so in der Anlage des Romans spiegelt.⁴ Zur Einordnung: London wurde 1851 von knapp 2 ½ Millionen Menschen bewohnt (Maack 1991, 19), während der gesamte Kanton Bern zu dieser Zeit nicht einmal ein Fünftel davon zählte (Junker/Dubler). Auffallend ist sowohl bei Gotthelf als auch bei Dickens der große Realismus ihrer Schilderungen, wobei Dickens diesen noch steigert, indem er immer wieder auf reale Orte rekurriert und damit die Tatsächlichkeit seiner Armutsschilderungen zu bestätigen scheint (Maack 1991, 70; Bick 1992, 95–97), während Gotthelf sich bei der Benennung der Orte, in den das Geschehen stattfindet, entweder bedeckt hält oder mit der „Gemeinde Unverstand“ (BS, Kap. 1, 7), im Schulmeis-

⁴ Zum Labyrinth der Großstadt im *Oliver Twist* vgl. Cheadle 2008, 311; Maack 1991, 70.

terroman mit Gytiwyl (Geizweil) fiktive Orte mit sprechenden Namen wählt und diese somit moralisch deutet, hier in der volksaufklärerischen Tradition des Beckerschen „Mildenheims“ und des Zschokkeschen „Goldmachedorfs“ stehend.

Trotz der Verschiedenheit der Lebenswelten von Dickens und Gotthelf und der ihrer Romane – hier die Londoner Großstadt, dort das Emmental – finden sich doch Parallelen, die allerdings zum großen Teil in der Natur der Sache liegen. Armut paart sich mit Hunger, Krankheit und häufig auch mit Dreck, vor allem auch mit fehlender Anerkennung und Zuneigung, und je schwächer die soziale Stellung ist, desto mehr wird man davon mehr betroffen. So ist es sicher kein Zufall, dass die Protagonisten des *Oliver Twist* und des *Bauernspiegel* schon früh (Halb-)Waisen werden. Damit fehlt ihnen der erste Rückhalt, den ein Mensch hat, nämlich die eigene Familie. Durch diese kompositorische Technik haben beide Autoren die Möglichkeit, das Funktionieren, oder besser das Nicht-Funktionieren, des Armenwesens in reiner Gestalt zu zeigen, denn die Waisenjungen sind wie sonst niemand auf die institutionalisierten sozialen Netze angewiesen. Beide werden auch von den Gemeindebehörden durchaus ähnlich behandelt. Der junge Jeremias wird verdingt, d. h., er wird auf einem Bauernhof als Arbeitskraft untergebracht.⁵ Die Gemeinde ist verpflichtet, seinen Unterhalt zu bezahlen, weswegen die Kinder auf einer Mindersteigerung an diejenigen Bauern vergeben werden, die sich mit dem geringsten Kostgeld zur Verpflegung zufrieden geben, die also vermutlich auch nur wenig Aufwand betreiben werden, um das Kind anständig zu ernähren und zu kleiden (BS, Kap. 7). Oliver wird zwar nicht wie ein Sklave oder „wie unvernünftiges Vieh“, wie Gotthelf in der *Armennoth* schreibt (Gotthelf SW, Bd. 15, 103), versteigert, aber die Gemeinde bietet ihn per Aushang an eine willige Familie an und verspricht, für Kost und Verpflegung fünf Pfund zu zahlen. Als sich aber Interessenten melden, schämen sich die Gemeindevertreter nicht, den Preis auf drei Pfund und zehn Schilling herab zu handeln (OT I, Kap. 3). In der Obhut ihrer Pflegeeltern machen beide ähnliche Erfahrungen: Jeremias wird nicht von den Eltern, aber von den ungefähr gleichaltrigen Kindern auf dem Hof beständig gequält, zudem verliert er seine Identität: „Später erst merkte ich, dass ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen“ (BS, Kap. 8, 70). Oliver dagegen wird von dem ebenso bei seinen Pflegeeltern lebenden Fürsorgekind Noah

⁵ Zum Verdingwesen vgl. grundlegend Lischer.

Claypole aus reiner Bosheit bis aufs Blut provoziert, damit zur Rebellion und schließlich zur Flucht nach London gebracht (OT I, Kap. 6).

Bezeichnend ist für beide, dass sie nicht ursprünglich arm waren: Jeremias wächst auf dem Hof seiner wohlhabenden Grosseltern auf und wird nur nach dem Tod seines Vaters durch das Emmentaler Erbrecht in die Armut gebracht (Cimaz 1998, 128), während Oliver Twist sich als illegitimer Sohn des reichen Bürgers Edwin Leeford herausstellt, dessen letzter Wille, seinem Sohn Oliver einen erheblichen Teil seines Vermögens zu vermachen, durch Umstände und Intrigen dem heranwachsenden Oliver vorenthalten worden war.

2. Kapitel

Zur realistischen Ausgestaltung der Romane sowohl bei Dickens als auch bei Gotthelf gibt es eine Reihe von Motiven, die in der Lebensrealität des frühen 19. Jahrhunderts gründen und in verschiedenen Funktionen eingesetzt werden. Krankheit ist solch eine Lebensrealität, die in den Armenromanen immer wieder auftritt, die im Falle von Dickens aber an Standesgrenzen nicht halt macht: Oliver selbst, Nancy, Sikes, aber auch Rosie werden krank, wobei bei Oliver und Rosie die Krankheit als lebensbedrohlich geschildert wird. Während aber hingegen Rosie beste medizinische Pflege erhält und Oliver ihr jeden Tag frische Blumen sammelt, müssen Nancy und Sikes für sich selbst sorgen. Dabei sei allerdings auch erwähnt, dass der Erzähler spottet – man weiss nicht genau, ob gegen die Medizin an sich oder nur über die medizinische Versorgung der Armen –, denn er ist sich sicher, dass der frischgeborene Oliver, wäre er von „careful grandmothers, anxious aunts, experienced nurses, and doctors of profound wisdom“ umgeben gewesen, sicher sofort gestorben wäre, während er zu seinem Glück in seinen ersten Lebenstagen in dem Armenhaus auf sich allein gestellt war und der schwache Säugling den Überlebenskampf mit der Natur selbst ausfechten musste (OT I, Kap. 1, 4). Diese Art des Zynismus findet sich bei Gotthelf nicht. Als Jeremias nach dem Doktor schickt, während seine Frau Anneli in den Wehen liegt, lässt dieser ausrichten, „er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde, wir werden es wohl machen können ohne ihn“. Als er sich

doch noch auf den Weg macht, kommt er zu spät, um Mutter oder Kind vor dem Tod zu retten, was ihn aber nicht davon abhält, eine Entlohnung für seinen Weg einzufordern. Es blitzt kein Moment der Ironie auf, sondern der Jeremias präsentiert dem Leser den Arzt als reinen Kristallisationspunkt für moralische Entrüstung: „Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ, das sei nicht sein Haus, sie sollen jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb tot“ (BS, Kap. 23, 206f.).

Lebensrealität wie Krankheiten waren auch Hausbrände, die sowohl im *Bauernspiegel* als auch im *Oliver Twist* beschrieben werden. Für Jeremias ist der Brand eine erste Männlichkeitsprobe, und so erscheint es kompositorisch schlüssig, dass er hier seine spätere Frau kennenlernt. Eine Chance gegen das Feuer haben die Männer erst, als sie „Ordnung“ unter sich schaffen können, und der Antagonismus zwischen Chaos und Ordnung, der den ganzen Roman bestimmt, zeigt sich hier in größter Deutlichkeit (BS, Kap. 16, 167). Obwohl die Beschreibungen sich ähneln – nächtliches Feuer, der gerötete Himmel, die herabregnenden Funken, die einstürzenden Wände, das Herumlaufer und Rufen der Helfer, die Arbeit an den Feuerspritzen, die Anstrengungen beim Löschen, das Retten der Tiere aus den Ställen etc. – nimmt im *Oliver Twist* eine Beteiligung an Löschaktionen für Sikes nahezu die gegenteilige Rolle ein: Nachdem er seine Partnerin Nancy in Wut erschlagen hat und sich auf der Flucht befindet, kann seine Bemühung bei Löschen eines Hauses nicht mehr als ein Sühneopfer sein, vielleicht auch ein Versuch, sich in eine Normalität zu bringen und einen Neustart zu wagen: „The noise increased as he looked. There were people there – men and women – light, bustle. It was like new life to him“ (OT III, Kap. 10, 403). Eine Interpretation des Hausbrandes als Fegefeuer, dass Sikes Busse antreibt, ist sicher nicht von der Hand zu weisen, befindet er sich doch seit seinem Mord in größten psychischen Qualen und kann das Bild der toten Frau nicht aus seiner Erinnerung verbannen. Und nach diesem Brand ist es, als Sikes beschliesst, sich wieder auf den Weg nach London zu machen, der sein Ende bedeuten wird (OT III, Kap. 10, 406).

Die große Distanz, die der Erzähler im *Oliver Twist* vor allem durch Momente der Ironie schafft, kippt gelegentlich in Zynismus um. Als der Gemeindefürsorger Bumble den jungen Oliver aus dem Armenhaus abholt, um ihm bei einem Kaminkehrer unterzubringen, beginnt der Junge zu weinen, was Bumble ihm verbietet: „don't cry into your gruel; that's a very foolish action“. Der Er-

zähler nimmt die Hartherzigkeit Bumbles auf und führt sie ins Absurde: „It certainly was, for there was quite enough water in it already“ (OT I, Kap. 3, 23). Ohne Verständnis zu haben für die Sorgen des jungen Waisenkindes, bleibt Bumble auf der Ebene des rationalen Nutzens, auf welcher das Weinen sicher überflüssig und in diesem Sinne eine idiotische Zeitvergeudung ist, und der Erzähler führt diese Argumentation sogar noch weiter auf die Ebene der konkreten Materialität des Wasser im Haferbrei; mit diesem Satz stellt er die halbherzigen Bemühungen der Gemeinde um ihre Armen bloss. Der Brei enthalte schon genug Wasser, oder anders gesagt, die Gemeinde habe am Hafer über die Masse gespart, als handhaftes Zeichen dafür, dass sich die Gemeinde zu wenig um die Armen kümmert.

Die Szene findet eine eigenartige Doppelung im Verlauf des Romans. Später ist es die Bürgerstochter Rosie, die ihrem Geliebten Harry eine Ehe versagen muss. Sie weint aus Kummer, und eine ihrer Tränen „fell upon the flower over which she bent, and glistened brightly in its cup, making it more beautiful, it seemed as though the outpourings of a fresh young heart claimed common kindred with the loveliest things in nature“ (OT II, Kap. 12, 287). Es ist also nicht der schnöde Hafereschleim der Armen, der in Gefahr gerät, verwässert zu werden; hier zeigen die Tränen die innere Verbindung zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Schönheit, offen ersichtlich in der inneren Verbindung mit der Blume. Nur in einer „natürlichen“ Umgebung ohne Sorgen um den Lebensunterhalt ist der Mensch in der Lage, sich seinem eigentlichen Menschsein zu widmen und sogar im Kummer seine Schönheit nicht zu verlieren.

Diese Doppelung des Motivs der fallenden Tränen ist bei Dickens eingebettet in eine grundsätzliche Gegenüberstellung von Stadt und Land. Architektur, Landschaft, Menschen, Sprache, Musik – immer wieder zeigt sich ein Gegensatz zwischen Lebenswelten. Die mehrfachen Schilderungen Londons sind vor allem Schilderungen alter, heruntergekommener Häuser: In einem „maze of close, narrow, and muddy streets“ stehen die „tottering house-fronts projecting over the pavement, dismantled walls that seem to totter as he [ein Besucher] passes, chimneys half crushed half hesitating to fall, windows guarded by rusty iron bars that time and dirt have almost eaten away“. In den Strassen schlagen dem Besucher „offensive sights and smells“ entgegen. Alles in allem wird das

Viertel durch „every repulsive lineament of poverty, every loathsome indication of filth, rot, and garbage“ geschmückt (OT III, Kap. 12, 416f.). Auf dem Land dagegen dominiert nicht die Architektur, sondern die Natur: „The rose and honeysuckle clung to the cottage walls, the ivy crept round the trunks of the trees, and the garden-flowers perfumed the air with delicious odours“ (OT II, Kap. 9, 262). Es ist kein Wunder, dass selbst „Men who have lived in crowded pent-up streets, through whole lives of toil [...] and who have almost come to love each brick and stone that formed the narrow boundaries of their daily walks [...] have been known to yearn at last for one short glimpse of Nature’s face“ (OT II, Kap. 9, 261). Beschreibungen von gelungener oder gepflegter Architektur, die man sicher auch in London finden würde, unterbleibt. Auch das Innere der Wohnungen erscheint wenig einladend, so in Fagins Stube: „The walls and ceiling of the room were perfectly black with age and dirt. There was a deal table before the fire, upon which was a candle stuck in a ginger-beer bottle [...]. Several rough beds made of old sacks were huddled side by side on the floor“ (OT I, Kap. 8, 64).

Auch Musik und ihre Aufführung erscheint in Stadt und Land anders. Der Leser nimmt an zwei markanten Stellen an einer musikalischen Aufführung teil. Fagin, auf der Suche nach Monks, begibt sich in die Gaststätte „The Three Cripples“ an der Strasse nach Saffron Hill am Londoner Stadtrand – eine wahre ‚Räuberhöhle‘. Die Hinterstube im Obergeschoss ist voll besetzt mit zwielichtigen Menschen, betrunkenen Arbeitern und Dieben ebenso wie mit leichten Mädchen. In der Ecke bearbeitet ein „professional gentleman“ ein „jingling piano“ und stimmt nach einem kurzen Vorspiel ein Lied an, das durch Zuruf aus der betrunkenen Menge von ihm gewünscht wird. „A young lady“ unterhält darauf die Gruppe mit einer Ballade in vier Strophen – hiermit eine Moritat oder wohl noch eher ein sentimentaler Schlager gemeint – jeweils unterbrochen von kurzen Zwischenspielen, die der Mann am Klavier „as loud as he could“ spielt, wohl um in dem lauten und mit Tabakrauch geschwängerten Raum überhaupt eine Chance zu haben, gehört zu werden. Ein Gast stimmt für das folgende Lied mit ein und singt – offenbar mit der jungen Frau – ein Duett. Die Gemeinschaft beteiligt sich also durch Zwischenrufe und (lautes) Mitsingen, zudem durch Schnaps, den sie der jungen Sängerin spendieren. Letztere verhält sich gegenüber den vermutlich unverhohlen geäußerten Angeboten professionell distanziert (OT II, Kap. 4, 206f.).

In kaum übersehbarem Kontrast dazu steht die musikalische Darbietung von Rosie im Landhaus der Maylies, wieder in einer eigentümlichen Doppelung eines Motivs. Die Gesellschaft vertreibt sich die Zeit mit Spaziergängen, bei denen Rosie dem jungen Oliver im Schatten eines Baumes vorliest. Im sonntäglichen Gottesdienst mischt sich der Gesang der Gemeinde mit dem Singen der Vögel. Die anderen Gottesdienstbesucher sind, wie die Männer im Three Cripples, auch arm, aber gleichzeitig sind sie auch „so neat and clean, and knelt so reverently in prayer, that it seemed a pleasure, not a tedious duty, their assembling here together; and, though the singing might be rude, it was real, and sounded more musical (to Oliver’s ears at last) than any other he had ever heard in church before“ (OT II, Kap. 9, 263). Auf dem Lande haben selbst die Armen die Möglichkeit, ein christliches und demütiges Leben in Ordnung und Sauberkeit zu leben; etwas, was im Moloch London unmöglich zu sein scheint. Das komplette Gegenbild zum überfüllten Three Cripples aber zeigt sich in der Abendmusik in der intimen Gemeinschaft im Haus der Maylies. Hier spielt Rosie gewöhnlich am Klavier „some melancholy⁶ air, or sing[s] in a low and gentle voice some old song which it pleased her aunt to hear“ (OT II, Kap. 9, 263). Waren im Three Cripples die Decken der Räume schwarz bemalt, um ein Verrußen durch die stinkenden Gaslampen zu verhindern, so brauchen im hellen Landhaus noch nicht einmal (teure) Kerzen angezündet zu werden, denn offensichtlich kennt Rosie die Stücke auswendig, und anders als der offensichtlich auch optisch wichtige Auftritt der jungen Mädchen in der Gaststätte zählt hier allein der musikalische Vortrag. Der Ausbruch ihrer lebensbedrohlichen Krankheit wird eingeläutet, indem Rosie zu weinen anfängt, während sie nach einem langen und anstrengenden Spaziergang am Klavier zu weinen beginnt. Die Anstrengung des Tages und das nahe Krankenbett spiegeln auch in ihrem musikalischen Vortrag: Nachdem sie für ein paar Minuten zertret („abstractedly“) die Tasten bedient, fällt sie „into a low and very solemn air, and as she played it they heard her sob as if she were weeping“ (OT II, Kap. 10, 265). Nicht Vogelstimmen und Gemeindegeseang, sondern Weinen und ein ernsthaftes Musikstück mischen sich miteinander, wobei eine Air, also eine Instrumentalkomposition im Stile eines Liedes mit einer einfachen Melodie, eine Parallele zu der (einfachen) Ballade im Three Cripples herstellt. Obwohl strukturell ähnlich, kontrastieren die Darstellungen der Musik, und bestätigen so Standesgrenzen, die mit Bezug auf die räumliche Herkunft gezogen werden: hier das unharmonische Singen der Gaststättengesellschaft und die Gassenhauer einer Prostituierten, dort der zwar auch

⁶ Ausgabe von 1846: some pleasant air; vgl. in der Horne-Ausgabe S. 544.

ungeübte, aber sittliche Gemeindegang der Armen auf dem Lande und der gekonnte Vortrag einer Bürgerstochter. In einer entsprechenden Umgebung ist es auch armen Menschen möglich, die Sittlichkeit zu bewahren.

Eine ganz andere Rolle nimmt die Musik bei Gotthelf ein. Im Kontrast zum *Oliver Twist* wird deutlich, dass Musik im Schulmeisterroman nicht zur Markierung der Standesgrenzen dient, sondern eher zu deren Überwindung. Der Ich-Erzähler Peter Käser versucht sich auf verschiedenen Instrumenten, der Klarinette, der Geige, schließlich der Orgel, und das, obwohl er sich aufgrund seiner prekären finanziellen Situation diese Instrumente kaum leisten kann und sich verschuldet. Sie sind ihm aber wichtig, denn mit ihnen versucht er, neben persönlicher Freude am Musizieren, seinen Beruf als Lehrer besonders gut auszufüllen: „Nicht lange ging es, so kam einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieses Instrument sei weit kommoder für einen Schulmeister, er könne geigen und singen zu gleicher Zeit“ (LF I, Kap. 20, 222). Das Singen, traditionelles Schulfach und im Berner Primarschulgesetz von 1835 neben Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen als obligatorisch vorgeschrieben, kann er durch die Instrumente besser lehren als ohne. Seine Berufsausübung bekommt ein Qualitätsplus, mit dem er seine Stellung als Lehrer bestätigt und befestigt. Dieser Beruf aber stellt für ihn die Möglichkeit dar, einem Dasein als Weber zu entkommen. Musik hilft Käser also zu einem gesellschaftlichen Aufstieg, so klein er auch sein mag, und nicht zur endgültigen Festschreibung seiner durch Geburt zugewiesenen Rolle.

Auch die Sprache markiert Gegensätze. In der Figurenrede im *Oliver Twist* treffen regionale Varianten wie das Londoner Cockney mit der Londoner Diebessprache Cant, in der Geheimwörter zur Verschleierung der kriminellen Absicht eingesetzt werden, aufeinander.⁷ Auch Noah Claypole, der von Fagin ausdrücklich als Bewohner vom Land identifiziert wird, fällt durch die penetrante Benutzung von „yer“ an Stelle von „you“, „your“ und „you’re“ auf (OT III, Kap. 5, 354). Dickens greift dabei zum Teil auf Dialektmarkierungen zurück, die zu seiner Zeit bereits üblich waren und die er aus Zeitung und Theater kannte (Ingham 2008, 128f.). Solche Eigenheiten finden sich bei den Bürgern nicht. Der Kontrast verstärkt sich durch die häufig ironisch-gestelzte Sprache des Erzählers. Die Ironie macht allerdings auch nicht vor Bürgerlichen halt: Als Dr. Losberne auf den unerwarteten und nächtlichen Überfall auf das Haus der Maylies geschockt reagiert, lässt es sich der Er-

⁷ Zum Cant in *Oliver Twist* Brook 1970, 96f.

zähler nicht nehmen, sich darüber lustig zu machen, dass Dr. Losberne offensichtlich bisher davon ausgegangen war, Diebe würde nicht unerwartet des Nachts, sondern am hellen Tag in eine Haus einbrechen, nicht ohne sich vorher schriftlich angekündigt zu haben (OT II, Kap. 7, 236). Der Erzähler positioniert sich damit als überparteiliche Instanz, sein Spott gilt aber vor allem den Verantwortungsträgern, die ihrer Verantwortung nicht nachkommen, sondern ihre Rollen nur zur Verschärfung der Standesunterschiede und damit zur Verschlechterung der Lebensbedingungen der unteren sozialen Schichten sorgen. So sei das Schlafen unter einem Heuhaufen an sich ein schwerwiegendes Verbrechen, dieses allein sei aber „in the merciful eye of English law, and its comprehensive love of all the King’s subjects, held to be no satisfactory proof in the absence of all other evidence, that the sleeper or sleepers have committed burglary accompanied with violence“ (OT II, Kap. 8, 255), weswegen das Schlafen im Heu allein noch keine Gefangennahme und ein anschließende Todesstrafe rechtfertige. Ironie als Kontrast zwischen der hehren Sphäre der englischen Rechtsordnung und Anstandsmoral im Gegensatz zu den banalen Lebensbedingungen breiter Bevölkerungsschichten stellt bloß, wie Amtsträger ihre Ämter missbrauchen, anstatt mit realistischem Augenmaß zur Verbesserung der Lebenssituation unter den Armen zu sorgen. In den gotthelfschen Romanen dagegen, in denen die städtische Oberschicht abwesend bleibt, lässt sich bei Allen in der wörtlichen Rede eine Tendenz zum Berndeutschen erkennen, ein Standesunterschied wird dadurch nicht markiert.

Ähnlich wie die Sprache markiert die Kleidung bei Dickens Standesgrenzen. Nancy wird durch diese schon auf den ersten Blick als arm erkannt – im Kontrast zur „smartly-dressed female“ an der Rezeption, die Nancy mit „young woman“ anspricht – und hat deshalb Schwierigkeiten, in dem gehobenen Londoner Hotel zu Rosie vorzudringen (OT III, Kap. 3, 331), während die, doch mit ziemlicher Sicherheit gut gekleidete, Rosie von Mr. Brownlow mit grosser Höflichkeit empfangen wird – er nennt sie „young lady“ –, obwohl sie ihm unbekannt ist (OT III, Kap. 4, 341). Der Erzähler führt in einem kurzen Exkurs sogar aus, dass Menschen ihre Rolle durch die Kleidung zugewiesen bekommen, unter ihr aber doch nichts anderes sind als Menschen (OT II, Kap. 14, 295). Menschen werden durch ihre Statur (OT III, Kap. 5, 349), ihre Hautfarbe und -beschaffenheit oder ihre Kleidung charakterisiert. Haare werden nur gelegentlich und unspezifisch erwähnt, so dass das rote Haar des Juden Fagin dessen abstoßendes Gesicht verdecke (OT I, Kap. 8, 64) oder Nancy ihr Haar unordentlich hochgesteckt habe (OT I, Kap. 9, 71). In Gotthelfs *Bauernspiegel* kennzeichnet

sich die Armut des jungen Jeremias dadurch, dass er von seinen Pflegepersonen keine neuen Kleider erhalten hatte und so als Jugendlicher bereits herausgewachsen war (BS, Kap. 9, 91). Er wird weiterverdingt an einen alten, „schlecht gekleidete[n] Mann“ und eine „alte, schmutzige Frau“ (BS, Kap. 9, 92). Die Frisuren werden nicht erwähnt.

Das Land ist bei Gotthelf alles andere als das Paradies auf Erden, und diese Armen singen nicht in Sauberkeit in einem Gottesdienst, sondern sie leben in einer

kleinen verfallenden Hütte mit zerbrochenen, trüben Fenstern und unordentlichen, kotigen [dreckigen] Umgebungen. Rings um das Haus lag der Mist von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demselben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln [Schnitzen] und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrat ausmachten.

Auch das Innere zeigt die Armut und Unsauberkeit:

In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unsauberer Tisch, in der dritten ein vierfach gespaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder [Flachs]; auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum, und auf dem Tisch saß eine Katze.

Der Junge schläft dort auf einem Laubsack und deckt sich mit Hudeln [Lumpen] zu, des Morgens weckt ihn ein Huhn, „das auf mir herumspazierte“. Auffällig ist vor allem die Unordnung, in der Tieren nicht ihr Platz gewiesen wird und deren Exkremeute sich auf Alltagsgegenständen finden. Werkzeuge, die das Mittel für die Lebensgrundlage sein sollten, werden nicht in Ordnung gehalten und gehen so kaputt. Die Unordnung resultiert aus einer Nachlässigkeit gegenüber Dingen und Menschen. Der Erzähler Jeremias kann allerdings verstehen, dass diese Nachlässigkeit auf Kinder attraktiv wirkt: „Wie gerne möchte manches gestutzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will, und wie es will?“ (BS, Kap. 9, 92f.). Die Abwesenheit guter Stoffe oder funktionierender Möbel ist hier wie auch im *Oliver Twist* Zeichen der Armut (OT III, Kap. 2, 317).

Da Jeremias von den Alten aber in Ruhe gelassen wird, widmet er sich mit Begeisterung den neuen Aufgaben, die Eier der Hühner und den Mist der Ziegen einzusammeln. Bei seinen Ausflügen in den Wald sammelt er freiwillig Beeren und liefert die, die er nicht selbst essen kann, bei den Alten ab. Sein Fleiß erfreut die Alten, und so lassen sie ihn gewähren, den Mist aber sollte er verkaufen, denn selbst beispielsweise Kartoffeln anpflanzen wollen sie nicht: „d’Bure cheu für is schwitze, u sy vermöge sauft, is z’erhalte“ („Die Bauern können für uns schwitzen, und sie vermögen es mühelos, uns zu erhalten“; BS, Kap. 9, 96). Ihre Haupteinnahmequelle ist von zweifelhafter Natur: Sie treiben sich auf den Höfen der umliegenden Dörfer herum, bringen gegen Almosen Klatsch und Tratsch von einem Dorf ins andere, ohne wirklich produktiv zu sein. Es geht ihnen deshalb noch einigermaßen gut, den Kaffee können sie zubereiten, ohne ihn mit Zichorien strecken zu müssen (BS, Kap. 10, 100). Dieser Wohlstand ist aber schmarotzerhaft und könnte bei der unordentlichen Haushaltung auf ehrlichem Wege nicht erreicht werden. So lange er aber für das Essen reicht, sehen die beiden auch keine Notwendigkeit, Ordnung herzustellen. Die Pflegeeltern halten ihn demnach nicht nur nicht zur Ordnung an, sondern überlassen ihn vollkommen sich selbst und spornen ihn eher noch zu Betrügereien und kleineren Diebstählen an (vgl. Cimaz 1998, 130). Der junge Jeremias hat keine moralischen Bedenken und wäre vermutlich vollkommen auf eine schiefe Bahn geraten, wenn er nicht eher aus Zufall und Neid seines früheren Meisters seinen neuen Pflegeeltern wieder entzogen worden wäre (BS, Kap. 11). Eine Alternative zum hartherzig und autoritär geführten Invalidenheim, in das der kranke Jeremias gebracht wird, oder zum ebenso hartherzig geführten Armenhaus, in dem Oliver aufwächst, ist diese Haushaltung nicht (vgl. Cimaz 1998, 136). „So geht es: an unbeschränkter Freiheit gehen die Menschen nicht Dutzendweise, sondern zu Tausenden zu Grunde! [...] Läßt man einen Menschen lümmeln nach Belieben, bleibt er zumeist ein Lümmel sein Leben lang“ (Gothelf Jacob, 312), heisst es im zweiten Teil von *Jacobs [...] Wanderungen* (1847). Im *Bauernspiegel* sind Jeremias’ zwielichtige Pflegeeltern, die „christlichen Zigeuner“ (BS, Kap. 10), in ihrer Funktion durchaus mit Fagin und seiner Räuberbande vergleichbar (Cimaz 1998, 137), weisen sich aber vor allem dadurch aus, dass ihrem Leben und damit auch ihrem Erziehungsideal ein Ziel fehlt; Fagins Räuberbande dagegen hat das deutliche Ziel, Oliver zum Dieb auszubilden und ihm mit dem Erlernen dieser Tätigkeit einen geregelten Tagesablauf zu bieten (OT I, Kap. 9 und 10, 72f.). Jeremias schätzt die Freiheit, in der er durch die Wälder streifen kann,

um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gefunden war und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti [Heidelbeeren], später Himbeeren und endlich Brombeeren, wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darübergoß und sogenannten Erdbeeristurm machte, oh, das war denn eine Herrlichkeit! (BS, Kap. 9, 93)

Diese Freiheit findet keine Entsprechung bei Olivers Leben unter den Räubern der Grosstadt, sondern erst unter der Obhut der bürgerlichen Maylies, wo er die Zeit in ihrem Landhaus für Ausflüge in die Natur nutzen kann:

In the morning Oliver would be a-foot by six o'clock, roaming the fields and surveying the hedges far and wide, for nosegays of wild flowers, with which he would return laden home, and which it took great care and consideration to arrange to the best advantage for the embellishment of the breakfast-table. (OT II, Kap. 9, 263)

Bezeichnend, dass Jeremias zuerst an Beeren und später an das Angeln von Fischen denkt, wo der inzwischen gut versorgte Oliver seine Zeit mit dem Sammeln von Blumen zubringen kann. Anders als Jeremias unter den „christlichen Zigeunern“ zeigt sich bei Oliver, dass das Verhalten der Räuberbande an seine moralischen Grenzen stößt, die er nicht zu überschreiten wagt. Diese moralische Grenze ist offensichtlich eine charakterliche Eigenschaft sind, denn seine sittliche Erziehung war weniger als mangelhaft, oder wie der Erzähler lapidar meint: „It would have been *very* like a Christian, and a marvellously good Christian, too, if Oliver had prayed for the people who fed and took care of *him*. But he hadn't, because nobody had taught him“ (OT I, Kap. 2, 12).

Die grundsätzlichen Notwendigkeiten, essen und kleiden, zeigen handgreiflich den Zustand, in dem Jeremias sich befindet. Er kommt als Knecht zu einem reichen Bauern auf dessen Anwesen, „in dem es nobler und reicher zugeht als auf manchem Edelsitz“ (BS, Kap. 12, 120). Typisch für die Lebenswelt der gotthelfschen Romane, in denen immer wieder wohlhabende Bauern auftreten, was die Lebenswelt des Emmentals abbildet, in der die Spanne zwischen reichen Bauern und armen

Tauern [abhängige Kleinbauern] so groß war wie kaum im Kanton Bern. Die Grenze läuft also nicht auf einen Gegensatz zwischen Stadt und Land, sondern auf den einer funktionierenden und deshalb wohlhabenden bäuerlichen Haushaltung gegenüber einer ‚Hudelwirtschaft‘ hinaus. Bezeichnenderweise charakterisiert der Ich-Erzähler sein Verhältnis zu seinem neuen Herrn durch Nahrung und Kleidung: „Sie hatten mich sogleich doppelt kleiden lassen, gaben mir gut zu essen und redeten wohlwollend mit mir“ (BS, Kap. 12, 123), was der Verdingbub bisher schmerzlich missen musste. Funktionierende Hauswirtschaften wie die seiner Großeltern werden durch die Beschreibungen der Nahrungszubereitung als wohlhabend markiert:

Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, [...]. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brot gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu tun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brot, Wein geholt, Nidle gewellt [Rahm erhitzt], Fleisch herabgeschnitten, Schnitze [(Obst-)Stücke] gewaschen, Küchliteig angemacht und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. (BS, Kap. 2, 23)

Hierbei zeigt sowohl die Vielseitigkeit der Nahrung als auch das Vorhandensein von genug Holz für ein großes Feuer den Wohlstand, während die wenigen Holzspäne, die „den ganzen Holzvorrat“ der „christlichen Zigeuner“ ausmachten (s.o.), nicht für ein wohlhabende Stellung sprechen.

In seiner neuen Stellung lernt Jeremias aber vor allem Lesen und eine ordentliche Haushaltung, um die er sich später auch mit seiner Frau Anneli bemüht (BS, Kap. 22). Arbeitsfleiß drückt sich in Sauberkeit aus, denn um sein junges Glück mit Anneli nicht zu gefährden, arbeitet Jeremias in seiner neuen Anstellung „für zwei“ und hält so gut Ordnung, dass „die Ställe sauberer waren als manche Bauernstube“. Ein Problem stellen Exkrememente dabei nicht durch seine Materialität dar, sondern durch die fehlende Bearbeitung durch den Menschen. Eine sauber aufgeräumte und reinliche Gegend zeichnet sich bei Gotthelf durch „gewaltige Misthaufen“, „hochaufgetürmt mit wohlriechendem Kühdreck“ aus (LF I, Kap. 29, 311). Der Mist an sich ist nicht anstößig, sondern im Gegenteil Zeichen für eine funktionierende Stallwirtschaft mit vielen Tieren, in der eine grossen Landfläche bedüngt werden kann. Nur, wer den Mist nicht sammelt, zeigt damit seine Unfähigkeit zu einer geordneten Haushaltung, und verschuldet dadurch seine Armut.

3. Kapitel

Auch in *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* finden sich die schon aus dem *Bauernspiegel* bekannten Merkmale, die Armut signalisieren. Das Haus der Eltern besticht durch blinde, papierene Fenster, das strohlose Dach ist mit „allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt“. Als fremde Reisende vorbeiziehen und diesen Ort als „gar zu romantisch“ bezeichnen, hält Peter dies für ein Schimpfwort und hetzt ihnen seinen kleinen Hund hinterher (LF I, Kap. 2, 27)⁸. Peters Einfalt mag den Leser belustigen, gleichzeitig aber auch die abgehobenen Vorstellungen der wohlhabenden Städter bloßstellen. Der Blick eines äußeren Betrachters ist im *Oliver Twist* vorherrschend; das Auge des Erzählers übernimmt gelegentlich den Blick des jungen Oliver oder etwa eines ungenannten Besuchers (Bick 1992, 96) und droht, dabei im Gewirr der Londoner Straßenschluchten zu versinken, kehrt aber immer wieder zur Distanz des auktorialen Erzählers zurück. In den beiden Gotthelf-Romanen dagegen blitzt die Außensicht nur an einigen wenigen Stellen wie an dieser Erwähnung der Reisenden auf; die Ich-Erzähler sind vollkommen in ihrer Welt eingetaucht. Stärker als Jeremias ist Peter in der rückblickenden Beschreibung seines Lebens der Kritik seines früheren Ichs, eines Aussenblicks auf die eigenen Erlebnisse und damit auch der ironischen Selbstreflexion fähig: Als er beispielsweise auf der Suche nach einer Braut ist und sich dabei besonders für die älteren Mädchen in seiner Klasse, die kurz vor dem heiratsfähigen Alter stehen, interessiert, geht er häufig schon vor Unterrichtsbeginn in die Schulstube, „um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Federnschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schule wusste“ (LF II, Kap. 1, 24). Erst als gereifter Mann wird ihm bewusst, mit welchen Ausreden er sein Verhalten damals zu rechtfertigen suchte.

⁸ Man möchte fragen, ob ironischerweise nicht gerade Dickens einen dieser Reisenden darstellen würde, der bei seinem Schweizeraufenthalt 1845 in den Schweizer Dörfern „so viele Himmelchen und Zufluchtstätten fern von den Sorgen und Nöten der Großstadt“ zu erkennen meint; im Brief an John Forster vom 14. Juni 1845, zit. nach Thalmann 1956, 62. Diese Sicht differenzierte er allerdings – wohl aus Sympathie gegenüber dem liberalen Radikalismus in der Waadt – zwischen der wohlhabenden, weil protestantischen Waadt und dem katholischen Wallis, das sich angeblich durch „Schmutz, Krankheit, Unwissenheit, Unsauberkeit und Elend“ auszeichne; im Brief an Foster vom August 1846, zit. nach ebd., 66. Diesem falschen Bild schweizerischer Idylle hing allerdings auch der Verfasser des ersten englischen Überblicks über Gotthelfs Werk im *British Quarterly Review* vom Oktober 1863 an; vgl. Waidson 1948, 223.

Das erste eigene Haus, das der Ich-Erzähler Peter Käser in seiner neuen Stellung als Landschullehrer bezieht, ist nicht alt, aber von der geizigen Gemeinde billig und schlecht gebaut, wobei Peter „seine neuen Gebrechen, Wände, die nicht mehr in den Fugen waren, Fenster, die nicht schlossen, einfache Dielen“ zwar wahrnimmt, aber ignoriert. Am Morgen weckt ihn die Sonne, „die mir in die Augen funkelte. Denn es versteht sich, Umhänge hatte ich weder am Bett noch an den Fenstern“ (LF I, Kap. 16, 170). Nicht einmal die Dorfkirche, in der Peter mit Mädeli getraut wird, wird von Vogelgezwitscher umschmeichelt, sondern sie „war klein, düster das Licht in demselben, trübe die Fenster, in denen einige gemalte Scheiben glühten“ (LF II, Kap. 9, 87). Auch das Schulhaus in seiner zweiten Anstellung in Gytiwyl ist heruntergekommen. Die Landschaft an sich ist reich, zwischen „mächtige[n] Feldern“ stehen.

Häuser, groß und gewaltig, [...] mit Stroh gedeckt, und vor denselben stunden mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpfelt und glatt getätschelt, wie man sie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angestochen, und die schwarzen Seiten glänzten schwarz und saftig, fast appetitlich. Das Schulhaus war das schlechteste Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben sahen am Dache die Bänder hervor, und ganze Züpfen [dicke Strähnen] Stroh hingen herunter. Der mit Lehm gepflasterte Schopf [Schuppen] war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenster rund, blind und mit Papier geflickt. Das Land, welches zur Schule gehörte, bestund in zwei Stücken, von denen das eine auf dem morastigsten Teil der Allmend [Gemeindegrund] lag, das andere die schattigste Rütli [Wiese] war. (LF I, Kap. 29, 311f.)

Gotthelfs Anliegen, auf den erbarmungswürdigen Zustand der Landschullehrer aufmerksam zu machen und für die Verbesserung ihrer Situation Verständnis zu wecken, wird durch den äußerlich sichtbaren Kontrast der reichen Bauernhäuser mit den schlechten Schulhäusern offenbar gemacht. Diesen Kontrast hatte Gotthelf 1821 als junger Pfarrvikar im Konflikt mit seiner Gemeinde schon zu einem rhetorischen Kniff benutzt. In einer Predigt vom 4. Februar bescheinigte er der Gemeinde Utzenstorf, dass ihre Bauernhäuser zwar den Anschein machten, die Gemeinde sei reich. Da sie sich aber beständig weigerte, ein neues Schulhaus zu bauen, scheint es mit ihrem Reichtum nicht weit her zu sein. Gotthelf erreichte sein Ziel: Die Gemeinde wollte die Schande angeblicher Armut nicht auf sich sitzen lassen und genehmigte einen Schulhausneubau. Äußerlichkeiten wie ordentli-

che Häuser galten als Statussymbole, die die Ehrhaftigkeit der Gemeindebewohner öffentlich präsentieren (Montandon 2009, 19f.).

Auch die Krankheit gehört zum festen Bestand der Armutsschilderungen. Peters Vater war blass und hatte jeden Winter hartnäckigen Husten: „wenn der Winter acht Monate dauerte wie im Jahr 1836, in welchem es nur während vier Monaten nicht geschneit hat, so hustete er auch acht Monate lang“ (LF I, Kap. 2, 26). Da das junge Paar sparen muss, scheut sich Peter, für die kränkelnde Mutter Medizin zu kaufen: „Es muß sich niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal sich lieber der Hoffnung überlassen, es werde dem Kranken von selbstem bessern, als daß sie die Gesunden hungern lassen“ (LF II, Kap. 20, 208). Der Anbau und die Versorgung mit Nahrungsmitteln dient immer wieder zur Charakterisierung sowohl von Peters Eltern als auch von seiner eigenen Situation. Die Eltern „besaßen ein kleines Heimwesen, auf welchem man in guten Jahren ein Kuh und einige Schafe mühselig durchbringen konnte, wenn man alle Äpfel- und Erdäpfel-schindti [Apfel- und Kartoffelschalen] sorgsam zu Rate zog.“ (LF I, Kap. 2, 26). Der Haupterwerb ist die Weberei, von der sich die Familie kaum ernähren kann; auch Peter verschafft sich später mit der Weberei neben dem Lehrberuf einen Zusatzerwerb. Das Land der Eltern eignet sich nicht zum Anbau von Korn, ist zu trocken, steinig und schattig, zudem haben die Eltern kaum Gelegenheit, Mist zu sammeln und das Land zu düngen (LF I, Kap. 2, 27). Die Verpflegung Peters und seiner Frau besteht aus Kartoffeln, Milch, (schwarzem) Brot, etwas Kaffee, Mehl, Butter und Salz (LF II, Kap. 10, 95). Das weiße Brot, Wein, Rahm, Fleisch und Obst, mit dem im *Bauernspiegel* die Großmutter von Jeremias aufwarten konnte, fehlen. Zusätzliches können sich die beiden nicht einfach so leisten, sondern Peter muss seine Haushaltsrechnung überschlagen, „ob ich nicht diesen Abend mein Weibchen einmal ins Wirtshaus führen oder wenigstens eine Halbe Wein holen lassen dürfe“ (LF II, Kap. 10, 96). Fleisch kommt selten auf den Tisch: „Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Schellenhause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens vermochten“ (LF II, Kap. 10, 98). Kartoffeln sind dabei das Grundnahrungsmittel, das auch im eigenen Garten angepflanzt werden kann. Als es dem Paar aber zunehmend schlechter geht und es sich durch den unbedingt nötigen Haushalt und die Ernährung der drei Kinder immer mehr verschuldet, muss es im März von den Kartoffeln auf Mehlsuppe ausweichen, um noch genügend Setzlinge für den Sommer zu behalten (LF II, Kap. 23, 423). Die Gemeinde liefert ihnen Holz, wie es für die Landschullehrer üblich ist.

Die Primarlehrer wurden grundsätzlich von der Gemeinde bezahlt, die dafür Naturalien bevorzugten. Doch Mädeli bemüht sich darum, zum Kochen und Heizen möglichst wenig zu verbrauchen, da sie offensichtlich nicht übermäßig viel davon erhalten (LF II, Kap. 10, 94). Die Familie bemüht sich in christlicher Demut, an die Peter immer wieder durch seine Frau erinnert wird, um ein zufriedenes Leben trotz der Armut.

Trotz der stellenweise erheblichen Unterschiede in der kompositorischen und erzählerischen Aufbereitung des Stoffes bei Dickens und Gotthelf finden sich in den Frühwerken beider Schriftsteller stehende Motive, mit der Armut signalisiert wird. Verfallene Häuser und Dreck werden augenfällige Zeichen für die Armut, wobei bei Dickens die Abwesenheit von Komfort und Freiheiten, bei Gotthelf die Abwesenheit vor allem von Ordnung jeweils die größte Rolle spielen. Schlechte Kleidung, Nachlässigkeit bei den Frisuren, blasse Haut und eine abgemagerte Gestalt dienen zur äußerlichen Kennzeichnung von Armut. In Gotthelfs Werk wird Überfluss durch die Aufzählung verschiedenster Nahrungsmittel deutlich gemacht, während Armut sich mit immer den gleichen Nahrungsmitteln begnügen muss.

Dickens zeigt durch Ironie die Fehler in der gesellschaftlichen Armenfürsorge an, während Gotthelf dazu Schilderungen und Reflektionen seiner Ich-Erzählers nutzt, die immer wieder in die Handlungen eingestreut werden. So kommt es, dass Jeremias deutlich ausspricht, was im Oliver Twist nur unausgesprochen zu erahnen ist: „Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Rätsel! Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand, schwer zum Begreifen?“ (BS, Kap. 6, 66). Wer einmal in der Armut landet, kann sich selten wieder daraus befreien: „So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft; sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei alles“ (BS, Kap. 3, 47). Wie aber auch Nancy sich nicht gewehrt hat, als sie von Fagin immer weiter in kriminelle Machenschaften gezogen wird, und an dieser Schuld zerbricht, so kommt auch Jeremias nicht darum, die Frage der Verantwortung zu differenzieren:

Man würde mir unrecht tun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es seien keine Arme an ihrer Armut schuld. Ich weiß

gar wohl, daß ein bedeutender Teil der Armen ihre Armut selbst verschulden und mutwillig ihre Kinder in ihrem Elend behalten; ich wollte nur sagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armut bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern deswegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu erziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können. (BS, Kap. 7, 66)

Diese Erziehung zur christlichen Ordnung ist als Stütze des Menschen unbedingt nötig. Armen- und Landschulwesen gehören so untrennbar zusammen. Pierre Cimaz stellte fest, dass die gotthelfsche Welt eine postrevolutionäre Welt ist, die das Christentum abschafft und in der der Eigennutz regiert. Diese Gesellschaft

leidet an genau den gleichen Übeln wie die industrielle und liberale Gesellschaft, deren Expansion Gotthelf mit Besorgnis beobachtet und die wenig später Dickens in *Oliver Twist* beschreiben wird. Das eigennützige Interesse regiert in der bernischen Gemeinde so gut wie im London von Dickens als ob es Herr wäre, bei den Schweizer Bauern wie bei den englischen Bourgeois. (Cimaz 1998, 135)

Der ungebremste Eigennutz und die zwischenmenschliche Ignoranz ist für beide Schriftsteller eines der Grundübel der schlechten Lebensbedingungen, nicht nur bei den Bauern und Bourgeois, sondern auch bei den „christlichen Zigeunern“ und den Londoner Diebesbanden. Gotthelf stellt diesem den Gemeinnutz gegenüber,⁹ während im *Oliver Twist* die uneigennützig, christliche Nächstenliebe im Vordergrund steht, die durch Rosie und schließlich sogar im Sühneopfer der Nancy bewiesen wird. Bestimmend war für Gotthelf die Ordnung des christlichen Haushalts, in der sich die Eigenverantwortlichkeit und Verantwortungsbereitschaft gegenüber dem unmittelbaren Gemeinwesen des (männlichen, erwachsenen) Christen bewährt und in denen dieser sich vor Gott verantworten muss. Das Christentum war grundlegend für seine Lebenseinstellung, für seine Haltung als politischer Mensch und als Schriftsteller (Tanner 1997, 15–17). Er war überzeugt, dass die Fortschritte der Menschheit niemals errungenes Gut, sondern immer wieder neu zu erkämpfen sind. So ist auch das Individuum immer wieder durch Chaos und Armut bedroht und muss durch persönliche Anstrengungen und persönliches In-Ordnung-Halten des eigenen Lebens dem Leid in der Armut zu entgehen suchen. In diesem Sinne fordert die Armut das Individuum wie auch das Gemein-

⁹ Vgl. dazu auch die „Anregung zur Gemeinnützigkeit“ vermutlich von 1829, in Gotthelf EB, Bd. 17, 25–29.

wesen heraus. Beide, Individuum und Gemeinschaft, haben sich als christlich vor Gott zu verantworten und gleichzeitig in ihm seine Grundlage zu sehen. Sie können sich dieser Verantwortung weder entziehen noch sie an eine Obrigkeit abgeben, und damit begründet sich sowohl im Armen- als auch im Schulwesen Gotthelfs unausgesprochene Forderung nach einem Staat, in dem ein republikanisches Christentum herrscht.

Literatur

Ausgaben

Dickens, Charles. 2003. *Oliver Twist, or, The Parish Boy's Progress*. Hrsg. v. Philip Horne. London: Penguin.

Gotthelf, Jeremias. 1911–1977. *Sämtliche Werke in 24 Bänden* [SW]. Hrsg. v. Rudolf Hunziker/Hans Bloesch/Kurt Guggisberg/Werner Juker. 24 Bd. Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch.

Ders. 1922–1977. *Sämtliche Werke in 24 Bänden. Ergänzungsbände* [EB]. Hrsg. v. Rudolf Hunziker/Hans Bloesch/Kurt Guggisberg/Werner Juker. 18 Bd. Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch.

Ders. 2012. *Politische Publizistik 1828–1854. Band 2. Kommentar 1828–1840*. Hrsg. v. Barbara Mahlmann-Bauer/Marianne Derron. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.

Ders. 2012. *Jacobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. Band 1. Text*. Hrsg. v. Christian von Zimmermann. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.

Weitere Literatur

Allen, Michael. 2008. A Sketch of Life. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 3–17.

Bick, Wolfgang. 1992. Charles Dickens' *Oliver Twist*. Zur übersetzerischen Frührezeption der „fremden“ Großstadtrealität. In *Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung*. Hrsg. v. Fred Lönker. Berlin: Erich Schmidt, 87–106.

Brook, G. L. 1970. *The Language of Dickens*. London: Andre Deutsch.

Cheadle, Brian. 2008. *Oliver Twist*. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien.

- sien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 308–317.
- Cimaz, Pierre. 1998. Jeremias Gotthelf (1797–1854). Der Romancier und seine Zeit. Übers. v. Hanns Peter Holl. Tübingen, Basel: Francke.
- Fehr, Karl. 1954. *Jeremias Gotthelf*. Zürich: Büchergilde Gutenberg.
- Ingham, Patricia. 2008. The Language of Dickens. In *A Companion to Charles Dickens*. Hrsg. v. David Paroissien. Malden MA, Oxford, Carlton: Blackwell, 126–141.
- Juker, Bee/Martorelli, Gisela. 1983. Jeremias Gotthelf 1797–1854 (Albert Bitzios). Bibliographie 1830–1975. Gotthelfs Werk – Literatur über Gotthelf. Bern Burgerbibliothek.
- Junker, Beat/Dubler, Anne-Marie: Bern (Kanton). In *Historisches Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7383.php>. (31.5.2013).
- Lischer, Markus: Verdingung. In *Historisches Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16581.php>. (29.5.2013).
- Maack, Annegret. 1991. Charles Dickens. Epoche – Werk – Wirkung. München: Beck.
- Marti-Glanzmann, Walter. 1948/49. Jeremias Gotthelf als Schulkommissär 1835–1844. 1. Teil. In *Burgdorfer Jahrbuch* 15, 11–84. 2. Teil. In: *Burgdorfer Jahrbuch* 16, 7–66.
- Montandon, Jens. 2009. Utzentorfer Anfänge. In *Jeremias Gotthelf und die Schule. Katalog zur Ausstellung in der Gotthelf-Stube in Lützelflüh 2009*. Hrsg. v. Barbara Mahlmann-Bauer. Bern: Gotthelf-Stube, 16–22.
- Tanner, Albert. 1997. Vom „ächtigen Liberalen“ zum „militanten“ Konservativen? Jeremias Gotthelf im politischen Umfeld seiner Zeit. In: „...zu schreien in die Zeit hinein...“ *Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzios (1797–1854)*. Hrsg. v. Hanns Peter Holl/J. Harald Wäber. Bern: Burgerbibliothek, 11–59.
- Thalmann, Liselotte. 1956. Charles Dickens in seinen Beziehungen zum Ausland. [Diss.] Zürich: Juris.
- Waidson, H. M. 1948. Jeremias Gotthelf's Reception in Britain and America. In *The Modern Language Review* Vol. 43, No. 2, 223–238.

Überwachen und Strafen

Armut und Ausgrenzung in Büchners *Woyzeck*

Nadja Reinhard

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

1. Einleitung

In Georg Büchners Jubiläumsjahr seines 200. Geburtstages sind die 1824-1826 in juristischen Fachzeitschriften publizierte, inzwischen längst vergessenen Gutachten von Georg Büchners Vater Ernst erneut unter dem Titel *Versuchter Selbstmord mit Stecknadeln* veröffentlicht worden.¹ Die depressive Patientin des titelgebenden Berichts gab an, zunächst 30 und später dann 300 Stecknadeln in suizidaler Absicht verschluckt und unbeeinträchtigt wieder ausgeschieden zu haben. Ernst Büchner hielt das nicht für glaubhaft; zur experimentellen Überprüfung schaffte er einen großen Dachshund an, dem er Stecknadeln ins Futter mischte, um ihn dann zu töten, den Bauchraum zu eröffnen und die erhöhte Peristaltik des Darms zu beobachten:

¹ Ernst Büchner: *Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*. Hrsg. v. Heiner Boehncke u. Hans Sarkowitz. Stuttgart: Insel 2013.

Die lapidar mitgeteilte Tötung des Versuchs-Hundes, die Georg als Zehnjähriger sehr wahrscheinlich miterlebt hatte, wird als Erinnerungsposten einer kindlichen Empörung lebendig geblieben sein. Die absurde Buchführung des Nadel-Verzehrs und –Abgangs wird noch übertroffen von der eiskalten Gefangenschaft des ‚Frauenzimmers‘, von der erst im *Nachtrag* zur *Nadelgeschichte* die Rede ist.²

Am 18. Dezember 1836 hatte der Vater die Übersendung eines Buchpaketes angekündigt, das auch Exemplare dieses Gutachtens enthielt; der inzwischen in theoretischer Medizin habilitierte Sohn sollte sie exemplarisch mit seinen Studenten in Zürich durchgehen. Georg Büchner, der seinem *Woyzeck*-Drama, mit dem er zu dieser Zeit intensiv beschäftigt war, medizinisch-psychiatrische Gutachten des Falles Woyzeck – u.a. von Johann Christian August Clarus - zugrundelegte,³ war durch die Sendung seines Vaters „[k]urz vor seinem Tod [...] noch einmal mit dem absurden Schrecken konfrontiert, der vom Nadelexperiment ausgeht. Woyzecks mörderische Erbsen-Diät ist mit diesem grotesken und in der sinnlosen Summierung der verschluckten und ausgeschiedenen Nadeln durchaus komischen Experiment wahrlich verwandt.“⁴ Der Schwerpunkt des vorliegenden Beitrags wird jedoch nicht auf dem Vergleich des juristisch-moralischen Ansatzes des Vaters und des Sohnes bei der Beurteilung der zugrundeliegenden Fallgeschichten liegen, sondern auf der grundsätzlichen Struktur einer Subjektivierung durch Disziplinierung, durch Strategien des Überwachens und Strafens, die Georg Büchner als grundsätzliche sozialpolitische, psychologische und moralische Erkenntnis diesen Fallgeschichten abgewinnt, um sie in eine dramatische Form zu überführen. Hier kann die dem Dichter Lenz in der gleichnamigen Erzählung in den Mund gelegte Devise gelten: „Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder, in

² Heiner Boehncke u. Hans Sarkowitz: „Nachwort.“ In: Ernst Büchner: *Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*, S. 119-130; hier: S. 127f.

³ „Am 2. Juni 1821 tötete der 41jährige entlassene Soldat und arbeitslose Perückenmacher Johann Christian Woyzeck in Leipzig seine zeitweise Geliebte, die 46jährige Witwe Johanna Woost, mit mindestens sieben Messerstichen. Am 11. Oktober 1821 wurde er dafür zum Tod durch das Schwert verurteilt. Es folgten qualvolle drei Jahre lang Einsprüche, Stellungnahmen, Sondervoten, Berichte, Reskripte, psychiatrische Gutachten und Begnadigungsgesuche an den König von Sachsen, die dieser ablehnte. Am 27. August 1824 wurde Woyzeck auf dem Marktplatz zu Leipzig öffentlich hingerichtet.“ (Hermann Kurzke: *Georg Büchner. Geschichte eines Genies*. München: Beck 2013, 429)

⁴ Heiner Boehncke u. Hans Sarkowitz: „Nachwort.“ In: Ernst Büchner: *Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*, 119-130; hier: 128.

den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel.“⁵ Während es im Strafrechtsverfahren des realen ‚Falles‘ Woyzeck im Gutachten des Sanitätsrats Clarus darum geht, einen Mörder hinsichtlich der Zurechnungsfähigkeit zu begutachten, und zwar durch eine Befragung und Untersuchung *nach* der Tat, werden im Drama Begutachtung und soziogenetische Analyse auf die Zeit *vor* der Tat verlegt und in verdichteter Form dargestellt: „An die Stelle höchster Autonomie im Suizid bei Kleist tritt bei Büchner der sinnlose Mord. Woyzecks Bluttat ist kein eruptiver Ausbruch, keine göttliche ‚mania‘ wie bei Penthesilea, vielmehr hängt der Proletarier als hilflose Marionette an den Fäden eines ihn missbrauchenden Ausbeutungssystems als Arbeiter auf dem untersten Existenzniveau.“⁶ Als Gesprächspartner wird er nicht ernst genommen, sondern ausgegrenzt, er wird ständig beobachtet und diagnostiziert (nicht nur vom Doktor), als armer Mann ist er nur als Arbeiter und als Versuchsobjekt zu brauchen. In einem Überwachungssystem, partialisiert in Militär- und Gesundheitswesen, wird er ausgebeutet, während die Zeit für ein Privatleben fehlt⁷. Ein panoptisches Beobachtungssystem im Sinne Benthams, wie es Foucault in *Überwachen und Strafen* beschrieben hat, wenn auch ohne architektonische Fixierung, lässt sich als Form der Subjektbildung durch Unterwerfung („assujettissement“)⁸ anhand Büchners *Woyzeck* aufzeigen. Die Ausgrenzung des Paupers Woyzeck erfolgt schon *vor* seiner Verurteilung als Mörder, sein Leben kann als vorweggenommenes ‚Gefängnis‘ gedeutet werden, dem er nicht enttrinnen kann⁹. Formen der Disziplinierung und Zeit-

⁵ Georg Büchner: *Dichtungen*. Hrsg. v. Henri Poschmann. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 2006, 234; vgl. ebd. S. 705 sowie Michael Niehaus: „Gegen Gutachten. Büchners *Woyzeck*.“ In: *Büchner Jahrbuch* 12, 2012, S. 219-238; hier: 233.

⁶ Uwe Schütte: Schnitte, Einstiche, Öffnungen – Stichpunkte zu einer einschneidenden Literatur (Kleist, Büchner, Jahn, Heiner Müller). In: *Convivium* 2010, 19-43; hier: 25.

⁷ „Zeit ist für Woyzeck nahezu ausschließlich Arbeitszeit und deren Kehrseite, die freie Zeit, ist für ihn kaum existent. Freiräume zur selbstbestimmten Nutzung von Zeit, Freizeit, gibt es nicht.“ (Daniela Bravin: *Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen*. Bielefeld: *Aisthesis* 2012, 209)

⁸ „Der Mensch, von dem man uns spricht und zu dessen Befreiung man einlädt, ist bereits in sich das Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er. Eine ‚Seele‘ wohnt in ihm und schafft ihm eine Existenz, die selber ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt.“ (Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, 42)

⁹ „*Woyzeck* [ist] ein soziales Drama von stupender Kraft. Gerade weil niemand etwas ändern kann, wirkt das Soziale in seiner Fatalität so empörend, so grausam, so sehr als Gefängnis.“ (Hermann Kurzke: *Georg Büchner. Geschichte eines Genies*. München: Beck 2013, 446)

Budgetierung haben eine Form der Strafe als „Fest der Martern“¹⁰ ersetzt; die Seele als „Effekt und Instrument einer politischen Anatomie [wurde zum] Gefängnis des Körpers.“¹¹

2. Überwachen und Strafen: Panoptisches System und Widerstandspunkte

Die letzte öffentliche Hinrichtung auf dem Marktplatz in Leipzig fand am 27. August 1824 statt; der hingerichtete Mörder war der arbeitslose Perückenmacher und ehemalige Soldat Johann Christian Woyzeck. In Foucaults *Überwachen und Strafen* war es die öffentliche Hinrichtung Damiens‘ (1757), die er den Paragraphen der Arbeits- und Zeitregulierung im später geschaffenen Gefängnis gegenüberstellte: die „Leibesmarter“ wurde durch eine „Zeitplanung“ ersetzt¹². Marter und Hinrichtung hatten eine rechtspolitische Funktion im Sinne einer „Wiederherstellung der für einen Augenblick verletzten Souveränität [...]“; als Sieg über das den Souverän verletzende Verbrechen entfaltet sie vor den Augen aller eine unüberwindliche Kraft¹³. Diese Inszenierung der Macht wurde nun durch stete Disziplinierungsmaßnahmen und eine Überwachung im Stil eines panoptischen Systems ersetzt. Michel Foucault hat in seinen Untersuchungen „die Entwicklung einer Reihe von Prozeduren und Techniken zur Ordnung, Unterwerfung und Disziplinierung von Menschen und Körpern während des 18. Jahrhunderts nachgezeichnet, in deren Verlauf die in der Person des Souveräns symbolisierte und kristallisierte Macht, zu urteilen und zu strafen, zu befehlen und zu herrschen, sich nach und nach von ihrer Verbindung mit der Souveränität löst, sich gewissermaßen dezentralisiert, vervielfältigt und alle Bereiche des Gesellschaftskörpers zu durchdringen und neu zu organisieren beginnt.“¹⁴ Die vertikale Richtung der Machtausübung der Souveränität wird durch eine horizontale Streuung der Disziplinarmacht ersetzt: „was in

¹⁰ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, 44.

¹¹ Ebd., 42.

¹² „Das eine Mal eine Leibesmarter, das andere Mal eine Zeitplanung. Die beiden sanktionieren nicht dieselben Verbrechen, sie bestrafen nicht ein und denselben Typ von Delinquenten. Aber sie definieren jeweils einen bestimmten Straf-Stil. Zwischen ihnen liegt kaum ein Jahrhundert: innerhalb dieses Zeitraums wurde in Europa und den Vereinigten Staaten die gesamte Ökonomie der Züchtigung umgestellt.“ (Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, 14)

¹³ Ebd., 65.

¹⁴ Theresia Maria Guntermann: *Arbeit – Leben – Sprache. Eine diskursanalytische Untersuchung zu Texten Georg Büchners im Anschluss an Michel Foucault*. Essen: Die Blaue Eule 2000, 137.

der Werkstatt, in der Schule, in der Armee überhand nimmt, ist eine Mikro-Justiz der Zeit (Verspätungen, Abwesenheiten, Unterbrechungen), der Tätigkeit (Unaufmerksamkeit, Nachlässigkeit, Faulheit), des Körpers („falsche“ Körperhaltungen und Gesten, Unsauberkeit), der Sexualität (Unanständigkeit, Schamlosigkeit).¹⁵ Macht- und Disziplinierungseffekte konnten dadurch erhöht werden, dass sie nicht mehr lückenhaft, als ereignishaft wirksame Rituale, sondern „durch permanente Überwachungs- und Kontrollmechanismen ausgeübt“¹⁶ wurden. Disziplinierungsmaßnahmen schreiben sich in den Körper ein, sie vollziehen sich am Körper, den sie formen, als eine epochentypische Leiblichkeit: „Der Zugriff der Macht legt sich also nicht einfach auf den Körper. Er bringt einen bestimmten, realen Körper – mit seinen konkreten Verhaltens- und Wahrnehmungsspielräumen leibhaftig hervor.“¹⁷ Auf das Doppelspiel von Subjektivierung und Unterwerfung spielt in diesem Zusammenhang der Begriff „assujettissement“ an, den Foucault erörtert; im Zusammenhang mit dem psychisch kranken Woyzeck ist hier von Bedeutung, dass in seiner Untersuchung *Wahnsinn und Gesellschaft* gezeigt wird, dass Wahnsinnige seit der Klassik nicht nur wie ein Tier zur Schau gestellt und verwahrt wurden, „[s]ondern die Dressur als ein Tier und wie ein Tier wurde als Weg gewählt, um den Wahnsinn gleichsam zu sich selbst zu bringen und in seiner Animalität zu beruhigen.“¹⁸ Die minutiöse Genauigkeit der Dressur ist zum wesentlichen Bestandteil der Militärordnung und der Arbeitsabläufe der Armen geworden und unterliegt einer permanenten Überwachung und Kontrolle: „Die Disziplin steigert die Kräfte des Körpers (um die ökonomische Nützlichkeit zu erhöhen) und schwächt diese selben Kräfte (um sie politisch fügsam zu machen).“¹⁹ Von dieser „neue[n] politische[n] Anatomie“ kann man „sagen, daß der Disziplinarzwang eine gesteigerte Tauglichkeit und eine vertiefte Unterwerfung im Körper miteinander verkettet.“²⁰ Die eingeübte Rolle kann ausgefüllt werden, weil die Befähigung zur Ausübung im Rahmen der Disziplinierung entstanden ist; und die genaue Befolgung der eingeübten Regeln wird durch eine ständige Überwachung gesichert, die beim Einzelnen das Gefühl einer ständigen Sichtbarkeit erzeugt. In *Überwachen und Strafen* analysiert Foucault den Bauplan von Gefängnissen nach einem ‚panoptischen‘ System,

¹⁵ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, 229.

¹⁶ Michel Foucault: *Die Anormalen. Vorlesungen aus dem Collège de France (1974-1975)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 115.

¹⁷ Petra Gehring: *Foucault – Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a.M.: Campus 2004, 88.

¹⁸ Petra Gehring: *Foucault – Die Philosophie im Archiv*, 89.

¹⁹ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, 177.

²⁰ Ebd.

Modell für eine Disziplargesellschaft von Beobachtung und Überwachung. Der Bauplan gewährleistet, dass die Häftlinge ständig damit rechnen müssen, dass sich der ihnen verborgene Blick des Bewachers auf sie richtet; er sichert damit die Verinnerlichung der Machtverhältnisse und fördert die Selbstbeobachtung und die erzwungene Anpassung an das Disziplinarsystem. Foucault findet die modellhafte Wirkung des panoptischen Gefängnisses nicht sehr erstaunlich, denn „mit seinem Zeitrhythmus, seiner Zwangsarbeit, seinen Überwachungs- und Registrierungsinstanzen, seinen Normalitätsregeln“ hat es bewirkt, dass „das Gefängnis den Fabriken, den Schulen, den Kasernen, den Spitälern gleicht, die allesamt den Gefängnissen gleichen“²¹.

Nach Foucault ist man jedoch auch als ohnmächtiger und armer Einzelner, wie es bei Woyzeck als ausgebeutetem Pauper der Fall ist, nicht immer den Machtverhältnissen widerstandslos ausgeliefert, denn es gibt, wie er andeutet, auch *Widerstandspunkte*: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. [...] Diese Widerstandspunkte sind überall im Machtnetz präsent. Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung [...]. Sondern es gibt einzelne Widerstände“²². Zu fragen ist, ob sich solche Widerstandspunkte auch im Verhalten des Paupers Woyzeck in Büchners Drama finden lassen. Foucault hat in *Überwachen und Strafen* von solchen Ereignissen berichtet, z.B. vom Widerstand der Sträflinge, die als Kette aneinander geschmiedet sind und den Tod vor Augen singen, tanzen, die Zuschauer zu einem „Sabbatsreigen [als] Antwort auf das Zeremoniell der Justiz“²³ einladen.

3. Armut und Ausgrenzung in Büchners *Woyzeck*

²¹ Ebd., 292.

²² Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, 96.

²³ Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, 336. „Er kehrte die Ordnung der Macht und die Zeichen der Herrlichkeit und die Gestalten der Lust um.“ (Ebd.) „In der Verschiffung der Narren, dem Ausschluß der Leprösen, den Zeremonien der Marter, der Behandlung der Irren und Kranken schimmern immer wieder Ereignisse durch, Szenen, Dramen, kleine Narrationen eben, der inneren Anspannung im Machtgefüge und des vergessenen Widerstands.“ (Petra Gehring: „Sind Foucaults Widerstandspunkte Ereignisse oder sind sie es nicht. Versuch der Beantwortung einer Frage.“ In Marc Röllli (Hrsg.): *Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze*. München: Fink 2004, 275-284; hier: 283.

Im November 1836 hat Georg Büchner in Zürich seine Lehrtätigkeit in Neuropathologie aufgenommen, „am Tage mit dem Skalpell in leidenschaftlichem Trotz auf der Suche nach dem Gesetz der Schönheit, Fische, Frösche und Kröten sezierend und für seine Vorlesungen präparierend, die Lupe vor den kurzsichtigen Augen, des Nachts in der Spiegelgasse 12 über Büchern sitzend und am Woyzeck schreibend.“²⁴ In *Woyzeck* führt Büchner vor, dass ein in Not und Elend lebender Pauper, der von einer Arbeitsstelle zur nächsten hetzt, doch seiner elenden Lage nicht entinnen kann. Woyzeck muss zahlreiche Arbeiten annehmen, um als einfacher Infanterist nicht nur selbst überleben zu können, sondern auch seine Geliebte Marie und ihr Kind zu unterstützen. Er schneidet Stöcke, die der Disziplinierung der Soldaten, also auch der eigenen, dienen, er rasiert den Hauptmann und wird vom Doktor zu unwürdigen und gesundheitsschädigenden Experimenten missbraucht. Die Sympathie des fortschrittlichen Demokraten Büchner gilt in *Woyzeck* wie in seinen übrigen Dramen weniger den Revolutionären wie Danton oder Robespierre, sondern den ausgegrenzten Armen, den Opfern der Gesellschaft, „den Millionen von Woyzecks, für die der Autor des „Woyzeck“ Berufung einlegte, indem er für ihre aus Armut und Verzweiflung geborenen Taten nicht moralische Minderwertigkeit, sondern soziale Entwürdigung verantwortlich machte.“²⁵ In seinem Drama lässt er „dem gequälten, wirren und in seiner menschlichen Entmenschlichung über alle Person hinaus objektiven Soldaten Woyzeck Gerechtigkeit widerfahren.“²⁶ Seine Machtanalyse setzt sehr konkret an und zeigt, „wie die Macht unmittelbar am Körper ansetzt, ohne einer Vermittlung durch Zeichen, Repräsentationsformen oder Zeremoniell zu bedürfen.“²⁷ Entsprechend hat Dürrenmatt seine Büchner-Preis-Rede mit dem Zitat des absurden Katzenexperiments aus Büchners *Woyzeck*

²⁴ Friedrich Dürrenmatt: (1986) Georg Büchner und der Satz vom Grunde. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt 2004, 319-325; hier: 324.

²⁵ Walter Jens: (1989) Georg Büchner, Poet und Rebell, im Licht unserer Erfahrung. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt 2004, 444-451; hier: 447.

²⁶ Theodor W. Adorno: *Die musikalischen Monographien. Gesammelte Schriften Bd. 13*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971, 429. Alban Berg (und mit ihm Adorno) hat mit Franzos die (falsche) Schreibweise „Wozzeck“ beibehalten.

²⁷ Armin Schäfer: Biopolitik. In Roland Bogards und Harald Neumeyer (Hrsg.): *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler 2009, 176-181; hier: 179.

beschlossen,²⁸ in dem der Doktor eine Katze aus dem Fenster wirft, um zu prüfen, „wie wird diese Wesenheit sich zum centrum gravitationis gemäß ihrem eigenen Instinkt verhalten?“ (80)²⁹ Woyzeck, der die Katze auffängt, beantwortet die Frage und beschreibt den Widerstand des Tieres: „Herr Professor, sie beißt!“ (80) Und sofort wird Woyzeck, denn „das Tier hat keinen wissenschaftlichen Instinct“ (81), in das Experiment mit einbezogen, sein Puls wird gemessen und erfreut stellt der Professor eine beginnende Ohnmacht fest: „der Mensch, seit einem Vierteljahr isst er nichts als Erbsen, bemerken sie die Wirkung, fühlen Sie einmal: was ein ungleicher Puls! Der und die Augen. Woyzeck: Herr Doktor, es wird mir dunkel!“ (81) Gerade in den im Drama vorgeführten Menschenexperimenten zeigt sich, „dass in erster Linie die Machtverhältnisse über die Grenzziehung zwischen ‚Tierischem‘ und ‚Menschlichem‘, zwischen ‚edler‘ und ‚verwerflicher‘ Natur entscheiden.“³⁰ Die beiden zentralen Figuren des Dramas – Woyzeck und Marie – sind aus Gründen ihrer Existenznot und der bestehenden Machtverhältnisse in besonderer Weise von Armut und damit verbundener Ausgrenzung bedroht: „Prekär - also [...] vom Herausfallen aus der gesellschaftlichen Ordnung bedroht – sind die Identität, die Existenz und die soziale Verortung der beiden zentralen *dramatis personae*.“³¹ Wie sich diese prekäre Situation im Drama in einzelnen Szenen darstellt, soll im Folgenden gezeigt werden.

Das keineswegs „offene“ Drama setzt nicht „expositionslos“³² ein, wie es die überlieferten *Woyzeck*-Handschriften belegen. Der früheste Entwurf in Handschrift 1 (H 1)³³

²⁸ Friedrich Dürrenmatt: (1986) Georg Büchner und der Satz vom Grunde. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt 2004, 319-325; hier: 325.

²⁹ Zitate aus Büchners Dramenfragment im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl nach Georg Büchner: *Woyzeck. Studienausgabe*, nach der Edition v. Thomas Michael Mayer, hrsg. v. Burghard Dedner. Stuttgart: Klett 1999.

³⁰ Iulia-Karin Patrut: Der arme Proletarier und die arme Proletarierin im Exklusionsbereich. Georg Büchners „Woyzeck. In: *Der Deutschunterricht* 5, 2012, 7-15; hier: 7.

³¹ Ebd., S. 8 mit Bezug auf Robert Castel: Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums. Hamburg: Hamburger Edition 2011. „Letzte Konsequenz der [...] Prekarisierung ist die radikale Ent-Ortung des (männlichen) Individuums Woyzeck, das seine Subjektivierung durch den Mord an der Lebensgefährtin zu erlangen glaubt, und des (weiblichen) Individuums Marie, die eine letzte Selbstvergewisserung in der Affäre mit dem Tambourmajor sucht.“ (Iulia-Karin Patrut: *Der arme Proletarier und die arme Proletarierin im Exklusionsbereich*, 8)

³² Volker Klotz: *Geschlossene und offene Form im Drama*. 2. Aufl. München: Hanser 1962, 115. Vgl. zum Folgenden insbes. Andreas Beck: Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘! Überlegungen zur ‚geschlossenen Form‘ und zum möglichen Ende des ‚Woyzeck. In *Zeitschrift für deutsche Philologie* 4, 2012, 537-552.

³³ Georg Büchner: *Woyzeck. Studienausgabe*, nach der Edition v. Thomas Michael Mayer, hrsg. v. Burghard Dedner. Stuttgart: Klett 1999, 108-125.

zeigt vielmehr mit „Buden. Lichter. Volk“ und „Das Innere der Bude“ ein „unverkennbar prologartig gestaltet[es] [...] autoreflexive[s] ‚Spiel im Spiel‘: In das Stück, dessen Publikum wir im Schauspielhaus sein könnten, ist ein weiterer Aufführungsort eingelassen (die Bude), mit quasitheatralischer Darbietung (gedrillter Affe, dressiertes Pferd) und Publikum (Volk, Soldat, Margreth, Unteroffizier).“³⁴ Der Ausrufer weist auf den Anfang vom Anfang und auf das Thema des Dramas hin, in dem es um einen Menschenversuch mit einem ausgegrenzten Armen gehen wird: „Es wird seyn, die räpräsentation, das commencement vom commencement wird sogleich nehm sein Anfang.“ (12) Im folgenden „theatralischen Menschenversuch“ wird „der Protagonist, ein gedrillter Soldat, vorgeführt wie ein dressiertes Tier, uns beim Durchlauf durch die Szenenversuchsordnung zeigen [...], was es mit dem zwischen „Kunst“ und „Natur“ angesiedelten „Menschen“ (108f.) auf sich hat.“³⁵ Schon diese frühe Exposition aus H1 verdeutlicht die Machtverhältnisse, bei denen ein ausgegrenzter armer Soldat als Beispiel für die Dressur, für „die Fortschritte der Civilisation“ (67) gelten kann: „Alles schreitet fort, ein Pferd, ein Aff, ein Canaillevogel. Der Aff’ ist schon ein Soldat, s’ist noch nit viel, unterst Stuf von menschliche Geschlecht!“ (67) In der Jahrmarktszene erscheinen Dressur und Erziehung als wahre menschliche Natur; Büchner zeigt hier, dass die künstliche „Naturgesetzlichkeit als Bewegungsgesetz der bewußtlosen Gesellschaft [real]“³⁶ ist: „der Hohlspiegel der Grotteske ist so geschliffen, daß er die realen Züge verdichtet einfängt.“³⁷ Dass es ihm jedoch nicht nur um die Struktur von Macht und Ausgrenzung geht, sondern vor allem um die Individualität der Opfer der Ausbeutung, zeigt die Veränderung in H2 (beibehalten bis H4), in der dieser Exposition zwei weitere Szenen vorangestellt werden, die Woyzeck mit seinem Freund Andres und seine Geliebte Marie vorstellen. Diese drei sind die einzigen Figuren, deren Namen im Drama erscheinen, während die übrigen Figuren nur mit ihrer Berufs- oder Rollenbezeichnung (Doktor, Hauptmann, Tambourmajor, Narr) benannt werden. Die individuelle Namensnennung der Exposition und ihre je unterschiedliche, individuelle Verarbeitung der gleichen Pauperisierungssituation, der sie ausgesetzt sind, wird bei den späteren Entwürfen (H4,1) gegenüber den früheren Dialogen (H2,1) noch vermehrt. Andreas Beck stellt zwei bemerkenswerte Veränderungen heraus:

³⁴ Andreas Beck: *Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘*, 540.

³⁵ Ebd.

³⁶ Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M: Suhrkamp 1966, S. 347. Vgl. Christina Kaindl-Hönig: *Theater ohne Illusionen. Georg Büchners Ästhetik der Emanzipation*. Marburg: Tectum 2011, 251.

³⁷ Ulrike Paul: *Vom Geschichtsdrama zur politischen Diskussion*. München: Fink 1974, 186.

„Zum einen, dass jetzt der Hauptfigur das erste Wort zukommt, dass Woyzeck nicht mehr hinter Andres zurückstehen muss; und zum andern ist in der späteren Version ein auffälliger Einsatz von Personennamen zu beobachten.“³⁸ Die neue Version der Expositionsszene macht die altruistische Ausrichtung Woyzecks deutlich, der zwar das erste Wort hat, sich aber erst viermal an Andres wendet, also wie im Namen selbst angedeutet an ein „Anderes“ Individuum, „bevor wir endlich erfahren, wie er denn nun heißt“.³⁹ Der Beginn des Dramas („Freies Feld. Die Stadt in der Ferne“ (9/145)) ist zwar vor der geregelten Stadtwelt situiert, jedoch sofort der Arbeit gewidmet, denn „Woyzeck und Andres schneiden Stöcke im Gebüsch“ (9/145), die später der eigenen Disziplinierung durch Vorgesetzte dienen werden. Und als individueller ‚Widerstandspunkt‘ im Sinne Foucaults und als Folge von Arbeitshetze, Ausbeutung und Demütigung wird schon mit der ersten Äußerung Woyzecks zu Beginn des Dramas sein paranoid-psychotisches Abwehrsystem deutlich (H4,1):

Woyzeck: Ja Andres; den Streif da über das Gras hin, da rollt Abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es wär' ein Igel. Drei Tag und drei Nächte und er lag auf den Hobelspänen (leise) Andres, das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer, still!

Andres (singt)

Saßen dort zwei Hasen
Fraßen ab das grüne, grüne Gras
Bis auf den Rasen. (9/145)

Woyzeck sieht sich im Fokus der ihn verfolgenden Freimaurer und igelt sich ein, fährt seine Schutzstacheln aus, um der Angst zu begegnen. Sein Gefährte Andres spürt offenbar seine Angst, er versucht ihn durch ein Lied zu besänftigen, und ergänzt das Thema ‚Igel‘ durch sein bekanntes Pendant, den Hasen, der solchen Gefahren eher entrinnen kann. Während für Woyzeck die Welt „hohl“ ist und er an das Wirken der Freimaurer denkt, dann einer weiteren Wahnwahrnehmung unterliegt und erlebt, wie „ein Feuer [...] um den Himmel [fährt] und ein Getös herunter[kommt] wie Posaunen“ (9/145ff.), hat Andres den Kontakt zur Realität nicht verloren; er hört das Disziplinierungssignal des Zapfenstreichs: „Hörst du? Sie trommeln drin. Wir müssen fort.“ (10/147)

³⁸ Andreas Beck: *Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘*, 542.

³⁹ Ebd., 543.

Der von Andres angekündigte Zapfenstreich führt dann in der zweiten Szene (H4,2), die Marie als zweite Hauptfigur mit ihrem Kind und der Nachbarin Margreth einführt, am Fenster Maries vorbei: „Der Zapfenstreich geht vorbey, der Tambourmajor voran.“ (10/147) Gegenüber den Vorentwürfen wird Marie hier nach den apokalyptischen Halluzinationen Woyzecks als „Marie. (das Kind [...] auf dem Arm.)“ (10/147) eingeführt und damit gewinnt sie als Marienfigur „so etwas wie die Würde einer pauperistischen Madonna“.⁴⁰ Dieser Überhöhung stehen jedoch Ausbruchswünsche entgegen: „Maries Beschränktheit wird dadurch deutlich, daß sie den aufgeputzten Tambourmajor begehrenswert findet und ihrem Begehren folgt, ohne mit ihm eine Perspektive zu haben.“⁴¹ Die Nachbarin, auch sie Teil des im Drama allgegenwärtigen ‚panoptischen‘ Beobachtungssystems, hält ihr das offensichtliche Begehren vor: „Frau Jungfer, ich bin eine honette Person, aber sie, sie guckt 7 Paar lederne Hose durch.“ (10/148) In dieser Szene findet sich auch der einzige Dialog zwischen Marie und Woyzeck, in dem wir auch seinen Vornamen „Franz“ erfahren, die beiden jedoch nur durch das Fenster kommunizieren, denn Woyzeck hetzt zur nächsten Arbeit, er muss „zum Verles“ (11/148).

Marie. Was hast du Franz?

Woyzeck. (geheimnisvoll) Marie, es war wieder was, viel, steht nicht geschrieben, und sieh da ging ein Rauch vom Land, wie der Rauch vom Ofen? (11/148)

Hier kommt Woyzeck im Dialog „als ‚Franz Woyzeck‘ mit Vor- und Zunamen zu sich – und zu Frau und Kind, zu einer seltsamen, mit einem Anflug von Heiligkeit und Unzucht gleichermaßen versehenen Familie.“⁴² Am Schluss der Quarthandschrift H4 wird mit dem Verlesen des „fast übervollständige[n] Protagonistennamen[s]“⁴³ „Friedrich Johann Franz Woyzeck, geschworener Füsilier im 2. Regiment“ (34/167f.) und dem mit „Mariae Verkündigung“ bezeichneten Geburtsdatum die Konstellation der Exposition am Anfang –

⁴⁰ Andreas Beck: *Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘*, 546.

⁴¹ Annette Graczyk: *Sprengkraft Sexualität. Zum Konflikt der Geschlechter in Georg Büchners Woyzeck*. Georg Büchner Jahrbuch 11 (2005-2008), 101-121; hier: 111.

⁴² Andreas Beck: *Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘*, 547.

⁴³ Ebd., 548.

Marienfigur und Zu-sich-selbst-Kommen Woyzecks – wieder aufgegriffen, ein Beleg dafür, „dass Anfang und Schluss von H4 als Textrahmen konzipiert sind.“⁴⁴

Darüber hinaus ist jedoch auch hinsichtlich der altruistischen Grundeinstellung Woyzecks ein Bezug zur Anfangsszene erkennbar, in der sich Woyzeck jeweils zunächst an den Anderen, an Andres nämlich, wendet, seinen Freund, dem er auch jetzt noch das einzige Gut testamentarisch vermacht, das er sich als Schutz gegen die Kälte leisten konnte, seine Kamesol-Weste, die nicht zur normalen Ausrüstung eines einfachen Soldaten gehörte. Selbst der Himmel bietet für Woyzeck keine Hoffnung auf Erlösung aus dem Kreislauf von ständiger Arbeit, Armut und Elend: „ich glaub’ wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen.“ (18)

Was Woyzeck antreibt, das ist die Sorge um seine Geliebte und ihr Kind, für deren Unterhalt er mit seiner rastlosen Tätigkeit sorgt. Als einfacher Soldat ist er dem Disziplinarsystem und der ständigen Überwachung des Militärsystems so sehr ausgeliefert, dass er nicht nur die darauf bezogenen Normen internalisiert hat, sondern ihnen eine psychotische Eigenbedeutung zuordnen musste: er fühlt sich verfolgt und nimmt statt der ihn in die Kaserne zurückrufendem Trommelwirbel nur noch eine bedrohliche Stille wahr, die die Welt anhalten lässt. Er verdient auch so wenig, dass er keine Genehmigung für eine Hochzeit mit Marie erhalten kann. Einen Vorwurf seines Hauptmanns, er habe keine Moral, weist er entrüstet von sich; hierin kann ein Widerstandspunkt im Sinne Foucaults gesehen werden, denn Woyzeck verzichtet hier auf die ansonsten eingeübte und für jede Äußerung eines Vorgesetzten passende stereotype Antwort „jawohl“, obwohl er die Drohung des Hauptmanns kaum vergessen hat, der bei drohender Insubordination Woyzeck mit Erschießen droht: „Kerl, will er erschossen werden, will ein Paar Kugeln vor den Kopf haben?“ (76) Dennoch besteht Woyzeck darauf, dass Gott auch uneheliche Kinder annehmen wird: „Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das Amen drüber gesagt ist, eh’ er gemacht wurde. Der Herr sprach: lasset die Kindlein zu mir kommen.“ (18) Während der

⁴⁴ Ebd.; einen weiteren Beleg sieht Beck (ebd.) im Aufgreifen der „Hobelspäne“ des Anfangs (9/145) am Schluss der Quarthandschrift H4: „Ja Andres, wann der Schreiner die Hobelspän sammelt, es weiß niemand, wer seinen Kopf darauf legen wird.“ (34/168)

Hauptmann sich vor Verführungen fürchtet, die zuviel Freizeit bietet – Woyzeck hat ihn viel zu rasch rasiert, und das erschreckt den Hauptmann -, weist Woyzeck auf seine Armut hin, die ihm kein tugendhaftes Leben ermöglicht: „Sehn Sie wir gemeinen Leut, das hat keine Tugend, es kommt einem nur so die Natur, aber wenn ich ein Herr wär und hätt ein Hut und eine Uhr [...], ich wollt schon tugendhaft seyn. Es muß was Schöns seyn um die Tugend, Herr Hauptmann.“ (18f.) Als dann der Hauptmann Woyzeck damit reizt und eifersüchtig macht, dass er ihm entsprechende Andeutungen zum Verhältnis von Tambourmajor und Marie macht, ist die Stunde des Doktors gekommen. Er kann jetzt sein Menschenexperiment ausweiten und die Überwachung und Kontrolle auf diese Feldexperiment hin ausdehnen; sofort wird die Diagnose registriert, der freudigen Erwartung des Doktors entsprechend: „Gesichtsmuskeln starr, gespannt, zuweilen hüpfend, Haltung aufgerichtet gespannt.“ (26) Dieser Arzt ist nur vom Forschungsdrang beseelt und von den eigenen Theorien, die er experimentell bestätigen will, damit sie ihm unsterblichen Ruhm bescheren; als ihm Woyzeck von Schwämmen auf dem Boden mit Linien und Kreisen berichtet, sagt er ihm:

Doctor. Woyzeck! Er kommt ins Narrenhaus, er hat eine schöne fixe Idee, eine köstliche alienatio mentis, seh' er mich an, was soll er thun, Erbsen essen, dann Hammelfleisch essen, sein Gewehr putzen, das weiß er Alles und da zwischen die fixen Ideen, die Vermengung, das ist brav Woyzeck, er bekommt ein Groschen Zulage die Woche, meine Theorie, meine neue Theorie, kühn, ewig jugendlich. Woyzeck, ich werde unsterblich. Zeig' er seinen Puls! Ich muß ihm morgens und Abends den Puls fühlen. (73)

Woyzeck kommt seinen Pflichten als Soldat, als Barbier des Hauptmanns und als Versuchsobjekt des Doktors nach, entwickelt aber auch psychotische Symptome; für den Doktor ist er das Musterbeispiel eines „interessante[n] casus“. (23) Wie der Hauptmann wirft auch der Doktor Woyzeck fehlende Moral vor; er hat sich nicht an die Vereinbarung gehalten, den eigenen Urin nicht vollständig zur Untersuchung abgeliefert, sondern „an die Wand gepißt wie ein Hund.“ (21)

Woyzeck beruft sich auf seine ‚Natur‘, die sich durchgesetzt hat, die ‚einfach kommt‘, und bezieht dabei neben der Armut, die er gegenüber dem Hauptmann für das Fehlen tugendhaften Handelns angeführt hatte, die für ihn ebenso wichtige zweite Grundbedingung seines Handelns an, das Autonom-Werden körperlicher Bedürfnisse, die er in diesem Fall als

natürlich entschuldigt, die ihn im Falle der Halluzinationen, die er ebenfalls nicht beeinflussen kann, ganz massiv ängstigen und bedrohen. Der Doktor fördert durch seine einseitige Diät, vor allem im Wechsel mit dem angekündigten Hammelfleisch, ganz nach zeitgenössischem Wissensstand, die Entstehung von Halluzinationen, die er bei ihrem Auftreten freudig begrüßt. Woyzecks Entschuldigung lässt er – durchaus auch zum Sadismus neigend – demgegenüber keinesfalls gelten: Sie widerspricht der von ihm selbst vertretenen philosophischen Theorie der Willensfreiheit; der Willen hat in jedem Fall den Blasenmuskel zu beherrschen: „Es giebt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprengte sie in die Luft.“ (21)

Doctor. Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur! Hab' ich nicht nachgewiesen, daß der musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. Den Harn nicht halten können! (schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab) Hat er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? (21)

Sowohl der Hauptmann wie auch der Doktor sind – den menschlichen Status Woyzecks in ihrem Handeln selbstverständlich aberkennend – an dem Wohl einer niederen dienenden Kreatur nicht interessiert und so auch nicht fähig, die soziale Lage Woyzecks mit den daraus folgenden Konsequenzen zu durchschauen, die für sein „verhetztes“ Aussehen verantwortlich ist, das ihm der Hauptmann dann auch noch zum Vorwurf macht. „Sowohl der Doctor als auch der Hauptmann betrachten Woyzecks in der unmittelbaren Umsetzung von physischen Bedürfnissen zum Ausdruck kommende Verbindung mit der Natur seines Körpers aus der Distanz derjenigen, die diese Verbindung überwunden und in den Griff bekommen haben, der Doctor dadurch, daß er sie als Abweichung von einer physischen Norm, der Hauptmann dadurch, daß er sie als Abweichung von einer moralischen Norm begreift.“⁴⁵ Büchner macht hier in Vorwegnahme Foucaults den Mechanismus „einer Dressur sichtbar [...], die nicht einfach nur unterdrückend wirkt, sondern in ihrer Ordnung schaffenden Funktion auf einen möglichst effektiven Einsatz und eine optimale Ausnutzung von Menschen und Körpern

⁴⁵ Theresia Maria Guntermann: *Arbeit – Leben – Sprache*, 136.

zielt.⁴⁶ Besonders an der Figur des Doktors wird deutlich, dass Büchner die Verschränkung von naturwissenschaftlich-medizinischer Forschung und biopolitisch orientierter Disziplinararmacht erkannt und kritisch gestaltet hat. Damit wird das Paradoxe eines homo oeconomicus „hervorgetrieben und damit Einspruch [erhoben] gegen eine Situation [...], die den Menschen zur Arbeit zwingt und um den Genuß des Lebens bringt.“⁴⁷ Nicht nur in seiner Probevorlesung hat Büchner das solchem Handeln zugrunde liegende teleologisch orientierte Zweckdenken kritisiert, in seinem Drama hat er diese Kritik einem Handwerksburschen in den Mund gelegt, der die von Büchner kritisierte Position in ironischer Übersteigerung zu vertreten scheint.

Handwerksbursch. (predigt auf dem Tisch)

Jedoch wenn ein Wandrer, der gelehnt steht an den Strom der Zeit oder aber sich die göttliche Weisheit beantwortet und sich anredet: Warum ist der Mensch? Warum ist der Mensch? – Aber wahrlich ich sage euch, von was hätte der Landmann, der Weißbinder, der Schuster, der Arzt leben sollen, wenn Gott den Menschen nicht geschaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben sollen, wenn er dem Menschen nicht die Empfindung, der Schaam eingepflanzt, von was (der Wirth) der Soldat, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfnis (der Unmäßigkeit) sich todtzuschlagen ausgerüstet hätte. (100)

Mit Heiner Müller lässt sich abschließend sagen: „Die Wunde Heine beginnt zu vernarben, schiefe; WOYZECK ist die offene Wunde.“⁴⁸ Diese ‚Messerdichtung‘ ist so mit Uwe Schütte als „Hallraum eines verrückten Sprechens, eines kollektiven, minoritären Sprechens, eines ausgeschlossenen Sprechens, das ein anderes Wissen ausdrückt als jene Lügen, die allenthalben als Wahrheit feilgeboten werden“⁴⁹ konzipiert, das „durchaus, dass man sich an ihr schneidet und sticht, denn sie intendiert eine Provokation, eine Zumutung an den Rezipienten“⁵⁰.

⁴⁶ Ebd., 137.

⁴⁷ Ebd., 176.

⁴⁸ Heiner Müller: „Die Wunde Woyzeck.“ In: Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt 2004, S. 314-315; hier: 315.

⁴⁹ Uwe Schütte: „Schnitte, Einstiche, Öffnungen“, 26.

⁵⁰ Ebd.

Bibliografie

- Adorno, Theodor W. 1971. *Die musikalischen Monographien*. Gesammelte Schriften Bd. 13. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W. 1966. *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Andreas. 2012. Schluss mit dem ‚Mord-Komplex‘! Überlegungen zur ‚geschlossenen Form‘ und zum möglichen Ende des Woyzeck. In *Zeitschrift für deutsche Philologie* 4, 537-552.
- Bravin, Daniela. 2012. *Zeit und ihre Nutzung im Werk Georg Büchners. Eine Untersuchung zeitgenössischer Quellen*. Bielefeld: Aisthesis.
- Büchner, Ernst. 2013. *Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*. Hrsg. v. Heiner Boehncke u. Hans Sarkowitz. Stuttgart: Insel.
- Büchner, Georg. 2006. *Dichtungen*. Hrsg. v. Henri Poschmann. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Büchner, Georg. 1999. *Woyzeck. Studienausgabe*, nach der Edition v. Thomas Michael Mayer, hrsg. v. Burghard Dedner. Stuttgart: Klett.
- Boehncke, Heiner u. Hans Sarkowitz. 2013. Nachwort. In Ernst Büchner: *Versuchter Selbstmord durch Verschlucken von Stecknadeln*, 119-130.
- Castel, Robert. 2011. *Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Dürrenmatt, Friedrich. 1986. Georg Büchner und der Satz vom Grunde. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.). 2004. *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt, 319-325.
- Foucault, Michel. 2003. *Die Anormalen. Vorlesungen aus dem Collège de France (1974-1975)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1994. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1977. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gehring, Petra. 2004. *Foucault – Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a.M.: Campus.

- Gehring, Petra. 2004. Sind Foucaults Widerstandspunkte Ereignisse oder sind sie es nicht. Versuch der Beantwortung einer Frage. In Marc Röllli (Hrsg.): *Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze*. München: Fink, 275-284.
- Graczyk, Annette. 2005-2008. Sprengkraft Sexualität. Zum Konflikt der Geschlechter in Georg Büchners *Woyzeck*. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 11 (2005-2008), 101-121.
- Guntermann, Theresia Maria. 2000. *Arbeit – Leben – Sprache. Eine diskursanalytische Untersuchung zu Texten Georg Büchners im Anschluss an Michel Foucault*. Essen: Die Blaue Eule.
- Jens, Walter. 1989. Georg Büchner, Poet und Rebell, im Licht unserer Erfahrung. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.). 2004. *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt, 444-451.
- Kaindl-Hönig, Christina. 2011. *Theater ohne Illusionen. Georg Büchners Ästhetik der Emanzipation*. Marburg: Tectum.
- Klotz, Volker. 1962. *Geschlossene und offene Form im Drama*. 2. Aufl. München: Hanser.
- Kurzke, Hermann. 2013. *Georg Büchner. Geschichte eines Genies*. München: Beck, 429.
- Meier, Albert. 1983. *Georg Büchners Ästhetik*. München: Fink.
- Müller, Heiner. 2004. Die Wunde Woyzeck. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen und Kommentar*. Band 3 (1980-2002). Berlin: Erich Schmidt, 314-315.
- Niehaus, Michael. 2012. Gegen Gutachten. Büchners Woyzeck. In *Büchner Jahrbuch* 12, 219-238.
- Patrut, Iulia-Karin. 2012. Der arme Proletarier und die arme Proletarierin im Exklusionsbereich. Georg Büchners Woyzeck. In *Der Deutschunterricht*, 7-15.
- Paul, Ulrike. 1974. *Vom Geschichtsdrama zur politischen Diskussion*. München: Fink.
- Schäfer, Armin. 2009. Biopolitik. In Roland Bogards und Harald Neumeyer (Hrsg.): *Büchner-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, 176-181.
- Schütte, Uwe. 2010. Schnitte, Einstiche, Öffnungen – Stichpunkte zu einer einschneidenden Literatur (Kleist, Büchner, Jahn, Heiner Müller). In *Convivium*, 19-43.

**Die finanzielle und soziale Armut der Angestellten.
Figurationen der Erwerbsarmut zwischen Proletariat und Bürgertum bei
Hermann Ungar, Martin Kessel und Hans Fallada**

Kristina Lahl
Universität zu Köln

Darstellungen der Erwerbsarmut sind in der deutschen Literatur spätestens seit dem 19. Jahrhundert weit verbreitet, prominente Beispiele stellen etwa Georg Büchners *Woyzeck* als schockierende gesellschaftliche Analyse des Teufelskreises aus Armut, Erniedrigung und Unterdrückung des Paupers sowie Gerhart Hauptmanns *Die Weber* als desillusionierende Darstellung der Ausbeutung des Proletariats dar. In den 20er und 30er Jahren gerät eine neue soziale Schicht in den Fokus der Aufmerksamkeit, die in zahlreichen sozialen Studien¹ und literarisch, nun vorrangig nicht mehr in der Form des sozialen Dramas, sondern im Genre des neusachlichen Romans, aufgegriffen und beleuchtet wird: die Angestellten. Das plötzliche große Interesse an dieser sehr heterogenen Berufsgruppe hat seine Gründe. Siegfried Kracauer konstatiert in seiner viel beachteten soziologischen Abhandlung *Die Angestellten* aus dem Jahre 1929 einen rapiden Zuwachs der Angestellten nach dem Ersten Weltkrieg:

Die Gründe für die ungeheure Vermehrung [...] sind im wesentlichen an die Strukturwandlungen der Wirtschaft geknüpft. Die Entwicklung zum modernen Großbetrieb bei gleichzeitiger Veränderung seiner Organisationsform; das Anschwellen des Verteilungsapparates; die Ausdehnung der Sozialversicherung und der großen Verbände, die das

¹ Scherer bietet eine Übersicht über die wichtigsten soziologischen Studien zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Angestellten. Neben den prominentesten von Emil Lederer, Siegfried Kracauer und Hans Speier nennt er weitere von Hans Horbart, Otto Süssengut, Rudolf Jobst, Carl Sreyfuss, Emma Sträter und Manfred Dittrich. (Vgl. Scherer 2005, 185)

Kollektivleben zahlreicher Gruppen regeln [...]. Daß gerade so viele Frauen in die Angestelltenberufe geströmt sind, läßt sich noch im besonderen aus der Erhöhung des Frauenüberschusses, den wirtschaftlichen Folgen von Krieg und Inflation und dem Bedürfnis der neuen Frauengeneration nach wirtschaftlicher Selbständigkeit erklären. (Kracauer 1930, 15f.)

Problematischer als die Analyse dessen, was zur Entstehung der Angestelltenkultur der modernen Großstadt geführt hat, ist die Frage, was einen Angestellten ausmacht. Kocka liefert eine Definition, indem er insbesondere versucht, die Angestellten von den Arbeitern zu differenzieren. Er nennt als wichtigste Merkmale die nicht-körperliche Arbeit fern von den eigentlichen Produktionsstätten im Büro einer Bank, der Verwaltung oder dem Handel. Sie bekommen ein Gehalt und keinen Lohn, während sie in einem Arbeitsumfeld tätig sind, das weniger laut und sauberer ist als das der Arbeiter. Des Weiteren verdienen sie mehr, genießen mehr Arbeitssicherheit und ihnen werde mehr soziale Anerkennung entgegengebracht. (Vgl. Kocka 1981, 7f.) Jedoch fügt er hinzu, dass die ‚ungelöste Grundfrage der Angestelltensoziologie‘ darin bestehe, eindeutig zu klären, wo sich die Schnittstelle zwischen Arbeitern und Angestellten befinde, was letztere als Gruppierung zusammenhalte und aus welchen gesellschaftlichen Strukturen sich die Unterschiede und die mit ihnen einhergehenden sozialen, kulturellen und politischen Besonderheiten ergeben. (Vgl. ebd., 8)

Es ist kaum erstaunlich, dass eine gesellschaftliche Masse, die solchermaßen schwierig zu definieren ist, auch zu sehr unterschiedlichen ästhetischen Transformationen der Fiktionalisierung im Rahmen des Genres des Angestelltenromans geführt hat. Zu den bekanntesten und in der Literaturwissenschaft am ausführlichsten diskutierten Romanen dieser Gattung gehören zumeist Texte von Autoren aus dem linken politischen Spektrum, die eine sozialkritische oder politische Aussage beinhalten.² Diese changiert jedoch sehr stark, die Romane sind sowohl in der Wahl ihres Personals wie auch in ihrem Gestus äußerst heterogen: Behandelt

² Zu den bedeutendsten Angestelltenromanen der 20er und 30er Jahre zählen neben den hier im Detail verhandelten die folgenden Romane, wobei mit dieser Aufzählung keine Vollständigkeit suggeriert werden soll und auch die Grenze zwischen Angestellten und Kleinbürgern verwischt: Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* und *Gilgi. Eine von uns*; Erich Kästners *Fabian*; Rudolf Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert*; Lion Feuchtwangers *Erfolg*; Oskar Maria Graf's *Anton Sittlinger*; Rudolf Braunes *Das Mädchen an der Orga Privat*; Albert Klaus' *Die Hungernden*; Christa Anita Brücks *Schicksale hinter Schreibmaschinen*; Wilhelm Speyers *Ich geh aus und du bleibst da*.

werden Bankangestellte, VerkäuferInnen, StenotypistInnen und VertreterInnen zahlreicher weiterer beruflicher Nischen der Angestelltenkultur, die jeweils ein ihnen eigenes berufliches Umfeld haben, in mehr oder weniger direktem Kontakt zu ihren Chefs stehen, deren Tätigkeit verschiedene Grade an Mechanisierung aufweist etc., was jeweils Einfluss auf die Wahrnehmung des Berufsalltags der Protagonisten, ihre Bedrohung durch Erniedrigung, Arbeitslosigkeit und Armut sowie ihr soziales Netzwerk hat. Zudem ist der sozialkritische Fokus der Romane breit geschichtet, indem einerseits das gesellschaftliche System und die Ausbeutung der Angestellten angeprangert wird, andererseits der Angestellte aber auch negativ als der paradigmatische Mitläufer und Wegbereiter des Nationalsozialismus dargestellt wird. Als gegensätzliche Pole können in dieser Hinsicht Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* und Oskar Maria Grafts *Anton Sittinger* gelten, indem der erstere Roman durch die Integrität und den unverschuldeten Abstieg der Hauptfigur eine Identifikation und das Mitleid des Lesers antizipiert, während in letzterem Text der kleinbürgerliche Angestellte als widerlicher, skrupelloser Opportunist erscheint.

Angesichts dieser Heterogenität der Romane ist es schwierig, ‚den‘ Angestelltenroman der Weimarer Republik auf knappem Raum zu analysieren. Im folgenden soll der Fokus dementsprechend auch lediglich auf drei Romanen liegen, auf Hermann Ungars *Die Verstümmelten*, Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* und Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko*, die jeweils sowohl in ihrer Thematik als auch in ihrem narrativen Stil äußerst unterschiedlich sind und somit ein gewisses Spektrum der zahlreichen Facetten des Angestelltenromans abdecken. Gemein ist ihnen, dass sie jeweils Geschichten des Scheiterns darstellen. Im Vordergrund der Analyse stehen die Figurationen der prekären Stellung des Angestellten zwischen Proletariat und Bürgertum, durch die er den problematischen Arbeits- und Lebensbedingungen in der modernen Großstadt, der Vermassung der Gesellschaft, der Existenzängste und der Maschinisierung des Menschen kein individuelles oder kollektives Selbst- bzw. Klassenbewusstsein entgegenzusetzen hat. Die Determination der Figuren durch ihre Herkunft und ihren beruflichen Stand, die sich auch auf ihr Privatleben ausdehnt und sich vor allen Dingen durch die drohende oder bestehende Armut ergibt, hängt hiermit eng zusammen. Die Protagonisten der drei Romane verlieren jeweils im Laufe der Handlung ihre Anstellung, das Umschlagen

des ‚Angestelltenromans‘ in einen ‚Arbeitslosenroman‘ ist in dem Genre nicht unüblich (vgl. Scherer 2005, 197). Ihre prekäre Lage ergibt sich jedoch nicht erst nach der Kündigung, sondern ist bereits zuvor präsent. Das Gehalt nahe am Existenzminimum, die mangelnde berufliche und persönliche Verwirklichung, die absolute Unterordnung, die routinierte, rationalisierte Arbeit sowie die mangelnde Solidarität unter den Kollegen und innerhalb der sozialen Schicht zermürben die Protagonisten im Laufe der Handlung und führen in eine Spirale der Armut, der mit Resignation, Wut oder Sarkasmus begegnet wird. Aufgrund der Kürze dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, den drei Romanen in ihrer Gänze gerecht zu werden und die zahlreichen Facetten der Auseinandersetzung mit der Armut der Angestellten aufzudecken.³ Die Untersuchung konzentriert sich daher auf den Aspekt der Selbstverortung des Angestellten zwischen Proletariat und Bürgertum, indem die gesellschaftliche Zwischenstellung des Angestellten nicht nur einer der in den Romanen meist thematisierten Komplexe ist, sondern auch einen Großteil der Voraussetzungen für die finanzielle Armut sowie die mit ihr einhergehenden gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen und Identitätsproblematiken der Figuren darstellt. In dieser problematischen Situation der Angestellten liegt auch das Potential der politischen und sozialkritischen Aussage der Romane:

Der Angestellte eignet sich aufgrund dieser Veränderungen und unter Vernachlässigung der arbeits- und versicherungsrechtlichen Definitionsmächte, die ihn bürokratisch produzieren, zum Paradebeispiel des modernistischen Diskurses, er wird zum ungesicherten und bindungslosen Individuum par excellence, das sich weder durch Klassensolidarität noch durch nationale Loyalitäten oder die Autonomiebehauptungen des Künstlers gegen die Zumutungen der Alltäglichkeit, der Routine und der generellen Ersetzbarkeit versichern kann. (Stüssel 2004, 183)

Insbesondere anhand der Rezeption des Erfolgsromans *Kleiner Mann – was nun?* von Hans Fallada zeigt sich ein Phänomen, das literaturwissenschaftlich allgemein problematisch ist, am Beispiel des Angestelltenromans jedoch vor allen Dingen aufgrund der zahlreichen zeitgenössischen soziologischen Studien zum

³ Insbesondere Martin Kessels Roman *Herrn Brechers Fiasko* ist äußerst komplex. In der Forschung ist eine eingehende Untersuchung von „Kessels aphoristisch organisierte Romansatire, die ein mehr oder weniger vollständiges Panorama aller Topoi des Genre [des Angestelltenromans] inszeniert“ (Scherer 2005, 193) bislang noch ein Desiderat.

Themenkomplex gehäuft auftritt: Es handelt sich hierbei um die Annahme, Literatur liefere ein realistisches Abbild einer sozialen oder kulturellen Wirklichkeit und könne somit valide Aussagen über den ‚Alltag, wie er tatsächlich gewesen ist‘ liefern und an ihrem Realitätsgehalt gemessen werden. Hans Falladas Text wurde häufig unter diesen Prämissen gelesen und sowohl positive wie negative Urteile stützen sich nicht selten auf die Einschätzung, ob der Roman nun realistisch oder nicht sei.⁴ Kerstin Stüssel verweist, wenn auch nicht konkret im Bezug auf Fallada, auf die Unzulänglichkeit dieser Deutungsansätze, indem sie konstatiert, dass es sich bei der Darstellung des Alltags in Angestelltenromanen keineswegs um eine realistische Schilderung alltäglicher Situationen handelt, sondern um „unalltägliche Auseinandersetzungen um die Restbestände von Metaphysik in der Moderne, um Hermeneutik, Geschlechtertypologien und um den Angestellten als Repräsentanten einer substanzlosen, dezentrierten Gegenwart.“ (Stüssel 2004, 180) Anhand der Darstellung der sozialen Situation der Angestellten als eigene gesellschaftliche Schicht, in den fiktionalen Figurationen der Erwerbsarmut und Ausbeutung können daher Strukturzusammenhänge einer Gesellschaftsanalyse aufgedeckt werden, welche in engem Zusammenhang stehen mit Modellen der Individualität, der politischen Radikalisierung, Abgrenzungs- und Identitätskonzepten sowie Strategien des Überlebens in der modernen, kapitalistischen Gesellschaft. Somit geht es hier auch nicht um eine Analyse der tatsächlichen Situation der Angestellten in den 20er und 30er Jahren, die aus den Romanen abgeleitet werden könnte, sondern um die fiktionale Adaption einer sozialen Schicht, die paradigmatisch für die Entwicklungen der modernen Großstadt erscheint. Dadurch erhalten die Romane auch eine politische Dimension, deren Zeitdiagnose über den unmittelbaren Alltag der ‚Angestelltenkultur‘ hinausgeht und das Problem der sozialen Desorientierung des modernen Individuums und seiner Bedrohung durch Armut und Ausschluss aus der am Konsum ausgerichteten Gesellschaft zum virulenten Problem stilisiert.

⁴ Vgl. zur zeitgenössischen Rezeption von *Kleiner Mann – was nun?*, die vor allen Dingen die Unmittelbarkeit und den Realismus des Romans hervorhebt und damit den Erfolg des Textes erklärt Prümm 1995, 258.

Das am häufigsten von der Forschung hervorgehobene Charakteristikum der Angestellten ist ihre soziale Stellung zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum.⁵ Zumeist wird hierbei konstatiert, dass sich das Selbstverständnis des Angestellten vor allen Dingen ex negativo aus der Abgrenzung vom Proletariat ergibt, wobei ein Standesdünkel beobachtet wird, der sich aus der vermeintlich besseren finanziellen Lage, der höheren Bildung und der nicht-körperlichen, ‚sauberen‘ Arbeit ergibt. Gleichzeitig jedoch gehört der Angestellte auch dem Bürgertum nicht an, allenfalls als ‚Kleinbürger‘;⁶ wobei hier die Trennlinie von den Protagonisten der Romane nicht so scharf gezogen wird; die prekäre finanzielle Lage und der Zwang zur devoten Unterordnung markieren im mangelnden Selbstbewusstsein der Angestellten die Distanz zum Bürgertum, während Bildung und die Hoffnung auf einen möglichen, jedoch sehr unwahrscheinlichen Aufstieg eine ideelle Nähe zum höheren gesellschaftlichen Stand aufrechterhält. Diese soziale Zwischenstellung, so wurde in der Forschung bemerkt, reduziert die Masse der Angestellten zu einer primär auf die neuen modernen Konsumgüter ausgerichteten Gruppierung ohne inneren Zusammenhalt und Identität, die auch zu einem mangelnden Solidaritätsgefühl und der Unfähigkeit zu politischer Organisation und Verbesserung der eigenen Lage führt. Aspekte des Angestelltendaseins sind seine

Ort- und Merkmallosigkeit, Distinktions- und Affirmationskalküle innerhalb einer sozialen Formation, die sich durch symbolische Abgrenzung zu variablen Sequenzen ungesicherter Schichtzugehörigkeit konstituiert, aber nur bedingt verfestigt, dementsprechend Statusprobleme hat und einen permanenten Kampf um Anerkennung durch Aufmerksamkeits- bzw. Attraktivitätspolitik bei stets drohender Gefahr des Abstiegs ohne Klassenbewußtsein führen muß. (Scherer 2005, 189f.)

⁵ Bereits Siegfried Kracauer macht im Detail auf diesen Aspekt aufmerksam. Zum einen thematisiert er die Ähnlichkeit der Situation zwischen Proletariat und Angestellten, wobei letztere kaum noch zum Bürgertum gezählt werden können: „Ueber das Quantum der Sklaverei hier und dort läßt sich streiten, aber die Proletarisierung der Angestellten ist nicht zu bezweifeln. Jedenfalls gelten für breite, im Angestelltenverhältnis befindliche Schichten ähnliche soziale Bedingungen wie für das eigentliche Proletariat.“ (Kracauer 1930, 17) Gleichzeitig verweist Kracauer jedoch auf den Dünkel, den die Angestellten gegenüber dem Proletariat noch besäßen, wodurch eine Kluft zwischen beiden gesellschaftlichen Schichten entstehe (vgl. ebd., 25). Die Konsequenz hieraus sei eine neue Gruppe junger Beschäftigter, die sich aus ihren alten Herkunftsschichten gelöst, jedoch noch keinen neuen inneren Zusammenhalt gefunden haben: „Das junge Volk, das in den breiten Schichten zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum aufwächst, paßt sich mehr oder weniger leicht dem Betrieb an. Viele lassen sich unwissend treiben und machen mit, ohne noch zu ahnen, daß sie eigentlich gar nicht dazugehören.“ (Ebd., 89)

⁶ Vgl. den Artikel Jordans im Aufsatzband über Kleinbürger (Jordan 2001).

Die soziale Zwischenstellung des kleinen Angestellten, der einer niedrigen sozialen Schicht entstammt und sich von der proletarischen Herkunft zu distanzieren versucht, dabei jedoch keinen Halt und keine Zugehörigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft findet, illustriert Hermann Ungar anhand seines Protagonisten Franz Polzer in seinem Erstlingsroman *Die Verstümmelten*. Polzer entstammt einer Krämerfamilie, erhält jedoch durch den Vater seines Jugendfreundes Zugang zu höherer Bildung. Nach der schweren Erkrankung des Freundes und der Einstellung der finanziellen Zuwendung bleibt er als kleiner Bankangestellter 17 Jahre lang in einer eintönigen, kaum Möglichkeit zum Aufstieg bietenden Anstellung bei einer Bank gefangen, die ihn seelisch zermüht und schließlich unfähig zur sozialen Interaktion macht:

In der Bank wurde er in kurzem ein anderer. Alles zerfloß an seiner Tätigkeit. Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit, die unausweichliche Gewißheit des nächsten Tages zerstörten ihn. Er ging auf in Tätigkeiten, die seine Zeit zerlegten. In diesen siebzehn Jahren kam er kaum je unter Menschen. So wurde er unsicher, wenn er einmal etwas anderes tun sollte, als er zu tun gewöhnt war. Hatte er mit Fremden zu sprechen, fielen ihm die Worte plötzlich nicht ein, die er sagen sollte. Immer hatte er das Gefühl, daß seine Kleidung nicht entspreche, ihm nicht passe und ihn lächerlich mache. Die geringste Unregelmäßigkeit verwirrte ihn. (Ungar 2001, 23).

Inbesondere in der Kleidungs- und Körperneurose Polzers äußert sich auch sein Versuch, seine proletarische Herkunft, die für ihn mit dem mit Inzucht, Brutalität und Armut verbundenen Elternhaus eng verbunden ist, zu lösen, der jedoch misslingt. Erinnerungen an seinen Vater sind mit dessen Körperlichkeit, die Polzer geerbt hat, verbunden, mit seinen Arbeiterhänden und der behaarten Brust, die bei ihm Ekel und Scham auslösen. Polzer ist ständig darum besorgt, dass man ihm seine Herkunft ansehen könne, er wünscht sich, in der bürgerlichen Sphäre der Stadt Prag, in die er aus der dörflichen Enge geflohen ist, aufzugehen:

Er wollte nicht mehr, als aus gutem Hause sein. Lange später noch errötete er, wenn man ihn des näheren über seine Abkunft fragte, und antwortete ausweichend. Manchmal log er und sagte, sein Vater sei Gymnasiallehrer gewesen oder Richter. [...] Im nächsten Augenblick schon fühlte er den prüfenden Blick des Fragenden an seinem Anzug

herabgleiten und wurde sich der Dürftigkeit seines Äußeren schmachvoll bewußt. (Ungar 2001, 89)

Seine schlecht bezahlte Anstellung in der Bank erlaubt es ihm nicht, sich gutbürgerlich zu kleiden, mehr als einmal wird er auf der Straße oder bei Ausflügen aufgrund seines altmodischen Hutes oder seiner schadhafte Hose offen ausgelacht. Doch es ist nicht nur die finanzielle Situation, die ihn als Außenseiter in der bürgerlichen Gesellschaft markiert, sondern eine Unglücksspirale aus Herkunftsneurose, seelischer Zerrüttung und Minderwertigkeitsgefühlen im Beruf, die sich auch auf sein Sozialleben auswirkt und ihn zum Opfer seiner Vermieterin und Bekannten macht, sowie mangelnder Solidarität unter seinen Arbeitskollegen. Als Polzer durch Glück an einen neuen Anzug gerät, wird er zunächst als Bürgerlicher behandelt und ihm steht sogar ein beruflicher Aufstieg bevor. Unfähig, sich nach 17 Jahren der Erniedrigung in diese neue Situation zu fügen, wird er durch sein Verhalten bald als ‚Hochstapler‘ entlarvt und beschämt, wobei er auch seine Anstellung aufgeben muss. Ungar entwirft mit der Figur des Franz Polzer ein desillusionierendes Bild des kleinen Angestellten, der als Ausgestoßener zwischen den sozialen Schichten aufgerieben wird. Die verhasste proletarischer Herkunft wird von ihm vehement verleugnet, was auch zu einem Selbsthass führt. Da seine Herkunft jedoch als ein integraler Bestandteil seiner Identität fungiert, kann er sich aber nicht von ihr lösen, weshalb er keinen Eingang in die bürgerliche Gesellschaft findet, die ihn, je mehr er versucht, sich in ihr zu assimilieren, desto vehementer abstößt.

Auch bei Martin Kessel erscheint in seinem Roman *Herrn Brechers Fiasko* die Angestelltenkultur als eine eigene soziale Schicht zwischen Proletariat und Bürgertum, jedoch ohne wahren inneren Zusammenhalt. Das Büro der UVAG, der fiktiven ‚Universalen Vermittlungs-Actien-Gesellschaft‘, in dem sich weite Teile des Romans abspielen, erweist sich als Sammelbecken verschiedener sozialer Schichten: Hier arbeiten gescheiterte Akademiker, gefallene Bürgertöchter und aufsteigende Proletarierkinder nebeneinander, mit ihren jeweils von ihrer Herkunft determinierten unterschiedlichen Motivationen, Zielsetzungen und Verhaltensweisen, alle jedoch den gleichen Regeln des Büroalltags unterworfen. Die unsichere berufliche und finanzielle Lage, die Langeweile der routinierten Arbeit und die drohende Erniedrigung durch den Chef vereinen sie, jedoch erweisen sich diese Bande nicht so stark wie die

vielbeschworene Solidarität des Proletariats und das bürgerliche Selbstbewusstsein; identitätsstiftend können sie nicht wirken. Etwa in der Mitte des Romans widmet sich der Erzähler in zwei Kapiteln der Herkunft und dem Elternhaus zweier weiblicher Angestellte: Mucki Schöps, die nach dem Tod ihres Vaters, eines Chirurgen, mit ihrer an den bürgerlichen Grundsätzen festhaltenden Mutter aus einer Grunewaldvilla in ein Hinterhaus in der Dahlmannstraße ziehen musste, und Lisa Frieske, die der Enge ihres Elternhauses, Mutter und Stiefvater „einfach Leute, Proletarier, die von ihrer Hände Arbeit leben, kaum länger als eine Woche vorausrechnend“ (Kessel 2001: 202), durch einen unermüdlichen Arbeitseifer als Sekretärin und der Hoffnung auf eine aussichtsreiche Hochzeit zu entkommen versucht. An diesen beiden kontrafaktischen und dennoch in prägnanten Punkten analogen Kapitel wird deutlich, wie ähnlich die unmittelbare Lebenssituation der beiden unterschiedlichen Figuren ist und wie verschieden doch auf diese Situation durch die beiden jungen Frauen reagiert wird, jeweils determiniert durch ihre soziale Herkunft. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass sich beide losgesagt haben von der sozialen Schicht, in der sie aufgewachsen sind und zu Hause nur noch auf wenig Verständnis für ihr Leben und ihre Entscheidungen hoffen können. Die Trennung zwischen Proletariat und Bürgertum ist, selbst wenn das letztere seine finanziellen Mittel verloren hat, überdeutlich. Zwischen Frau Geheimrat Schöps, Muckis Mutter, und Schilhaneks, Lisas Familie gibt es trotz der ähnlichen Lebenssituation keine Verbindungspunkte:

Obwohl beide täglich vor dem Nichts, jene als Proletarisierte, sie, die Schilhaneken, als Proletarierin, blieb eine Kluft zwischen beiden, und des Alt-Schilhanek politischer Scharfsinn behielt hier recht mit der leuchtenden Auges abgesandten Herausforderung: Wenn diese Leute soweit sind, kein Geld mehr zu haben, haben sie immer noch mehr, als wir je verdienen. (Kessel 2001, 215).

Das Klassenbewusstsein ist in der älteren Generation stark vorhanden, Lisas Stiefvater ist Kommunist und schimpft auf die feinen Herren, Frau Geheimrat Schöps ist bedacht darauf, ihre bürgerliche Persönlichkeit und ihre Umgangsformen nicht in Grunewald zurückzulassen. Die Armut, der beide Familien ausgesetzt sind, wird hierdurch in gewissem Maße kompensiert, da die eigene Verortung innerhalb der

Gesellschaft konfliktfrei verläuft. Anders verhält es sich mit den Töchtern, die entweder, wie Lisa Frieske, aus eigenem Willen zum gesellschaftlichen Aufstieg streben oder aber, wie Mucki Schöps, gezwungenermaßen eine Anstellung suchen. Beide lösen sich hierdurch von dem Elternhaus und dem Zusammenhalt einer von alt her definierten gesellschaftlichen Schicht. Insbesondere Lisa ist darauf erpicht, sich vom Proletariat loszusagen: „Nein, sie selbst tat auch nicht unrecht im Versuch, dem Stigma ihrer Herkunft zu entrinnen. Sie behandelte ihre Familie ebenso großzügig und zurückhaltend wie den Portier Baumann. Sie ging hindurch, mit einem Panzer von Illusionen und Plänen gewappnet.“ (Kessel 2001, 218). Obwohl die Mütter von Lisa und Mucki das aktive Berufsleben ihrer Töchter befürworten, findet eine Entfremdung innerhalb der Familien statt, die zu gegenseitigen Missverständnissen führt: „Sie kommt nicht nach Hause, das Kind, so spät erst, und man kann’s nicht verstehen, was sie tut, höchstens glauben.“ (Kessel 2001, 210). Hierin äußert sich nicht nur ein einfacher Generationenkonflikt, sondern Phänomene eines grundsätzlichen Wandels der gesellschaftlichen Struktur. Durch das rapide Anwachsen des Angestelltensektors entsteht eine neue gesellschaftliche Klasse, die zwischen dem Bürgertum und dem Proletariat steht, sich von ihrer alten Herkunft gelöst hat, jedoch keinen gemeinsamen Zusammenhalt aufweist. Mucki Schöps und Lisa Frieske stehen in einem Konkurrenzkampf, der, obwohl beide sich von der gesellschaftlichen Schicht ihrer Eltern gelöst haben, von ihrer Herkunft gezeichnet ist. Dabei hat die Aufsteigerin Lisa Frieske das härtere Los gezogen; ihre mangelnde Bildung⁷ und das erst zu erarbeitende Selbstbewusstsein in Bezug auf ihre beruflichen und weiblichen Vorzüge machen sie der sorglosen, attraktiven Mucki unterlegen.

Der Erzähler in Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* charakterisiert die Angestellten als „soziologische[] Kategorie derer, von denen das Sprichwort sagt: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel – wobei allerdings unter Leben ein etwas luxuriöseres Gefilde verstanden sein will, denn einfach zu leben hatten sie.“ (Kessel 2001, 11). Hans Fallada dagegen erzählt in *Kleiner Mann – was nun?* die Geschichte eines Angestellten, der dieses wenige zum Leben verliert, zunächst, indem er trotz Anstellung nicht genug verdient, um seine Familie zu ernähren und schließlich, indem er durch die Unbarmherzigkeit seiner Arbeitskollegen und Vorgesetzten arbeitslos

⁷ Zur unterschiedlichen Bildung von Mucki und Lisa vgl. Scheunemann 2088, 77ff.

wird. In dieser Situation äußert sich die Problematik der gesellschaftlichen Zwischenstellung in besonderem Maße. Bereits zu Beginn des Romans wird der Protagonist Pinneberg von seinem zukünftigen Schwiegervater, einem Arbeiter, darüber aufgeklärt, warum den Angestellten ihre Überstunden nicht bezahlt werden: „Weil ihr nicht organisiert seid, ihr Angestellten [...]. Weil kein Zusammenhang ist bei euch, keine Solidarität. Darum machen sie mit euch, was sie wollen.“ (Fallada 1975, 19). Pinneberg selbst konstatiert einen Unterschied zwischen der proletarischen Familie seiner Freundin und seiner eigenen Situation als Angestellter, der nicht nur finanziell bedingt ist, sondern sich in einem anderen sozialen und individuellen Bewusstsein äußert, der oft als Dünkel beschrieben worden ist. Auf den Vorwurf des Schwiegervaters in spe, die Angestellten ließen sich ausbeuten und fungierten als Streikbrecher, erwidert Pinneberg: „Es geht doch nicht nur ums Geld [...]. Wir denken doch auch anders als die meisten Arbeiter, wir haben doch andere Bedürfnisse...“ (Fallada 1975, 20.) Auch Lämmchen, die als Verkäuferin arbeitet, teilt diese Ansicht. Sie fühlt sich selbst ihrer Familie sozial nicht mehr zugehörig und erhofft durch die Hochzeit mit Pinneberg einen gesellschaftlichen Aufstieg, der sie aus der Armut und Enge ihres Elternhauses befreit. Nach der ersten Nacht, die Lämmchen und Pinneberg bei den Eltern verbringen, um ihnen die Nachricht vom erwarteten Kind und der geplanten Hochzeit zu unterbreiten, tauchen diese in dem Roman nicht mehr auf. Auch in den Zeiten der schlimmsten Not kommen die jungen Eheleute nicht auf die Idee, im Rückhalt der Familie Unterstützung zu finden, der ohnehin unwahrscheinlich ist, wie aus dem Verhalten vor allen Dingen des Vaters und des Bruders von Lämmchen ersichtlich wird. Durch die Heirat mit einem Angestellten hat sich die Tochter aus dem Proletariat losgesagt, die Solidarität der Familie geht nicht über die sozialen Grenzen hinaus. Die Vorstellung und das Ziel des neuen Lebens, wie es sich Pinneberg und Lämmchen ausmalen, ist eng gebunden an finanzielle Unabhängigkeit und die Möglichkeit zum Konsum. In dem Roman ist die Rede viel vom Geld, präzise Auflistungen der Ein- und Ausnahmen finden sich an mehreren Stellen des Textes (vgl. auch Unger 2004, 352). Dabei übersteigen die Ausgaben trotz allen guten Vorsätzen dauerhaft die Einnahmen, nicht zuletzt auch deshalb, weil unnötige Luxusanschaffungen getätigt werden. Insbesondere Pinneberg, der im Verlaufe des Romans zunehmend an Minderwertigkeitskomplexen leidet, da es

ihm nicht möglich ist, seine kleine Familie zu ernähren und sich die Genderkonventionen schließlich gar umdrehen, indem Lämmchen am Ende des Romans die einzige ist, die durch Gelegenheitsarbeiten etwas verdienen kann, kann nicht widerstehen, seiner Frau ein unnötiges Luxusgeschenk zu machen. Für eine Frisier-toilette gibt er 125 Mark aus, obwohl für Neuanschaffungen pro Monat lediglich acht Mark zur Verfügung stehen und diese für weitaus wichtigere Gebrauchsgegenstände dringend gebraucht werden. Doch der Konsum ist wichtig in der gesellschaftlichen Schicht der Angestellten, er vermittelt Pinneberg ein Selbstwertgefühl, durch das er das mangelnde Klassenbewusstsein und die nicht vorhandene Solidarität unter Schicksalsgenossen kompensiert: „Handeln scheint nur als sinnlos denkbar – oder als letzter Versuch, das Private zu retten; die Alternative zur Verzweiflungstat ist die Inszenierung von Normalität.“ (Jordan 2001, 240.) Die enge Bindung der gesellschaftlichen Schicht der Angestellten an den Konsum ist bereits öfter konstatiert worden. Stegmann hebt dies sogar als das charakteristischste Merkmal der Angestelltenkultur hervor: „Eine eigenständige Angestelltenkultur hat es in der Weimarer Republik nicht gegeben. [...] Die Masse der männlichen wie weiblichen Angestellten waren jedoch Konsumenten der sich herausbildenden Massenkultur, die vollends seit 1924 vor allem Leitbilder der amerikanischen Freizeit- und Alltagskultur übernommen hatte.“ (Stegmann 2008) Auch Martin Kessel entwirft im ersten Kapitel des Romans *Herrn Brechers Fiasko* das Bild der modernen Großstadt Berlin, in welcher der enge Zusammenhang zwischen Arbeitsplatz im Büro und Konsum- bzw. Unterhaltungskultur zur Entmündigung und Unfreiheit des Menschen beiträgt. Die Ausbeutung am Tage wird kompensiert durch das Vergnügen am Abend, das jedoch die finanzielle Abhängigkeit zusätzlich zementiert; dadurch wird der Angestellte zunehmend fremdbestimmt, das Individuelle wird einer höheren Macht unterworfen und selbst in der Freizeit ist der Mensch den sozialen und ökonomischen Aspekten der Gesellschaft untergeordnet, die mit den Mechanismen der Arbeit einhergehen (vgl. Spies 1995, 236). Der Angestellte wird hierdurch zu einem Triebwerk der modernen Gesellschaft, in der er aufgerieben wird:

Alles ist unterwegs. Wer sich frühmorgens pünktlich im Gebäude seiner Firma eingefunden hat, wird nun wieder – nach einem funktionellen Verdauungsprozeß, der den Menschen zur bloßen Arbeitskraft degradiert und deren Bestes sich zunutze gemacht hat – auf die Straße gesetzt und

seinem Privatschicksal überlassen. Die eine Organisation entläßt, die andere empfängt, aus der Arbeitskraft wird ein Fahrgast oder ein Fußgänger. Diesen wiederum öffnen sich Kinos und Restaurants, und jedes Stadium fordert seinen Tribut. (Kessel 2001, 7)

Der Konsum erscheint als eine Möglichkeit, welche die Leere des sozialen Lebens und den Leistungsdruck am Arbeitsplatz erträglicher und verständlicher macht. Er erscheint in Falladas *Kleiner Mann – was nun?* auch als einzige Möglichkeit, sich selbst etwas Gutes zu tun bzw. sich gut zu fühlen, denn ein Sozialleben oder gar Freunde haben Lämmchen und Pinneberg nicht. Die einzigen Bekannten, die Pinneberg hat, sind seine Kollegen in der Arbeit und das Verhältnis zwischen ihnen ist von Konkurrenz, Neid, Intrigen oder zumindest Unverständnis gekennzeichnet. Er fühlt sich auch zunehmend als Fremdkörper in der Belegschaft eines Modegeschäfts in Berlin, da er, obwohl er ein guter Verkäufer ist, dem Leistungsdruck nicht mehr standhalten kann und somit von der Arbeitslosigkeit bedroht ist. Unger hat herausgearbeitet, inwiefern sich Pinneberg, selbst als er noch eine Anstellung hat, sich anderen Arbeitslosen näher fühlt als den Kollegen: „Die Angst vor Arbeitslosigkeit wird [...] allmählich zu einem Bestandteil von Pinnebergs Identität; die Möglichkeit, arbeitslos zu werden, erscheint im Roman geradezu als ein Charakteristikum der Existenzweise des abhängig beschäftigten Angestellten.“ (Unger 2004, 357). Dies bedeutet jedoch nicht, dass Pinneberg hier eine Gruppierung findet, der er sich zugehörig fühlen kann. Dies wird am Ende des Romans deutlich, als er ablehnt, mit anderen Bewohnern der Laubenkolonie Holz zu stehlen. Sein bürgerliches Bewusstsein hält ihn davon ab. Schließlich gehört er, vor allen Dingen aufgrund seiner unpolitischen Haltung und seiner moralisch-bürgerlichen Haltung nirgendwo dazu, obwohl er alles außer seiner Frau und seinem Sohn verloren hat:

Die Zurückgebliebenen aber, die Ärmsten, die Härtesten und die Mutigsten, fühlten sich irgendwie zusammengehörig: sie waren entweder Kommunisten oder Nazis, und so gab es ewig Krach und Schlägerei. Pinneberg hatte sich noch immer weder für das eine noch für das andere entscheiden können, er hatte gemeint, am leichtesten würde es sein, so durchzuschlüpfen, aber manchmal schien gerade das am schwersten. (Fallada 1975, 320.)

Wünsch thematisiert als Begründung für den Erfolg von Falladas Roman, dass dieser „[d]ie dezidierte Entpolitisierung des absteigenden Kleinbürgertums, die Harmonisierung und Idyllisierung der Familie als Raum des Rückzugs und der totalen Geborgenheit, die Aufrechterhaltung eines – sozial gesehen – bürgerlichen Wert- und Normensystems, die „Anständigkeit“ um jeden Preis“ abfeiere. (Wünsch 2011, 199). Diese Faktoren vor allen Dingen der bürgerlichen Moral- und Familienvorstellungen sind durchaus im Roman enthalten und sind prägende Momente in Pinnebergs Verhalten, allerdings lässt sich durchaus in Frage stellen, dass diese Aspekte schließlich zu einer Geborgenheit führen und dass diese im Roman propagiert wird. Vielmehr ist Pinneberg eine scheiternde Gestalt, die nirgendwo dazugehört und von der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Der Roman endet damit, dass Pinneberg arbeitslos ist, illegal wohnt und ihm schließlich von der Polizei das Benutzen des Bürgersteigs verwehrt wird. Das bürgerliche Bewusstsein, das ihn vom Proletariat getrennt hat, wird durch diese symbolische Geste ad absurdum geführt. Auch das Happy End in der romantischen Verklärung der Liebe ist hierdurch gebrochen: „In der Schlußzene, in der kalten Nacht am Rande der Stadt, überfällt Lämmchen, die auf ihren Mann wartet, eine Ahnung, daß auch die Zweisamkeit eine Illusion, daß jeder auf sich selbst zurückgeworfen ist und die Gefühle des andern nicht erreichen.“ (Prümm 1995, 271)

Im Gegensatz zur Darstellung der Erwerbsarmut etwa im sozialen Drama des späten 19. und frühen 20. Jahrhundert findet in den 20er und 30er Jahren somit eine neue soziale Schicht Eingang in die Texte, die vor allen Dingen dadurch charakterisiert ist, dass sie keinerlei homogene Strukturen aufweist, sondern zwischen alteingesessenen sozialen Schichten oszilliert, ohne ein eigenes Klassenbewusstsein und innere Solidarität zu entwickeln. Aus diesem Grunde trifft zum einen die Armut umso härter, da eine eigene Selbstverortung des Individuums im modernen, auf Konsum ausgerichteten gesellschaftlichen System auf die Frage, was man besitzt, ausgerichtet ist, zum anderen aber macht es aufgrund des fehlenden Kollektivs die Möglichkeit zum Widerstand gegen Ausbeutung und Unterdrückung gänzlich zunichte. Diese Identitätslosigkeit der Angestellten wurde in der Forschung häufig mit ihrer Affinität für die Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Propaganda in Verbindung gebracht:

Politisch traditionslos, im Gefüge der Weimarer Republik oft ohne Orientierung, aber mit einem Gefühl des Absinkens, suchen die Angestellten nach Identität. Nationalistische Propaganda, die ständisch-romantische Formel, klassenkampffeindliche und zugleich ‚antikapitalistische‘ Phrasen wecken Hoffnung auf Geltung und Prestige in einer ständischen, von nationalen Werten dominierten Gesellschaft. (Jordan 2001, 231)

Die hier behandelten Romane zeigen, dass diese Entwicklung nicht zwangsläufig vollzogen wird. Auch politisch halten sich die Protagonisten der drei Romane von Ungar, Kessel und Fallada bedeckt, sie bewegen sich aus unterschiedlichen Gründen (mögen diese Angst, intellektuelle Reflektion oder moralische Integrität sein) auch hier zwischen verschiedenen Gruppierungen etwa der Nationalsozialisten und der Kommunisten. Dieser Aspekt trägt in den Romanen zusätzlich zu ihrem Scheitern bei, da sie keine ideologische Begründung oder Kompensation für ihre desaströse Situation finden. Dies bedeutet nicht, dass die Romane unpolitisch sind, sie zeichnen vielmehr durch die Darstellung der finanziellen wie sozialen Armut ein desillusionierendes Bild der modernen Gesellschaft, die durch ihre kapitalistische und kosumororientierte Struktur Identitäten auflöst ohne neue Möglichkeiten der Orientierung und des sozialen Halts zu bieten.

Bibliographie

- Jordan, Christa. 2001. Wir stellen doch was vor – Angestelltenleben und dessen Spiegelung in der Prosa am Ende der Weimarer Republik. In *Kleinbürger. Zur Kulturgeschichte des begrenzten Bewußtseins*. Hrsg. von Thomas Althaus. Tübingen: Attempto, 221-246.
- Fallada, Hans. 1975. Kleiner Mann – was nun? Köln: Lingen. (Zuerst erschienen bei Berlin: rowohlt 1932.)
- Kessel, Martin 2001. Herrn Brechers Fiasko. Frankfurt a.M.: Schöffling. (Zuerst erschienen bei Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1932.)
- Kocka, Jürgen. 1981. *Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kracauer, Siegfried. 1930. *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Societäts-Druckerei.

- Prümm, Karl. 1995. Exzessive Nähe und Kinoblick. Alltagswahrnehmung in Hans Falladas Roman „Kleiner Mann – was nun?. In *Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik*. Hrsg. von Sabina Becker und Christoph Weiß. Stuttgart/Weimar: Metzler, 255-272.
- Scherer, Stefan. 2005. Stell Dich an! Literarische Transformationen des Angestelltenromans (1930-1959). In *Modern Times? German Literature and Arts Beyond Political Chronologies. Kontinuitäten der Kultur: 1925-1955*. Hrsg. von Gustav Frank, Rachel Palfreyman, und Stefan Scherer. Bielefeld: Aisthesis, 185-210.
- Scheunemann, Carla. 2008. *Die weiblichen Angestellten in der Literatur der Weimarer Republik am Beispiel von Irmgard Keuns Gilgi – eine von uns und Martin Kessels Herrn Brechers Fiasko*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller.
- Spies, Bernhard. 1995. Die Angestellten, die Großstadt und einige „Interna des Bewußtseins“. Martin Kessels Roman „Herrn Brechers Fiasko“. In *Neue Sachlichkeit im Roman. Neue Interpretationen zum Roman der Weimarer Republik*. Hrsg. von Sabina Becker und Christoph Weiß. Stuttgart/Weimar: Metzler, 235-254.
- Stegmann, Dirk. 2008. *Angestelltenkultur in der Weimarer Republik*. In *Die Kultur der zwanziger Jahre*. Hrsg. von Werner Faulstich. München: Wilhelm Fink 2008, 21-40.
- Stüssel, Kerstin 2004. In *Vertretung. Literarische Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Ungar, Hermann 2001: *Die Verstümmelten*. In Ungar, Hermann: *Sämtliche Werke in drei Bänden. Band 1: Romane*. Hrsg. von Dieter Sudhoff. Oldenburg: Igel Verlag. (Zuerst erschienen bei Berlin: rowohlt 1923.)
- Unger, Thorsten. 2004. *Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Erwerbslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wünsch, Marianne. 2011. Der Kleinbürger“ in der erzählenden Literatur um 1930. In *Hans Fallada. Autor und Werk im Literatursystem der Moderne*. Hrsg. von Patricia Fritsch-Lange und Lutz Hagestedt. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 189-200.

Mysterium der Armut

Nachkriegsanthropologie bei Heinrich Böll

Natalia Bakshi

Russische Staatliche Universität für Geisteswissenschaften, Moskau

Bölls Romanerstling *Kreuz ohne Liebe* scheint die Missachtung der zuständigen Richter lange anzuhaften. Als Böll das Manuskript 1946 vollendete, reichte er es bei der Jury eines Wettbewerbs für den besten Kriegsroman ein und erhielt von den Literaturkritikern ein vernichtendes Urteil. Konsequenterweise hielt er den Roman zurück, zumal sich die Art seines Schreibens auch sehr bald änderte. Als *Kreuz ohne Liebe* 2002 dann erstmals veröffentlicht wurde, begegnete ihm die Literaturwissenschaft nicht weniger abweisend, denn bis heute ist der Roman in auffälliger Weise eben nicht zum Gegenstand der Forschung geworden. Eine Ausnahme bildet die einlässliche Arbeit von Nikolaj Rymar⁴, die Bölls religiösem Schreiben in den ersten Nachkriegsjahren untersucht und dabei vor allem auf die Bekehrung des Protagonisten mit Blick auf Augustinus eingeht (I.).

Der Text scheint Rezeptionshindernisse aufzuweisen, die eventuell seiner Qualität geschuldet sein mögen, ganz sicher aber auch auf einer anderen Ebene liegen. Das anthropologische Konzept nämlich, vor dessen Folie Böll seinen Protagonisten das Weltkriegserleben deuten lässt, zeugt von einem derart radikalen Christentum und unorthodoxen Katholizismus, dass sich damals wie heute Literaturkritiker wie Literaturwissenschaftler damit sehr schwer taten und tun.

Eine differenzierte Lektüre des Romans erscheint nur im Umfeld des zeitgenössischen theologisch-philosophischen Umfeldes möglich, um dessen Rekonstruktion

es hier im Hauptteil gehen wird (II.). Thematisiert werden damit die ersten Nachkriegsjahre, in denen es für kurze Zeit eine fruchtbare Diskursverschränkung zwischen Literatur und Theologie (und *vice versa*) gab, die als Verstehenshintergrund für Bölls Roman unerlässlich scheint.

1. Kapitel

In der philosophischen, theologischen und literarischen Anthropologie der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg dominiert auf den ersten Blick die Klage über die gänzliche ‚Unbehaustheit‘ des Menschen. Gemeint ist damit die sogenannte metaphysische Einsamkeit des Menschen in der Moderne, der Verlust des schützenden Daches der Religion und der durch sie gestifteten Weltordnung. Der moderne Mensch bleibt unbehaust, so der damalige Befund, weil er – illusionslos geworden durch das kritische Vernichtungswerk seiner Vernunft seit der Aufklärung und tief deprimiert durch die historische Erfahrung des 20. Jahrhunderts – meint, unter dem alten Dach nicht mehr zu Hause zu sein, nicht mehr leben zu können. Hans Egon Holthusen (Holthusen 1951, 14) verwendete 1951 den Begriff *Der unbehauste Mensch* als Titel einer Essaysammlung und machte ihn so zum Signum einer ganzen Generation; der seinerzeit populärer Dichter Werner Bergengruen spricht ebenfalls vom „Unbehausten“; der Dichter Horst Lange betitelt eine seiner Erzählungen mit *Wo ist unser Haus?* et cetera. Einen anderen Ausdruck dafür findet Heinrich Böll mit der Hilfe der christlichen Existenzphilosophie (Leon Bloy, Theodor Haecker).

Wenden wir uns dem ersten Nachkriegsroman von Heinrich Böll *Kreuz ohne Liebe* zu, der erst in 2002 publiziert wurde. „Man kann ihn als im Grunde genommen christlichen Roman betrachten“, so Nikolaj Rymar‘ (Rymar‘ 2013, 153-168). Es wird der Werdegang eines jungen Mannes namens Christoph, eines gläubigen Christen in den Zeiten des Nationalsozialismus, beschrieben. Während des Krieges verliert Christoph allmählich alle seine Nächsten, den Nazi gewordenen Bruder, dann Vater und Mutter und schließlich seine Ehefrau. Eines der wichtigsten Themen im Roman ist die menschliche Würde, die „Hoheit, leiden zu dürfen für Gott“ (Böll 2002, 237). Dadurch werden die Begriffe „Mensch“ und „Menschwerdung“ untrennbar verbunden. Das beweist eine der Schlüsselszenen im Roman,

in der Christoph auf die Frage des uniformierten Kommandierenden „Was sind Sie denn für eine Existenz?“ antwortet: „Ich bin ein Mensch“. (Böll 2002, 231). Diese Antwort erinnert einerseits an die Menschwerdung Christi, andererseits an die Episode aus dem Johannesevangelium, in der bei der Schaustellung Jesu das „Ecce homo“ ausgesprochen wird. Auf diese Weise sind in dieser Episode zwei der wichtigsten Ideen Bölls vereinigt: die Würde des Menschen in seiner Imitatio Christi und seine absolute existenzielle Armut. Die Hauptfiguren des Romans *Kreuz ohne Liebe* – Christoph und seine Mutter, Josef und Cornelia – leben mit Gott, der ihnen Kraft verleiht, dem Bösen zu widerstehen. Die Figuren, die ihnen entgegengesetzt sind, „liebten ihre Uniform“ und waren unfähig, „das große Geheimnis der Freiheit zu begreifen“ (Böll 2002, 293). Unter Freiheit ist hier die Freiheit der mit Gott Lebenden gemeint, also auch die Freiheit von der „sich der teuflischen Macht des Staates ergebender Gesellschaft“ (Böll 2002, 294), die Freiheit, vertrieben und ausgewiesen zu sein, schließlich die, die Verachtung als Sklave auf sich zu nehmen oder gar die „Geißelung“. Rymar⁴ benutzt den Begriff „Geißelung“, denn im Roman entstehen klare Analogien zum Passionsweg Christi. Böll lässt seine Figuren nicht einfach leiden, sondern er bringt sie zum letzten Rand des Leidens, bis zur Selbsterniedrigung, dem Asozialen. Das Thema des Ekels vor dem „asozialen“ Helden ist wichtig, so Rymar⁴, denn es entsteht bei Böll zum ersten Mal in diesem Roman, in dem nicht nur die „humorlosen“, „uniformierten Gestalten“, sondern auch die jungen, „allzu diensteifrigen“, uniformierten Katholiken sich mit Ekel von Christoph abwenden, nachdem sie erfahren haben, dass er den Zapfenstreich und eine ganze Alarmnacht „in den Armen einer Schauspielerin verbracht hatte“ (Böll 2002, 293). Die Selbsterniedrigung und die Erniedrigung durch die „Uniformierten“ sowie Christophs gleichgültige Distanzierung von den Tugenden „dieser Welt“ bedeuten aber eine besondere, mit dem „Geheimnis der Freiheit“ (Böll 2002, 293) verbundene, „menschliche Hoheit“. Letzteres ist ein wichtiges Wort im Roman, in dem über die „Asozialen“ als über die „großen Apostel der Freiheit“ (Böll 2002, 294) gesprochen wird.

Der erste Roman unterscheidet sich stark von den anderen Werken Bölls. Wenn im ersten Roman die christlich-anthropologische Grundlage die Idee der Imitatio Christi bildet, so wird sie in den folgenden Romanen durch die anthropologische Idee des Narren in Christo ersetzt. Die Imitatio Christi beginnt mit Christophs Einrücken in die Armee als Anfang seines Leidenswegs, der unvermeidlich auf Golgatha endet, so formuliert es die Mutter der

Hauptfigur (Böll 2002, 338). Der Glaube an Gott veranlasst sie, ihren eigenen sowie den Leidensweg ihres Sohnes als Möglichkeit wahrzunehmen, das Leid Christi zu teilen, indem sie ihr Los akzeptieren: Die Leidenserfahrung mache den Menschen gottesnah. Der Krieg ist „das Kreuz, das dir aufgelegt ist“, sagt die Mutter ihrem Sohn und fährt fort: „Wir können nicht daran vorbei, der Weg, den wir gehen müssen, ist der Weg, der unweigerlich nach Golgatha führt, denn wir sind vom Kreuze verwundet, und unser Blut fließt in der Spur des Schattens, der zu einer Richtstätte führt; wir können klagen und schreien, wir können uns wehren, wir können bitten, das es uns geschickt wird, aber es wird sich vollziehen, was notwendig ist zu unserem Heil“ (Böll 2002, 338). Die Logik der Mutter richtet sich nach den Worten Jesu am Ölberg, wo er den Vater um Befreiung von seinem schrecklichen Los bittet, dabei aber sagt: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du <willst>“ (Mt 26,39).

Das Problem des Leidens und der daraus folgenden Bekehrung ist eines der zentralen Motive des Romans. Diese Bekehrung findet etappenweise statt, und deshalb kann man sich mit Rymar⁴ an die drei Phasen der Bekehrung bei Augustinus erinnert fühlen. Die erste Phase verdeutlicht Christophs Wahrnehmung der Kaserne: „In der ‚teuflischen Leere‘ der Kaserne erkennt er sein gewöhnliches Leben mit all seinen Werten als uneigentliches, ein künstliches und fast überflüssiges ...“. Paradoxerweise nähert sich das Leben in der Mühle der Kaserne aber auch dem wahren Leben, dem Leben im Angesicht „des großen Geheimnisses des Opfers“. Es geht um die Erkenntnis vom religiösen Sinn der Leiden: „Es wurde ihm klar, dass die tägliche und stündliche Wiederholung des Opfers Jesu in der Welt auch eine Wiederholung seines Leidens ist“ (Böll 2002, 242). Rymar⁴ betont das Paradoxe und das Vielseitige des Leidens, die Mystik des Leidens und der Armut, geht aber auf die Quellen dieser Ideen bei Böll nicht ein.

Die zweite Stufe der Bekehrung bildet das Lachen über das Leben in der Kaserne und seine Absurdität. Und die dritte Stufe schließlich ist die Fortsetzung der Bekehrung in den drei Tagen im Kerker, die Heilung von der „Blindheit“, wie die Hauptfigur es selber nennt (Böll 2002, 244). „Jetzt kann er weinen, denken, – an die Mutter, an das Leben, alles wurde lebendig unter diesen Tränen, er erwachte zur Wirklichkeit, die Außenwelt gewann wieder Gestalt, er wurde „erlöst aus der dumpfen Versponnenheit in seinem eigenen Schmerz; die selige Gewißheit, dass der Christ nicht allein ist, leuchtete ihm auf“ (Böll 2002, 245). Und

„es schien ihm, als sei er diesem Kessel, in dem die Verzweiflung aus der Angst bereitet wird, enthoben worden durch die Güte Gottes“. Das Leiden ist nicht mehr sinnlos, es ist als Gottesgnade verstanden, es gewährt die Möglichkeit, in Wahrheit zu leben. Christoph überkommt das Gefühl des „abgeklärten Friedens, der wie ein gestaltgewordenes Lächeln Gottes war“ (Böll 2002, 245).

Danach bricht Rymar‘ den Vergleich zwischen dem Roman und den *Confessiones* von Augustinus ab, obwohl damit erst der erste Teil des Romans erfasst ist. Nicht weniger interessant scheint es, den inneren Weg Christophs nach der Bekehrung zu verfolgen.

2. Kapitel

Im zweiten Teil des Romans wird der Krieg beschrieben. Christoph verliert darin alles, den Bruder, der sein Leben für ihn hingibt, die Ehefrau und schließlich Vater und Mutter. Dadurch wird er zur Hiobs-Figur, der Verkörperung des vollkommenen Verlustes alles Weltlichen im Alten Testament. Erst im Epilog, als er alles verloren hat, spricht er von der Hoffnung als einzigem Kern seines Lebens. Auf die Frage, was man weiter tun könne, gibt er selbst die Antwort: beten und arbeiten. Dabei bedeutet diese karge Formel nichts anderes als Grundregel des Benediktinerordens *ora et labora*. So ist die Bekehrung Christophs kein dreistufiger, sondern ein vielstufiger Prozess, der nicht mit dem ersten Teil endet. Andererseits ist das *ora et labora* der Ordensregel eine Antwort auf die Frage Christophs, die er am Anfang seines inneren Weges stellt, ob man nämlich die mönchische Schlichtheit der Kaserne mit dem mönchischen Geist fühlen könnte. Das autobiographisch handelnde Ich bei Augustinus verschwindet nach Erweckung und Bekehrung; in den *Confessiones* beginnt gleich danach der Traktat über Zeit und Gedächtnis, in dem das Ich zum theologisch reflektierenden wird. Es beobachtet sich auf seinem inneren Weg zu Gott, es nimmt an göttlicher Zeitlosigkeit teil.

Heinrich Böll dagegen findet einen anderen Weg, eben den Weg eines Hiob des 20. Jahrhunderts. Sein Held verliert auf seinem Weg alles, um mit der Hoffnung allein zu

bleiben. Sein Mönchtum mitten in der Welt meint ein Zurückgeworfensein auf die pure Existenz, die nichts außer Hoffnung hat. Und das Vorbild einer solchen Existenz war für Böll der französische Schriftsteller Leon Bloy, einer der radikalsten Vertreter der *Renouveau catholique*.

Es gibt mehrere Zeugnisse, die den tiefen Lektüreeindruck bezeugen, den Bloy bei Böll hinterlassen hat. Das gilt vor allem für dessen Armutsidee, die ihn mit Franz von Assisi verbindet (Sauder 2008, 31-48). Böll beschreibt das selbst: „1936, Weihnachten, ich war 19 Jahre alt. Das erste Buch von Bloy. Es hieß *Das Blut des Armen*, schlug ein, wie eine Bombe im deutschen Katholizismus und bei mir und meinen Freunden. Weil es etwas ausdrückte, nicht nur das Mystische bezüglich Geld, Blut des Armen, sondern eine Freiheit, eine Kühnheit der Gedanken und des Ausdrucks, den der extrem provinzielle lahme deutsche Katholizismus nie gekannt hat.“ (Böll 2002, 702). An seine Braut schreibt er am 09.01.1942 von der Front: „Ich habe noch in Leon Bloys Tagebüchern gelesen, und ich spüre es wie immer, daß das wirklich mein Leben und mein Ziel ist, nur zu sagen, meinerwegen nur auf deutsch zu sagen, was er französisch gesagt hat. So ist es, das ist meine ganze Sehnsucht und ich bitte Gott immer darum, mir Gelegenheit zu geben... Ist es nicht ganz sonderbar, daß Leon Bloy im November 1917 gestorben und ich im Dezember 1917 geboren wurde? Eben, als mir das beim Lesen des Buches klar wurde, erschrak ich richtig...“ (Sauder 2008, 42) In der Nachkriegszeit bleibt Bloy eine wichtige Figur für Böll. Im Romanfragment *Am Rande* finden wir sowohl explizite als auch implizite Hinweise auf Bloy. Genauso in der Erzählung *Mein Freund hat seine Ideen* von 1949. Während der Arbeit am Roman *Der Engel schwieg* las Böll 1949 erneut *Undankbaren Bettler* und *Das Blut der Armen* von Leon Bloy, deren Spuren sich im Roman wiederfinden.

Böll ist nicht nur antiklerikal. Die Entwicklung eines neuen christlichen Menschenbildes spielt für ihn eine viel wichtigere Rolle als die Verwirklichung theoretischer oder akademischer Dogmen. Dabei orientiert sich sein neues Menschenbild an einfachen, alltäglichen Bedürfnissen des Menschen. Seine Romane *Das Brot der frühen Jahre*, *Und sagte kein einziges Wort* sowie *Haus ohne Hüter* basieren auf christlichen Hauptsymbolen wie Brot, Wort, Haus. Aber sie treten hier nicht als christliche Symbole auf, sondern in erster Linie als Zeichen eines menschlichen und würdevollen Alltags.

1952 erreichte die Intensivität des Interesses an Bloy ihren Höhepunkt. Böll schreibt nicht nur zahlreiche Rezensionen auf seine Bücher, sondern verfasst auch einen (bis heute unveröffentlichten und auch nicht für die Veröffentlichung freigegebenen) Beitrag für den Hessischen Rundfunk im Umfang von 40 Typoskriptseiten (Böll 1952). Einen Ausschnitt hat jedoch Gerhard Sauder mitgeteilt: „Manches an Leon Bloys Person und Werk hat sich als verurteilenswert erwiesen: gewisse Elemente seines Stils, die schwülstigen Ornamenten des Jugendstils gleichen, doch die Größe und Originalität seiner Bilder nicht ernsthaft beeinträchtigen können; und sein Hass; der sich aus der Liebe zu Gott legitimierte. Bloy hat von sich selbst gesagt, dass er kein Denker, kein Intellektueller sei, das Theologie ihn anöde; dass er im Grunde ein Anbeter sei – und sein Leben hat bewiesen, dass er diese Anbetung nicht nur für sich ernst nahm: dass sie für jeden, der sich zu ihr bekennt, notwendig ernst werden muss. Obwohl sein Hass religiös zu verstehen ist; vielleicht gerade darum berührt er uns unmenschlich, löst Schrecken in uns aus ...“ (Sauder 2008, 45-46).

So wird klar, dass die Quellen des radikalen Christentums und der radikalen Anthropologie bei Böll nicht aus der protestantischen Theologie kommen, sondern mit dem *Renouveau catholique* verbunden sind. Man kann viele Positionen Bölls als Schriftsteller nur durch seine Begeisterung für Leon Bloy erklären. In einem Essay für die *Frankfurter Hefte*, einer umgearbeiteten Variante des Rundfunktyposkripts, schreibt Böll über den Antiklerikalismus von Bloy: „wie flau wirkt der Antiklerikalismus der Ungläubigen gegen das, was ein so glühender Katholik wie Bloy über die Priester geschrieben hat“ (Böll 2007, 97). Und weiter: „Bloy ist immer derselbe, in allen seinen Büchern: er lebte seine großen Themen, glaubte sie und schrieb sie. Ihm war es vorbehalten, die Abgründe der Gemeinplätze zu entdecken, dies ebenso großartige wie erschreckende Vokabularium des Bürgers, des Mittelmäßigen, das inzwischen ... das Vokabularium der Presse und der Staatsmänner geworden“ (Böll 2007, 98).

Schließlich bildet das wichtigste Beispiel für den Einfluss Bloys auf Böll der Roman *Wo warst Du, Adam?* Der Titel des Romans ist ein doppeltes Zitat. Einerseits ist das die Frage, die Gott dem ersten Menschen Adam nach dem Sündenfall im 3. Kapitel des Buches *Genesis* stellt. Andererseits handelt es sich um ein Zitat aus den *Tag- und Nachtbüchern* (1940) des 1945 verstorbenen Philosophen Theodor Haecker. Dort heißt es im Epigraph:

„Eine Weltkatastrophe kann zu manchem dienen. Auch dazu, ein Alibi zu finden vor Gott. Wo warst Du, Adam? Ich war im Weltkrieg“. Theodor Haecker wurde 1936 als katholischem Philosophen Publikationsverbot auferlegt, woraufhin er über neun Jahre hinweg eine Art Tagebuch führte und aktives Mitglied der Widerstandsbewegung *Weißer Rose* wurde. Diese Tagebücher wurden zum Symbol des Widerstandes und der inneren Emigration während des Krieges und genossen Popularität in den ersten Nachkriegsjahren. Die Kompromisslosigkeit in Leben und Werk Haeckers genauso wie Bloys stand Böll sehr nahe.

Verweilen wir kurz noch bei der zentralen Frage der Böllschen Anthropologie. Im Kommentar von Charles Mackintosh zum dritten Kapitel des Buchs *Genesis* lesen wir: „Am Anfang kam Gott herunter, um zu schaffen. Dann, als es die Schlange wagte, sich in den Schaffensprozess des Herrn einzumischen, kam Gott herunter, um zu retten. Davon zeugt das erste Wort, das Gott nach dem Fall des Menschen spricht: ‚Und Gott rief Adam und sagte ihm: wo warst du?‘ Diese Frage beweist zwei Tatsachen, und zwar daß der Mensch nicht verloren ging und daß Gott kam, ihn zu suchen. Die Sünde des Menschen beweist auch die Gnade Gottes. ‚Wo bist du?‘ Welche Treue und Gnade strahlt dieses Wort aus, das zugleich den ganzen Abgrund der Lage zeigte, in die der Mensch sich brachte, und den wahren Charakter des Verhältnisses Gottes zu dem gefallenem Menschen“ (Mackintosh). Einerseits liegt also in dieser Frage die ganze Gnade Gottes; andererseits schließt die Antwort darauf die ganze Tiefe des Sündenfalls ein: „Wie antwortet der Sünder-Mensch auf die Treue und Gnade des gnadenvollen Gott, der ihn gerufen und ihm gesagt hat: ‚Wo bist du?‘ Leider zeigt die Antwort von Adam die ganze Tiefe des Bösen, die er erreicht hat. Adam, wie man sieht, macht die Umstände für sein schamloses Benehmen verantwortlich, jene, die Gott für ihn machte, anders gesagt, gibt er indirekt Gott daran die Schuld. So war die schreckliche Lage des Menschen. Er verlor alles: seine Herrschaft, das Wahrnehmen seiner eigenen Würde, sein Glück, seine Unschuld, seine Reinheit, seine Welt und - was das schlimmste war – er machte Gott für sein Unglück verantwortlich. Als Verlorener, als Sünder vor Gott wagte er noch, sich selbst zu rechtfertigen und Gott zu beschuldigen“ (Mackintosh).

So sehen wir, dass in der Titelformulierung die wichtigsten Themen für Böll implizit mitformuliert sind, die Gnade Gottes, der Fall und die Schuld des Menschen. Aber es gibt

noch ein anderes Thema, das von dem biblischen Zitat zu einer anderen Figur führt, obwohl sie nicht im Epigraph vorkommt, eben zu Leon Bloy und seinem wichtigsten Thema, der Armut. Böll schreibt über Bloy 1952, dass „für ihn die Armut nicht nur ein gottgewollter, sondern der Zustand Gottes war; für ihn war die Armut nicht nur eine mögliche, sondern die einzige Würde des Menschen.“ Und weiter: „Sie alle – die Christen und die Marxisten – versprechen den Armen ein ‚besseres Leben‘, aber Bloy wußte es: es gibt kein besseres Leben als das, was wir haben, und in dem wir versuchen sollten, Brüder zu sein“ (Böll 2007, 97). Mit der Frage Gottes „Wo warst du, Adam?“ beginnt der Zustand der absoluten, existenziellen Armut des Menschen, sein Vertreiben aus dem Paradies, der Zustand der Trennung von Gott. Gerade dieser Zustand der absoluten Armut interessiert Böll. In diesem Roman geht es nicht primär um die Schuld des Menschen, so die verbreitete Meinung, sondern um seine Armut, und auf diese Weise steht Böll in einer Reihe mit den christlichen Existenzialisten Theodor Haecker und Leon Bloy. Eine der Schlüsselfiguren des Romans, Ilona, stellt einen vollkommenen Menschen im Sinne Bloys dar. Eine halbe Stunde vor dem Tod beginnt die gequälte Heldin im KZ zu beten, aber nicht um etwas Konkretes, sondern ganz einfach: „Sie betete nicht, um irgend etwas zu bekommen oder von irgend etwas verschont zu werden, nicht um einen schnellen, schmerzlosen Tod oder um ihr Leben, sie betete einfach, und sie war froh, als sie sich hinten an die Polstertür lehnen konnte und wenigstens am Rücken allein war – erst hatte sie umgekehrt gestanden, mit dem Rücken in die Masse hinein, und als sie müde war und sich fallen ließ, einfach nach hinten, hatte ihr Körper wohl in dem Mann, auf den sie fiel, diese tolle Begierde erweckt, die sie erschreckte, aber nicht kränkte – fast im Gegenteil, sie spürte etwas, wie wenn sie teil an ihm hätte, an diesem Unbekannten [...]“ (Böll 2004, 283).

Was wird hier beschrieben? Eine schreckliche, unmenschliche Situation des tiefsten Falls: Eine gequälte, auf den Tod wartende Frau wird von einem Menschen vergewaltigt, bei dem sie den letzten Halt gesucht hatte. In der radikal-christlichen Sprache von Bloy und Böll bedeutet das: Der Mensch in seiner absoluten Armut versucht, ein Bruder dem Nächsten, dem Unbekannten zu werden; er verurteilt ihn nicht, sondern versucht ihn zu verstehen, und in diesem Zustand seiner absoluten Armut und Hilflosigkeit steht der Mensch paradoxerweise wieder Gott ganz nah. Er überwindet damit den Abgrund, der sich mit der Frage Gottes an Adam „Wo warst du, Adam?“ auftat. Nicht zufällig findet sich ein paar

Zeilen später eine vermeintlich seltsame Frage des Protokollisten: „Sie nannte ihren Namen, ihren Beruf, ihr Geburtsdatum und ihre Religion und war erstaunt, als der Schreiber sie nach ihrem Alter fragte. ‚Dreiunddreißig‘, sagte sie“ (Böll 2004, 285). Die Frage scheint unnötig zu sein, wenn das Geburtsdatum bekannt ist. Doch gerade durch diese Überflüssigkeit wird die Antwort darauf bedeutend. Ilona ist 33, sie ist im Alter Jesu zur Zeit seines Todes. Die Worte „Man muß beten, um Gott zu trösten“ (Böll 2004, 298), gehören ihr. Das heißt, das Gebet ist notwendig, um die verlorene Einheit mit Gott, die ursprüngliche hohe Position zurückzugewinnen. So das Psalmwort: „Was ist der Mensch, daß du an ihn denkst?“ (Ps. 8.5) Wir finden hier die traditionelle katholische Anthropologie vor: Der Mensch ist so wichtig für Gott, dass er imstande ist, ihn zu trösten. Der Mensch ist nicht weniger wichtig für Gott, als Gott für den Menschen.

Außerdem weist dieser Satz wieder auf Leon Bloy hin sowie auf den Essay von Karl Pflieger *Mysterium der Armut bei Leon Bloy* (Pflieger 1936), den Böll sehr gut kannte: „Bloys Blick fällt auf Christus, er will nichts suchen und nichts finden und ist ‚plötzlich‘ mitten ins Licht hineingeworfen. Er hat den armen Gott gesehen. Plötzlich weiß er, daß es dies Ungeheuerliche gibt, den armen Gott, der so arm ist, daß man nicht zu ihm beten soll, um etwas von ihm zu verlangen, man soll beten, um ihn zu trösten“ (Böll 2004, 475-476). Entsprechendes findet sich auch in dem autobiographischen Roman von Bloy *Der Verzweifelte*: „Der Herr wird die Wahrheit einsehen, und Er wird in uns getröstet sein, so wie Moses es in seinem Sang durch das Zeugnis verkündet: Und er wird in seinen Knechten getröstet sein. Die Kartäuser, der Welt abgestorben, um getreue Diener sein zu können, wachen und lobsingen mit der Kirche, damit auch sie Gott den Herrn trösten. Gott der Herr ist betrübt bis in den Tod, weil seine Freunde ihn verlassen haben und weil es not tut, daß Er selber stirbt und das kalte Herz der Ungetreuen neu belebt“ (Böll 2004, 476).

Man darf Gott nicht um unnötige Dinge bitten, um solche wie „Erfolg und Reichtum, die Gott sowieso nicht geben kann“ (Böll 2004, 328), sondern man soll Gott gleich werden, d.h. zu seinem Tröster werden, so wie er unserer Tröster ist. Bewusst arm zu bleiben und nichts bei Gott zu erbitten bedeutet für Böll, dem Herrn wahrhaftig gleich zu werden, sein Abbild und sein, Tröster zu werden. Zu einem solchen Verständnis gelangt die Hauptfigur Feinhals am Ende des Romans, an dem die Heimkehr plötzlich eine andere Bedeutung

gewinnt. Diese wird zur Rückkehr zu Gott, zur verlorenen und sehnlich gesuchten Einheit. Nicht zufällig wird er am Ende mit der weißen Flagge bedeckt, dem Symbol der Reinheit. Deswegen ist sein Tod schließlich nicht tragisch, wie Alfred Andersch in seiner Rezension zu dem Roman *Christus gibt keinen Urlaub* schreibt: „Der Tod ist für den Christen keine dramatische Person, und Böll ist Christ, also kein Dramatiker im eigentlichen Sinne ... Böll ist Erzähler und kennt die Möglichkeit christlicher Prosa - den Roman des Menschen, der auf die Erfahrbarkeit der Offenbarung hin angelegt ist, die Möglichkeit seines Untergangs oder seiner Heimkehr, die Odyssee nach dem Tahiti seiner Seele, eine durchaus epische Angelegenheit“ (Andersch 1951, 941).

Mit Hilfe der christlichen Existenzphilosophen Leon Bloy und Theodor Haecker und der Idee der existenziellen Armut des Menschen stellt Böll nicht nur die absolute Armut des Nachkriegsmenschen fest, sondern gibt ihm auch Anlass zur Hoffnung, denn diese Armut vermag die Distanz zwischen Gott und dem Menschen zu überwinden.

Bibliographie

Holthusen, Hans Egon. 1951. *Der unbehauste Mensch: Motive und Probleme der modernen Literatur*. München: Piper.

Rymar⁴, Nikolay. 2013. Die Gnade, leiden zu dürfen: Anfänge der lyrischen Prosa in Heinrich Bölls Roman *Kreuz ohne Liebe*. In *Religiöse Thematiken in den deutschsprachigen Literaturen der Nachkriegszeit (1945-1955)*. Bakshi, Natalia, Dirk Kemper und Iris Bäcker (Hrsg.) München: Fink Verlag. H.

Böll, Heinrich. 2002. *Kreuz ohne Liebe*. In *Böll, Heinrich. Werke*. Kölner Ausgabe: 1946/1947. Bd. 2. J.H. Reid (Hrsg.). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Sauder, Gerhard. 2008. Heinrich Bölls Leon-Bloy-Lektüre: Ursprünge eines radikalen Katholizismus. In *Ich sammle Augenblicke. Heinrich Böll 1917-1985*. Jung, W., und J. Schubert (Hrsg.) Bielefeld: Aisthesis Verlag.

Böll, Heinrich. 2002. *Werke*. Kölner Ausgabe: 1963-1965. Bd. 14. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Böll, Heinrich. 1952. *Existenz in Gott und in der Armut. Leon Bloy von Heinrich Böll*. Manuskript. Eigentum: Hessischer Rundfunk, Abendstudio, Frankfurt am Main.

Böll, Heinrich. 2007. *Jenseits der Literatur*. In *Böll H. Werke*. Kölner Ausgabe: 1952-53. Bd.6. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

<http://www.blagovestnik.org/bible/macintosh/m01.htm#6>

Böll, Heinrich. 2004. *Wo warst du, Adam?* In *Böll, Heinrich. Werke*. Kölner Ausgabe: 1951. Bd. 5. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Pfleger, Karl. 1936. *Das Mysterium der Armut bei Leon Bloy*. Salzburg, Leipzig: Anton Pustet.

Andersch, Alfred. 1951. *Christus gibt keinen Urlaub*. In *Frankfurter Hefte*. 6 Jg. H. 12. S. 939-941.

„Wer in Rumänien einen Hund hat, lässt ihn entweder verhungern oder macht daraus Fleischsuppe“. Armut, Ausgrenzung und Ästhetik in den Schausteller-Romanen *Warum das Kind in der Polenta kocht* von Aglaja Veteranyi und *Karussellkinder* von Franco Biondi

Sandra Annika Meyer
Universität Hamburg

1. Zirkus- und Jahrmaktdarstellungen als literarisches Sujet

Bunte Lichter, Popcorn und Zuckerwatte, biegsame Artistenkörper aus fremden Ländern – die schillernde Zirkuswelt wirbt mit starken Reizen und einer Prise Exotik um ihr Publikum. Fernab der Manege wartet dagegen ein Leben auf die Schausteller, das geprägt ist von der Enge des Wohnwagens, sozialer Not und einer allumfassenden Heimatlosigkeit. So lässt sich das in der westlichen Wohlstandsgesellschaft vorherrschende Bild beschreiben, das den Zirkus als Kunst- und Lebensform jenseits der Norm definiert.

Auch in der deutschsprachigen Literatur bewegen sich die Darstellungen von fahrenden Künstlern aus Zirkus, Variété und Jahrmaktdarstellungen in genau diesem Spannungsfeld zwischen Exotisierung und sozialer Stigmatisierung: Das Leben von Gauklern, Artisten und anderen Kleinkünstlern wird entweder stark romantisierend oder aber als Inbegriff des Elends geschildert.

Die Wurzeln dieser stereotypen Bedeutungszuschreibung gehen bis in das späte Mittelalter zurück. Eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Leben des fahrenden Volkes ist aber erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem Aufkommen der künstlerischen Bohème zu beobachten, die das Ideal des brotlosen, aber freien Künstlers auslbt und sich daher mit der Figur des ungebundenen Vagabunden identifiziert (Meyer 2001, 17-30).

Auch an der Schwelle zur literarischen Moderne häufen sich literarische Zirkus- und Jahrmarktdarstellungen – sie finden sich unter anderem bei Wedekind, Hauptmann, Kafka, Rilke und Thomas Mann¹–, wobei es laut Robert A. Jones (1985, 45) vor allem der Bruch mit den Darstellungskonventionen ist, der die Schriftsteller herausfordert:

If it was fashion to go to the circus. [sic] if the public and the audience in a non-thinking way found it enjoyable and much to their liking, it was something less than acceptable to write about it: the subject matter was apt to be considered unworthy of the *Wohlstandsgemeinschaft* to which the legitimate art world catered and which had long viewed itself as a protector of the arts.

Zirkusartisten und Varietékünstler, Gaukler und Jahrmarktschausteller galten und gelten bis heute in der literarischen Rezeption nicht als verehrensvalue Künstlerfiguren, sondern fungieren vielmehr durch ihren Status abseits der Norm, den sie gleich im doppelten Sinne innehaben, als literarisches Sujet: Sie verbinden Mobilität und Mittellosigkeit und verweigern sich damit gesellschaftlich normierten Grenzziehungen. Hierin zeigen sie deutliche Überschneidungen mit einer anderen Personengruppe, die in der Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten intensiv beforscht worden ist: die der „Zigeuner_innen“². Allerdings beschränken sich die Forschungsergebnisse weitestgehend auf Darstellungen von der Frühen Neuzeit bis zur Romantik (Solms 2008; Breger 1998), eine Ausnahme bildet ein Sammelband von Susan Tebbutt (1998), der auch zeitgenössische „Zigeuner“-Repräsentationen mit in seinen Untersuchungsfokus einschließt. Direkte Sekundärliteratur zum Zirkus- und Jahrmarktroman ist dagegen nur vereinzelt zu finden und fokussiert sich in der Regel ebenso auf einen begrenzten Zeitausschnitt, spart also gegenwärtige Repräsentationen des Motivs aus (Bernecker 1990; Jones 1985; Laun 2007).

¹ Eine umfassende Sammlung von Zirkustexten aus dem 19. und 20. Jahrhundert hält die Anthologie *Manege frei* von Peter W. Schmidt (1994) bereit.

² Da die Verwendung des Zigeuner-Begriffs durchaus nicht unproblematisch ist – politisch korrekt wäre es, von Sinti und Roma zu sprechen, was allerdings nicht in jeder Hinsicht deckungsgleich mit den literarisch dargestellten und wissenschaftlich analysierten Figuren ist –, wird das Wort hier in Anführungszeichen gesetzt.

An dieser Stelle sollen nun aber gerade zwei Werke aus der Gegenwartsliteratur näher untersucht werden. Sie unterscheiden sich von literaturgeschichtlich weiter zurückliegenden Schaustellerdarstellungen insofern, als sie weder einen distanziert wertenden Blick von außen wählen noch sich auf den metaphorischen Gehalt der Figur des fahrenden Künstlers beschränken: *Warum das Kind in der Polenta kocht* (1999) aus der Feder der rumänisch-stämmigen Schriftstellerin Aglaja Veteranyi sowie Franco Biondis *Karussellkinder* (2007) sind Schaustellernarrative aus der Binnenperspektive, sie schildern eine Kindheit im Schoß einer Zirkus- bzw. Jahrmarktfamilie am Rande der Normgesellschaft. Obgleich die beiden Texte völlig unterschiedlich erzählen, weisen sie doch frappante Ähnlichkeiten in ihrer Motivwahl auf: Sie hinterfragen tradierte Konzepte von Besitz, Reichtum und Armut sowie sozialer Zugehörigkeit mithilfe einer artifiziellen, hoch ästhetischen Bildsprache und greifen dafür auf interkulturelle Topoi zurück, die im Folgenden aus einer kulturwissenschaftlich-hermeneutischen Perspektive untersucht werden sollen.

2. „Im Zirkus lächeln die Leute beim Sterben.“ Aglaja Veteranyis *Warum das Kind in der Polenta kocht*

Aglaja Veteranyis literarisches Debüt *Warum das Kind in der Polenta kocht* erschien im Jahr 1999 und wurde von Kritikern und Leserschaft begeistert aufgenommen, obgleich der Text zuvor bei der Jury des Bachmann-Wettbewerbs für Diskussionen gesorgt hatte: Literaturkritiker Thomas Hettche (1999) hatte den von der Autorin vorgetragenen Text als „unerträgliche[n] Kinder-Rumänien-Armuts-Zirkus-Kitsch“ verurteilt. Hettches harsche Kritik bringt einen Vorwurf zum Ausdruck, dem literarische Repräsentationen der Armut sich häufig gegenüber sehen: Sich einem derart sozialkritischen Thema mit einer poetischen Sprache zu nähern, wird oft vorschnell als ungerechtfertigte Verklärung einer bedrückenden Lebensrealität gedeutet.

Dabei verklärt Veteranyis autobiographisch geprägtes Zirkusnarrativ das Schaustellerleben keineswegs, sondern zeichnet ein anrührendes, bisweilen erschreckendes Bild

einer Kindheit zwischen Glanz und Elend, zwischen Bewunderung und Ausgrenzung. Die im Wettbewerb bemängelte Kinderperspektive ist weit weniger naiv, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag, sondern vielmehr ein stilistisches Mittel, um geläufige Klischees von Migration, Zirkusflair und Vagabundentum zu reflektieren und mit ihnen zu brechen (Meyer 2008, 37–39). Damit einher geht auch die hybride Textform, die Veteranyi für ihr Zirkusnarrativ wählt, und die es unmöglich macht, tatsächlich von einem Roman zu sprechen, wie es der vom Verlag festgelegte Paratext vorschlägt. Tatsächlich durchbrechen lyrische Elemente, stakkatoartige Aufzählungen und pragmatische Gebrauchstexte in Listenform den Erzählfluss. Die Kategorisierung als Roman dient vermutlich weniger einer begründeten Genrezuordnung denn als Fiktionsmarker, um den_ die Leser_in³ vor einer zu starken autobiographischen Auffassung des Textes zu bewahren⁴.

Warum das Kind in der Polenta kocht erzählt aus der Sicht eines namenlosen Mädchens von der Flucht einer Zirkusfamilie aus dem Rumänien der 60er Jahre, das unter dem rigiden Ceaușescu-Regime leidet, nach Westeuropa. Doch das instabile Familiengefüge hält dem Druck des Lebens in der Fremde nicht stand: Die Eltern trennen sich und die Erzählerin und ihre Schwester werden zeitweilig in ein Schweizer Kinderheim gegeben. Nach einem folgenschweren Unfall der Mutter, vor dem die junge Erzählerin stets eine fast ohnmächtige Angst verspürt hatte, kehrt sie zu ihr zurück, muss aber für den Lebensunterhalt der Restfamilie aufkommen und als Varieté-Tänzerin für ein geregeltes Einkommen sorgen. Der Traum, sich aus dem familiären Mikrokosmos herauszubewegen und eine Karriere als Schauspielerin zu starten, misslingt.

Schon der Titel zeichnet Veteranyis Schaustellernarrativ als Armutsdarstellung aus: Die titelgebende Polenta, ein in den osteuropäischen Ländern sehr verbreiteter nährender Maisbrei, gilt wegen ihres günstigen Erwerbspreises und des hohen Sättigungsgrads als „das tägliche Brot des einfachen Volkes“ (Gieser 2006, 70). Wie ein Leitmotiv durchzieht die Polenta den Text und

³ Um eine geschlechtsneutrale Sprache zu verwenden, wird in diesem Aufsatz auf den Gender-Gap zurückgegriffen.

⁴ Zu ebendieser autobiographischen Vereinnahmung kommt es insbesondere in der Feuilleton-Rezeption, was vor allem der Tatsache geschuldet ist, dass sich die Autorin des Textes kurz nach dessen Erscheinen das Leben genommen hat. Dieser tragische Umstand verstellt vielen Rezipienten derart den Blick, dass sie den Text als Zeugnis einer psychisch erkrankten Persönlichkeit lesen statt als ästhetisch-poetisches Kunstprodukt. Veteranyi dagegen hat sich zeitlebens gegen eine rein autobiographische Lesart ihrer Texte verwahrt. Vgl. dazu Meyer (2008, 2-5).

dient dabei vor allem der Angstbewältigung: Durch das grausame selbsterdachte Märchen vom Kind, das in dem Maisbrei gekocht wird, gelingt es der jungen Erzählerin, sich von der Angst um die eigene Mutter abzulenken, die Abend für Abend in der Zirkuskuppel in schwindelerregenden Höhen an den Haaren hängt und jongliert (Meyer 2008, 76–79).

Die starke Präsenz von Essensdarstellungen und ihre Funktion in der Erzählung des Zirkuskindes untersuchen bereits Suren (2008) sowie ausführlich Meyer (2008). Schon seit den 1980er Jahren ist das Kulturphänomen Essen im Zuge der paradigmatischen Wende der Germanistik von einer reinen Text- hin zu einer Kulturwissenschaft (Benthien and Velten 2002, 7–34) als ertragreiches Forschungsgebiet erkannt worden⁵. An dieser Stelle sind die wiederholten Beschreibungen der Speisen in Veteranyis Narrativ nun vor allem in als Statussymbol von Interesse, das den sozialen Stand der Zirkusfamilie markiert. Denn, so lässt es sich mit Warren Belasco (2002, 2) auf eine einfache Formel bringen: „Food indicates who we are, where we came from and what we want to be“. So spiegeln beispielsweise die sorgsam aufgelisteten Lieblings Speisen der Erzählerin ihren Lebenshintergrund: Neben der rumänischen Polenta in zahlreichen Varianten zählt das Mädchen auch französische Crêpe, Fleisch in Weinblätter aus Griechenland sowie ungarische Salami zu seinen Leibspeisen – ein Indiz für das bewegte Zirkusleben, durch das das Kind schon in jungen Jahren eine Vielzahl von Ländern besucht und ihre (Ess-)Kulturen kennengelernt hat⁶.

Auch über die finanzielle Situation der Zirkusleute geben die Essensdarstellungen Auskunft. Hier zieht die Ich-Erzählerin wiederholt den Vergleich zwischen den Konsumgewohnheiten im Westen und in der rumänischen Heimat:

Die Leute hier haben gute Zähne, weil sie jederzeit frisches Fleisch kaufen können. Zu Hause haben schon die Kinder faule Zähne, weil der Körper alle Vitamine raussaugt. (Veteranyi 2005, 13)

Die Mangelernährung, auf die das Zirkuskind hier anspielt, liegt in der stark eingeschränkten Lebensmittelversorgung durch das Rationalisierungsprogramm des Diktators

⁵ Stellvertretend sei hier auf die wegweisende Studie von Alois Wierlacher (1987) sowie den interkulturell ausgerichteten Sammelband von Anne-Rose Meyer und Claudia Lillge (2008) verwiesen.

⁶ Vgl. dazu auch Meyer (2008, 87–88).

Ceauşescu begründet, unter dem die Bevölkerung zu leiden hatte. Dass diese Tatsache bei der jungen Protagonistin „ein ständiges diffuses Schuldgefühl, am Leben zu sein“ (Suren 2008, 179) hervorruft, kann laut Suren als Rekurrenz auf die rumänische Exportpolitik gelesen werden, die dazu führt, dass die in den Westen emigrierten Angehörigen de facto das Essen zu sich nehmen, das eigentlich die zurückgelassenen Verwandten ernähren sollte. Im direkten Vergleich geht es der in den Westen geflohenen Zirkusfamilie folglich gut: „Außerdem leben wir hier wie reiche Leute, nach dem Essen können wir die Suppenknochen mit gutem Gewissen wegwerfen, während sie zu Hause für die nächste Suppe aufbewahrt werden müssen“ (Veteranyi 2005, 12).

Besonders drastisch wird der unterschiedliche Lebensstandard anhand des unterschiedlichen Umgangs mit Haustieren verbildlicht: „Hier sind die Hunde wichtiger als die Menschen! Wenn ich meiner Familie schreibe, daß die Regale im Laden voller Hundefutter sind, glauben sie, ich bin verrückt geworden“ (Veteranyi 2005, 131). Diese Beobachtung bricht mit der Perspektive der deutschen Rezipient_innen, für die die breite Auswahl an Tiernahrung im Supermarkt völlig selbstverständlich ist. Vor dem Hintergrund der Nahrungsmittelknappheit in Rumänien eröffnet sich jedoch die Absurdität dieses Konsumauswuchses. Die Erzählerin treibt diese Pointierung sogar noch weiter, indem sie ihren eigenen Hund ins Spiel bringt:

Ich habe großes Glück, wir sind immerhin schon so reich, daß ich Boxi nicht essen muß. Wer in Rumänien einen Hund hat, läßt ihn entweder verhungern oder macht daraus Fleischsuppe, um selber nicht zu verhungern. Ich will nicht wissen, was meine Familie dort alles essen muß. (Veteranyi 2005, 66)

Sich einen Hund als Haustier zu halten, wird damit als eine Form von Luxus enttarnt, die in der ärmlichen Heimat undenkbar ist – in einem Land, in dem Hunger und Elend herrschen, dienen Hunde allenfalls als Sicherung der Nahrungsgrundlage; das Halten von Haustieren als possierliche Weggefährten wird somit zu einem Zeichen von Wohlstand, der demnach auch die emigrierte Zirkusfamilie umgeben müsste.

Nun macht der aufgestellte Vergleich zwischen „hier“ und „dort“, also dem Westen und der rumänischen Heimat bei näherem Hinsehen allerdings vor allem eines deutlich: Armut und Reichtum sind de facto keine absoluten Bezugsgrößen, sondern vielmehr relationale Begriffe, die immer in Abgrenzung zum jeweils anderen festgesetzt werden. Darin sind sie anderen Begrifflichkeiten, die im interkulturellen Kontext eine Rolle spielen, nicht unähnlich, insbesondere dem von Identität und Alterität, Eigenem und Fremdem (Gutjahr 2002, 345–369).⁷ Es gilt, die dahinterstehenden Zuschreibungsmechanismen zu erkennen und offenzulegen. Genau dies tut Veteranyis Erzählstrategie: Ihre kindliche Erzählerin erkennt zwar an, dass es ihrer geflohenen Familie im Ausland gegenüber den hungerleidenden Verwandten vergleichsweise gut geht. Zugleich aber schwingt durch die naive Kontrastierung bereits mit, dass auch die Tatsache, dass es den Menschen andernorts womöglich schlechter geht, kein Garant für ein sorgenfreies Dasein im Westen ist. Das Zirkusmädchen formuliert diese Erkenntnis wie folgt:

In Rumänien werden die Kinder alt geboren, weil sie schon im Bauch der Mutter arm sind und sich die Sorgen der Eltern anhören müssen. Hier leben wir wie im Paradies. Ich werde deswegen aber trotzdem nicht jünger. (Veteranyi 2005, 34)

Für die rumänischen Verwandten allerdings – und sicher auch für den Großteil der Leserschaft des Zirkusnarrativs – ist die Ausreise in den Westen mit Sorglosigkeit und Wohlstand gleichzusetzen: „Alle glauben, wir sind sehr reich. Haben die eine Ahnung! Als ob das so einfach wäre! Selbst hier muss man das Geld verdienen“ (Veteranyi 2005, 65), empört sich das Zirkusmädchen. Dass das aber für die Emigranten keine Selbstverständlichkeit ist, liegt an der Fragilität ihres Kapitals, nämlich des artistisch biegsamen Körpers. So muss denn auch die Erzählerin nach dem späteren Unfall der Mutter die Sicherung des Lebensunterhalts übernehmen, indem sie ihren kindlichen Körper sexuell aufgeladen zur Schau stellt.

Dennoch bemüht sich die Familie sehr, zu keinem Zeitpunkt die Erwartungen der zurückgelassenen Familienangehörigen zu enttäuschen, die pathetische Briefe schreiben, um an dem vermeintlichen Wohlstand teilzuhaben. Die Zuwendung zielt jedoch weniger darauf, den

⁷ „Fremde ist [...] keine vorfindbare Gegebenheit oder Eigenschaft, die einem Objekt zukommt, und bezeichnet auch keine objektiv messbare Größe. Das Fremde ist vielmehr ein Relations- oder Unterscheidungsbegriff zum Eigenen und somit ohne das Eigene gar nicht denkbar und umgekehrt.“ (Gutjahr 2002, 354)

Verwandten tatsächlich auszuhelfen, sondern vielmehr darauf, den Schein einer erfolgreichen, mit einem sozialen Aufstieg einhergehenden Auswanderung entgegen allen Widrigkeiten aufrechtzuerhalten⁸. Dabei haben die Zirkusleute mit den Folgen der Emigration und dem Leben in der Fremde nicht nur in finanzieller Hinsicht zu kämpfen:

Wenn ich gewußt hätte, was die Demokratie aus uns macht, wäre ich nie von zu Hause weggegangen! sagt meine Mutter. Wir gehen ins Paradies, sagte dein Vater. Was, Paradies! [...] Hier haben alle warmes Wasser im Bad und einen Kühlschrank im Herzen! (Veteranyi 2005, 131)

Die bildhafte Sprache des Kindes macht deutlich, dass trotz der politischen Freiheit und der besseren Versorgungssituation das Leben in Westeuropa für die Zugewanderten seine Schwierigkeiten birgt: Es ist vor allem die sprichwörtlich kühle Mentalität, die es der Familie schwer macht, sich in die westliche Gesellschaft einzugliedern. Sie bleiben in jedem bereisten Gastland mit einem klaren Außenseiterstatus behaftet.

Die Gründe dafür liegen in erster Linie in der Zugehörigkeit zum Zirkus: Zunächst einmal ist es das beständige Weiterziehen, was es dem heranwachsenden Kind unmöglich macht, sich zu verorten. Jeder neue Aufbruch ist ihm insgeheim verhasst: „Das Abbauen des Zirkuszeltens ist überall gleich, wie ein großes Begräbnis [...]. Bei mir löst sich alles auf, und es geht ein Wind durch mich hindurch“ (Veteranyi 2005, 33), beschreibt es seine innerliche Zerrissenheit. Die ständigen Ortswechsel bedeuten für das Kind eine solche Zumutung, dass es sich seiner eigenen Existenz kaum mehr bewusst ist (Meyer 2008, 68–70) – zumal auch das brüchige Familiengefüge diese Belastung nicht kompensieren kann, sondern im Ausland vollends zerbricht.

Das Leben jenseits der Norm führt aber auch zu einer Ausgrenzung von außen, denn dem „fahrenden Volk“ der Zirkusartisten begegnet die sesshafte Bevölkerung mit einer übergroßen Faszination, die sich faktisch aber als Stigmatisierung durch Exotisierung auswirkt:

⁸ Mit den Auswirkungen von (Teil-)Migrationserfahrungen auf den Familienverbund beschäftigen sich auch die Beiträge des interdisziplinären Sammelbands *Die interkulturelle Familie* von Michaela Holdenried und Weertje Willms (2012).

Die Kinder reden vom Zirkus wie vom Zoo. Sie kriegen leuchtende Augen oder kichern. Sie denken, daß alle Zirkusleute miteinander verwandt sind, sich lieben, im selben Wohnwagen schlafen und vom selben Teller essen. Und dann lebt man in der Natur und oh wie schön! (Veteranyi 2005, 106)

Durch den Blick der anderen Kinder, denen die Erzählerin im Heim begegnet, fühlt sie sich wie ein zur Schau gestelltes Tier. Die vermeintliche Exotik des Zirkuslebens wird von ihr als Fremdzuschreibung enttarnt, die der Artistenfamilie einen permanenten Sonderstatus zuweist, was eine Eingliederung in die jeweilige Aufnahmegesellschaft faktisch unmöglich macht.

Die Sehnsucht nach einem Ort der Zugehörigkeit ist für die Ich-Erzählerin folglich groß und im Roman ein zentrales Motiv. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Beobachtung, dass der Traum von der Sesshaftigkeit für sie zugleich immer auch ein Traum vom Reichtum ist:

Eines Tages werden wir ein großes Haus mit Luxus haben, mit Schwimmbad im Wohnzimmer und Sophia Loren, die bei uns ein- und ausgeht. Ich möchte ein Zimmer voller Schränke, in denen ich meine Kleider und alle meine Sachen aufbewahren kann. (Veteranyi 2005, 20)

Aus dieser Verknüpfung heraus rührt auch der Wunsch der Erzählerin, später einmal einen reichen Mann zu heiraten und eine berühmte Schauspielerin zu werden – ein Vorhaben, was schließlich scheitert: Die Aufnahmeprüfung einer Schweizer Schauspielschule besteht das Mädchen am Ende seiner Erzählung nicht, die Prüfer weisen sie ab mit den Worten: „Es tut uns leid, aber wir sind hier nicht beim Zirkus.“ (Veteranyi 2005, 185). In Veteranyis Narrativ verschließt sich die Zirkuswelt also zu einem hermetischen Raum, aus dem es keinen Austritt gibt. Ein sozialer oder finanzieller Aufstieg bleibt der Protagonistin verwehrt. Eine romantische Verklärung des bohémehaften Kleinkünstlerlebens findet hier nicht statt – und dennoch bleibt die Darstellung von Ausgrenzung und Elend im Text zu jedem Zeitpunkt eine ästhetisch stilisierte. Diese poetisch feinsinnige Ausgestaltung einer sozialkritischen Armutsdarstellung unterscheidet

Warum das Kind in der Polenta kocht merklich von der Zirkus- und Zigeunerliteratur, auf die in der Einleitung dieses Aufsatzes eingegangen wurde. Ein zweites Textbeispiel soll nun zum Vergleich herangezogen werden: Franco Biondis Roman *Karussellkinder*.

3. „Ein Dritto zu sein, ist ein Lebensprinzip.“ Franco Biondis *Karussellkinder*

Karussellkinder ist der vierte Roman des Schriftstellers Franco Biondi, der zunächst als Essayist und Lyriker Bekanntheit erlangt hat. Geboren im Jahr 1947 im italienischen Forlì, kam Biondi 1965 nach Deutschland und nimmt seitdem in der deutschsprachigen interkulturellen Literatur insofern eine besondere Stellung ein, als er die wissenschaftliche Auseinandersetzung um die korrekte Bezeichnung eben dieser anfangs noch marginalisierten Literatur durch seine reflektorischen Essays stark befeuert hat. Aufgrund der relativ dünnen Forschungslage zu seinem Jahrmarktroman beziehen sich die folgenden Ausführungen vor allem auf eigene Beobachtungen. Wie auch Aglaja Veteranyi greift Biondi in seinem Text auf eigene Erfahrungen zurück. Nicht von ungefähr ist die Widmung, die er ihm voranstellt: „[I]n Andenken an Aglaja Veteranyi, die wusste, wovon hier die Rede ist“ (Biondi 2007, 6), heißt es darin. Trotz der expliziten Bezugnahme im Paratext und der gemeinsamen Thematik unterscheidet sich Biondis Werk merklich von dem Veteranyis. Schon der äußeren Form nach kommt *Karussellkinder* weitaus geschlossener daher, als es *Warum das Kind in der Polenta kocht* tut. Der Text funktioniert wie ein Roman und stellt die Gattung durch seine gestalterische Ästhetik nicht infrage. Biondi beschreibt aus einer personalen Perspektive die Erfahrungswelt des jungen Italieners Dario Binachi – dem_der Leser_in wohlbekannt aus Biondis vorangehenden Romanen – dessen Vater beschließt, sein Glück als Jahrmarktschausteller zu versuchen. Für Dario sind die Jahre auf dem Rummel geprägt von Entbehrungen und Einsamkeit, aber auch von dem Erleben tiefer Freundschaft und dem Weg zur eigenen Selbstständigkeit.

Dass es sich bei Binondis *Karussellkinder* um ein Armutsnarrativ handelt, macht schon die Eröffnung des Textes deutlich. Der personale Erzähler skizziert darin die Eindrücke seines kindlichen Protagonisten, der mit seiner Familie im Obdachlosenheim lebt:

Der fünfstöckige Obdachlosenbau war in ständigem Aufruhr. Schreie besetzten die langen Flure, Getrappel hallte auf den Treppen nach, Kinder lärmten auf den Treppenvorplätzen. [...] Dario überquerte die Stinkzonen, die sich in den Gängen stauten. Durch die Türen ergossen sich Stimmen und Geschirrgeräusche. Plötzlich vernahm er Schreie und Geschepper. (Biondi 2007, 7)

Es sind keine visuellen Eindrücke des Elends, die sich hier darbieten, sondern vielmehr Synästhesien aus auditiven und olfaktorischen Wahrnehmungen: Die ärmlichen Zustände im Wohnheim werden durch die lästigen Klänge und Gerüche, die ungeordnet ineinanderfließen, förmlich spürbar und reduzieren so die narrative Distanz zwischen Erzähler und Rezipient_in. Trotz ihrer ästhetisch feinsinnigen Ausgestaltung rufen Biondis Beschreibungen kein klischeeverhangenes Armutsbild hervor, sondern wirken wie ein nüchtern realistisches Abbild der beengten, chaotischen Atmosphäre im Obdachlosenheim. Mit den ersten Sätzen werden die Protagonisten so in einem sozialen Milieu verortet, das von Einschränkungen geprägt ist.

Schon kurz darauf ändert sich die soziale Stellung der Familie Bianchi allerdings, und zwar mit der Entscheidung des Vaters, eine Jahrmarktbude zu erwerben und mit ihr von Rummelplatz zu Rummelplatz zu ziehen: „Er rief: Schluss mit der Aufschreiberei! Er rief: Ab sofort können wir uns etwas leisten! Er rief: Unbesorgt kann man sich sogar Kleider kaufen! Mamma tat sich schwer, dagegen zu halten.“ (Biondi 2007, 14). Die dreifache Anapher lässt die Worte des Vaters wie ein Stoßgebet der Erleichterung wirken. Die Aufgabe der Sesshaftigkeit ist hier gerade nicht mit einem sozialen Abstieg verbunden, sondern – wie im Falle der Emigration in Veteranyis Zirkusnarrativ – verknüpft mit dem Traum von einer Verbesserung der Lebensverhältnisse. Das Motiv des Vagabudentums, das in der Bohème-Literatur ausdrücklich mit Armut und Mittellosigkeit gleichgesetzt wird, deutet Biondi hier also positiv um und setzt es in einen neuen Kontext, der den_die Leser_in schon zu Erzählauftakt vor zu einfachen Zuschreibungsmechanismen bewahrt.

Neben dem nomadenhaften Unterwegssein greift Biondi in seinem Roman im Wesentlichen auf zwei weitere gängige Repräsentationsformen von Armut und Elend zurück, die im Folgenden näher untersucht werden sollen: das Motiv des materiellen Besitzes und das Motiv

der sozialen Zugehörigkeit. Dass die Familie nicht über große Besitztümer verfügt, zeichnet sich bereits daran ab, dass Dario für sein Hab und Gut, das er auf den Rummel mitnehmen will, einzig „einen kleinen Jutesack“ (Biondi 2007, 20) erhält, in dem er seine Schulsachen und sein Spielzeug verstauen kann. Letzteres hat kaum einen materiellen Wert, denn Dario besitzt ausschließlich selbstgebastelte Spielsachen: „Daumen und Zeigefinger wurden in Spannung gebogen, und der Kronkorken wurde am Kreidelinienkorridor entlang gekickt. [...] Aus Sportzeitungen stanzte er Köpfe von Rennradprofis aus und drückte diese Bilder in die Innenseite der Deckel“ (Biondi 2007, 8). Nur selten werden Besitztümer in Biondis Roman so detailliert beschrieben wie hier – im Allgemeinen verzichtet der Erzähler nahezu vollständig auf Ausführungen zu Gütern und Gegenständen, sondern widmet seine Aufmerksamkeit lieber zwischenmenschlichen Szenerien. Die wenigen unbelebten Gegenstände, die der Erzähler in *Karussellkinder* überhaupt für beschreibenswert erachtet, sind entsprechend nicht von finanziellem Belang, sondern symbolisch aufgeladen. An erster Stelle stehen dabei der Dodge und der Piantachiodi des Vaters, die den Roman leitmotivisch durchziehen, eben weil sie die Basis für das selbstgewählte Jahrmarkt leben bilden und zugleich die einzige fixe Konstante inmitten eines sich mit dem Umherziehen von Rummelplatz zu Rummelplatz stets verändernden Umgebung darstellen – in Veteranyis Narrativ wird der Wohnwagen als Zuhause dagegen durchaus ambivalent gewertet, weil er sich als Mikrokosmos der Angst und familiärer Gewalt erweist (Spoerri 2009, 165; Lengl 2011, 211).

Materiellem Besitz und seinem finanziellen Wert wird im Roman folglich wenig Bedeutung beigemessen. Durch die Blicklenkung des personalen Erzählers wird die Begrenztheit des festen Besitzes der Familie Bianchi zwar durchaus sichtbar, allerdings entsteht dadurch bei Dario kein quälendes Mangelgefühl. Und so ist auch Traum vom Haus voller Luxusgüter, den Veteranyis Protagonistin hegt, in Biondis Armutsnarrativ nicht zu finden: Dario Binachi träumt weder von der Sesshaftigkeit noch vom Reichtum. Vielmehr wünscht er sich, es später seinem Vater gleichzutun, wie er seinem reichen Schutzpatron, der für seine religiöse Firmung aufkommt, selbstsicher eröffnet: „Vielleicht ein Bigliardino, vielleicht ein Kettenkarussell. [...] Aber ich werde wie Babbo Schausteller bleiben wollen“ (Biondi 2007, 240). Auch hinter diesem Zukunftskonstrukt verbirgt sich der Wunsch nach sozialem Aufstieg – ein Kettenkarussell ist

lukrativer als eine einfache Jahrmarktbude –, allerdings bleibt Dario dabei dem Schaustellermilieu verhaftet und träumt anders als das namenslose Polenta-Mädchen gerade nicht von einer Selbstverwirklichung außerhalb, sondern innerhalb des gewohnten Lebens.

An seinem Aufstieg aus der Armut arbeitet Dario schließlich eigenständig: Er sammelt die heruntergefallenen Lire-Münzen unter den Trittbrettern der Fahrgeschäfte ein und optimiert seine Sammelstrategie beständig. Sein Eifer wird belohnt: Als Anreiz für seine Geschäftstüchtigkeit kauft ihm sein Vater eine metallene Schatulle, in der er sein selbst verdientes Geld sparen kann. Man könnte meinen, der junge Schaustellersohn würde hier zu einer Art Homo Oeconomicus⁹ mutieren, der sich von der Ohnmacht der Armut emanzipiert und die Weichen für ein Leben nach den Gesetzmäßigkeiten der geregelten Erwerbstätigkeit stellen. Tatsächlich aber, so wird im späteren Romanverlauf deutlich, liegt die große Bedeutung der gesammelten Münzen für Dario keineswegs in ihrem materiellen Wert – im Gegenteil: Er geht äußerst sparsam damit um. Was das Geld für den Jungen so wichtig macht, ist die Autonomie, die es ihm einbringt – nicht zuletzt, weil sie die Rolle zu seinen Eltern auf eine neue Ebene stellt: Dario erntet nicht nur den Stolz seiner Eltern, sondern kann ihnen sogar kostbare Geschenke unterbreiten, was ihn mehr zu befriedigen scheint, als das Geld für seinen eigenen Bedarf auszugeben: „Das Gefühl war unglaublich, kaum zu fassen – Dario empfand sich jetzt mächtig, stark. Reich.“ (Biondi 2007, 181) Seinen Höhepunkt erreicht diese Selbstsicherheit in der folgenden Szene:

Der Juli gehörte den Sorgen. Alljährlich knabberte der Brachmonat an den Ersparnissen der Familie. Erwies sich das finanzielle Polster als nicht dick genug, geriet die Versorgung der Familie in Bedrängnis. In diesem Jahr hatte sich allerdings etwas verändert. Bruna sprach es an: Wir haben eine Reserve im Haus, Darios Schatztruhe! [...] Ja, sagte Dario schwindelerregend stolzerfüllt, bis das Geschäft wieder anläuft, kann Babbo aus meinen Beständen Geld rausholen und Mamma sich etwas von meiner Schatztruhe leihen. Dario hatte das Empfinden zu träumen. (Biondi 2007, 190)

Darios Stolz ist eng verknüpft mit seinem Nutzen, den er für seine Familie einnimmt, indem er sich in der Versorgerrolle wähnt und damit in der innerfamiliären Hierarchie Vater

⁹ Zur Figur des Homo Oeconomicus in der Literatur vgl. Wunderlich (2007).

Moro gleichgestellt oder gar übergeordnet wird – denn anders als dieser vertrinkt Dario sein Einkommen nicht, sondern übernimmt Verantwortung für seine Familienangehörigen.

Mit zunehmendem finanziellen Erfolg beginnt Dario, davon zu träumen, einen eigenen Automaten auf dem Rummel zu betreiben, um sein Geld effektiv zu vermehren. Er legt dabei durchaus ökonomisches Denken an den Tag und wägt ab, welcher Spielautomat der richtige für ihn wäre. Doch die mit stolz geäußerte Prophezeiung seines Vaters: „Du wirst also ein Geschäftsmann“ (Biondi 2007, 282) weist er innerlich entschieden zurück: „Wenn er an Geld dachte, tat er dies, weil er eigenständig sein wollte, mehr nicht.“ (Biondi 2007, 283).

Als Zahlungsmittel mit finanziellem Gegenwert bekommt Geld für ihn erst dann eine Bedeutung, als der Junge die Welt der Bücher für sich entdeckt. Er tauscht seine Ersparnisse gegen die großen Romane der Weltliteratur ein. Bei seinem Vater stößt Darios neue Leidenschaft auf wenig Verständnis. Hier lässt sich eine interessante Parallele zu Veteranyis Zirkusnarrativ ablesen: Der ökonomische Nutzen des unerwarteten Bildungswillens ist für Darios Vater ebenso wie für die Mutter des Polenta-Mädchens nicht erkennbar, kostet sie doch wertvolle Zeit, in der die Sprösslinge auf dem Rummel oder im Varieté zum Familienunterhalt beitragen könnten. Mit dem Willen zu einem autodidaktischen Bildungserwerb erschließt sich Dario faktisch zwar bessere (Verdienst-)Möglichkeiten für seine Zukunft, wird aber zu einer Randfigur inmitten der eigenen Familie. „Siehst du es endlich ein? *A ognuno il suo mestiere!* Wer Schuster ist, bleibt Schuster!“ (Biondi 2007, 291), prophezeit ihm sein Vater und ergänzt: „Ich sehe es schon: Du willst uns verraten!“ (Biondi 2007, 292).

Diese Anschuldigung erhält ein besonderes Gewicht vor dem Hintergrund, dass Fragen der familiären Zugehörigkeit in Biondis Roman wie wohl in allen Texten, die vagabundierende Grenzgänger in ihren Fokus stellen, eine zentrale Rolle spielen. Wenn Darios Entscheidung für das Lesen als Verrat an der Familie gedeutet wird, bringt dies seine Zufluchtsstätte in Gefahr, die im Roman schon an früherer Stelle infrage gestellt wurde, als er einen Teil seiner Kindheit wegen einer Erkrankung seiner Mutter im Kinderheim verbringen musste. Wie das Polenta-Mädchen (Veteranyi 2005, 105) fühlt sich Dario aus ökonomischen Gründen von den Eltern abgeschoben.

Aber auch außerhalb der Familie wird die Frage nach der Zugehörigkeit Darios immer wieder aufgeworfen. Als Kind eines Elternpaares, das sich entschlossen hat, die Sesshaftigkeit gegen das nomadenhafte Schausteller-Dasein einzutauschen, bewegt sich der Junge zwischen zwei Lebenskonzepten, die einander kontrastiv gegenüberstehen. Im Roman wird dies anhand der repetitiven Diskussion um die Zugehörigkeit zu der Gruppe der *Dritti*, *Gagi* oder *Sinti* dargestellt: Aus Sicht der Schaustellerkinder, die seit eh und je mit ihren Familien ein Leben im Wohnwagen auf dem Rummel verbracht haben, bleibt Dario wegen seiner Herkunft ein *Gagio*, ein Sesshafter, dem sie – anders als den *Sinti*, den „Zigeunern“ – mit Misstrauen entgegentreten:

Carlino war stolz, ein *Dritto* zu sein, während er die Sesshaften *Gagi* nannte. Er machte Dario klar, dass er ihn noch zu den *Gagi* zählte. Nur von wenigen Karussellkindern wurde Dario nicht ausgegrenzt. Von den meisten schon. Wenn Dario in ihre Nähe kam, legten sie sofort los, ihn zu beschimpfen und mit unmissverständlichen Zeichen wegzuscheuchen. Ging er an Karussellkindern vorbei, stellte manch eines ihm auch ein Bein, andere rempelten ihn an und stupsten ihn zur Seite. Eine weitere Grenze war ihre Sprache; viele von ihnen verstand er nicht. (Biondi 2007, 40)

Ein ums andere Mal versucht Dario, sich zu beweisen, um endlich in den erlesenen Kreis der *Dritti* aufgenommen zu werden, was ihm nie recht gelingt, weil die tatsächliche Zugehörigkeit immer eine Zuschreibung von außen bleibt, wie die folgende Szene zwischen Dario und drei Schaustellerkindern preisgibt:

Carlino sagte: Dario ist fast ein *Dritto*.
Davide widersprach: Wie alle *Gagi* hat er sich vorhin auf der Geländermauer in die Hose gemacht.
Filippo sagte: Dario ist halb *Gagio* und halb *Dritto*. Und blinzelte Dario zu.
Carlino sagte: Ich kenne Dario gut, er ist jetzt fast ein *Dritto*!
Davide sagte: Lass uns doch schauen, wie er mit dem Kordelspiel umgeht. Wenn er draufkommt, machen wir ihn zum Halb-*Dritto*, wenn nicht, bleibt er ein Voll-*Gagi*. (Biondi 2007, 49)

Erst als Dario dem prüfenden Blick der anderen Karussellkinder zeitweilig nicht mehr ausgesetzt ist, nämlich im Internat, obliegt es seinen eigenen Zuschreibungsmechanismen, sich als *Dritti* zu stilisieren. Wie selbstverständlich jongliert Dario den Heimkindern gegenüber mit

Worten, die für ihn bis vor kurzem noch selbst keine Bedeutung hatten (vgl. Biondi 2007, 96) und zieht damit bewusst eine Grenze zwischen sich und den sesshaften Kindern, wodurch eine Spiegelszene zu oben zitierter Zuschreibung konstruiert wird. Auch über seinen Sprachgebrauch hinaus übernimmt Dario die Ausschlussmechanismen des fahrenden Jahrmarktvolkes, unter denen er anfangs hatte leiden müssen, und verwehrt einem *Gagio* ob seiner Sesshaftigkeit die Freundschaft – nicht ohne darüber mit sich selbst in Konflikt zu geraten: „Beim Abschied fühlte sich Dario schlecht. Er empfand sich unehrlich und feige. Gerne hätte er Domenico besucht und gesehen, was er für ein Zuhause hatte.“ (Biondi 2007, 157)

Seine Position zwischen *Gagio* und *Dritto* verunsichert Dario im Hinblick auf den eigenen Subjektstatus und seine moralischen Werte. Es dauert, bis Dario seine hybride Identität anerkennt und sie nicht mehr als Stigmatisierung wertet, sondern als wichtiges Merkmal seiner Persönlichkeit, das ihm Freiräume verschafft.

Ein *Dritto* zu sein, ist ein Lebensprinzip. [...] Wenn du nicht danach lebst, bleibst du ein *Gagio* und wirst höchstensfalls ein fast *Dritto*. Oder ein Halbhalb, ergänzte Filippo und lachte. [...] Ich glaube, resümierte Dario, einen Halbhalb gibt es nicht. Und vielleicht ist es besser, ein fast *Dritto* zu sein. Wieso?, fragte Carlino. Weiß nicht. Mir gefällt es nicht, sich an Regeln zu halten. (Biondi 2007, 166)

Die Ablehnung eines Halbhalb, eines Sich-Einordnen-Lassens in eine von außen festgeschriebene Identitätskategorie wirkt beinahe programmatisch, wenn man bedenkt, dass es sich bei Biondis *Karussellkinder* um einen Roman aus dem Zentrum der interkulturellen Literatur handelt. Was Maria E. Brunner (2005) für Biondis frühere Werke festhält, die die Emigration seines Protagonisten nach Deutschland thematisieren, kann auch hier angeführt werden:

Typisch für Biondis Protagonisten ist [...] das dauernde Hin und Her zwischen der alten Welt, die sie verlassen und der neuen Welt, in der sie niemals wirklich zu Hause sind. [...] Auf Biondis Protagonisten passt daher die räumliche Metapher des Dazwischen: Die Bilder des Nirgends richtig Dazugehörens und der doppelten Zugehörigkeit laufen hier parallel. Biondi verweist mit seinem Konzept der Transkulturalität auf einen dritten Weg zwischen zwei Kulturen, jenseits von Ghettobildung und Integration. (Brunner 2005, 228)

Biondis Jahrmarktnarrativ endet für Dario, wo es angefangen hat: in der Sesshaftigkeit. Nachdem die Familie Binachi mehrere Jahre lang ein Leben im Unterwegs sein geführt hat, wird Vater Moro wegen einer vermeintlich fehlenden Schaustellerberechtigung festgenommen. Für die Restfamilie verschärft sich damit die ökonomische Situation merklich, so dass schließlich kein anderer Ausweg bleibt, als nach San Marino zurückzukehren und in einer vom Staat zugewiesenen Obdachlosenwohnung unterzukommen. Dario leidet unter dem erneuten Bruch in seinem Leben, muss er doch seine Jahrmarktfreunde zurücklassen und die liebgewonnene Ungebundenheit hinter sich zurücklassen. Dennoch deutet der offene Schluss des Romans an, dass es dem Jungen durchaus gelingt, die *Dritti*- und *Gagi*-Anteile in sich zu vereinen und sich den neuen Lebensumständen zu fügen.

4. Resümee

Die vorangehende Analyse zweier interkultureller Schaustellernarrative hat gezeigt, dass die Darstellung von Armut und ihren Auswirkungen auf das familiäre Zusammenleben in diesem Genre einen festen Platz einnimmt. Dabei bleibt das Motiv der Mittellosigkeit wie in früheren Repräsentationen fahrender Künstler eng verknüpft mit dem der Mobilität – durch die interne Fokalisierung jedoch gelingt es sowohl Veteranyi als auch Biondi, stereotype Zuschreibungen offenzulegen und ironisch zu brechen.

Aglaja Veteranyis Zirkusnarrativ zeichnet sich dabei insbesondere durch seine hoch artifizielle Konstruiertheit aus, die von der Perspektivwahl bis zur eigenwilligen Typographie des Textes reicht. Die Ich-Erzählerin fordert die Lesegewohnheiten der Rezipient_innen aber auch dadurch heraus, dass sie ihre Klischees vom bunten Leben im Zirkus reflektiert und ad absurdum führt. Kulturelle Ausdrucksformen wie Essensdarstellungen und Haustierhaltung werden dabei mit einer neuen Bedeutung versehen: Sie können aus interkultureller Perspektive nicht mehr als stereotype Marker eines eindeutigen sozialen Status' gelesen werden, sondern werden zu kulturell variablen und damit kontextabhängigen Bedeutungsträgern.

Auch Franco Biondis Schaustellerroman stellt konventionelle Zuschreibungsmuster infrage, wenn auch in einer weitaus geschlosseneren Form. Materieller Besitz verliert im Roman durch wenig detaillierte Beschreibungen seinen Stellenwert, mit seinem mühsam verdienten Geld kauft sich der Junge keine Konsumgüter, sondern sichert seine Unabhängigkeit und eine bedeutsame Rolle im Familiengefüge. Die Frage nach einer festen sozialen Zugehörigkeit wird in einem transkulturellen Lebensentwurf aufgelöst.

Beide Texte – *Warum das Kind in der Polenta kocht* ebenso wie *Karussellkinder* – legen damit vermeintlich starre Begrifflichkeiten wie Armut und soziale Zugehörigkeit als de facto relationale Konzepte offen, die keine absoluten Gegebenheiten darstellen, sondern durch das Zusammenspiel von Eigen- und Fremdwahrnehmung erst konstruiert werden. Es bleibt anhand eines breiteren Textkorpus' zu untersuchen, ob sich diese Tendenzen der literarischen Ausgestaltung des Spannungsfeldes von Armut, Mobilität und Künstlertum in der interkulturell geprägten Gegenwartsliteratur verallgemeinern lassen.

Literaturverzeichnis

Belasco, Warren. 2001. *Food Nations. Selling Taste in Consumer Societies*. London: Routledge.

Bernecker, Peter. 1990. *Vom schönen Schein. Zirkus und Artisten in der deutschen Literatur seit Nietzsche*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Frankfurt.

Brunner, Maria E. 2005. Identität und Sprache des Migranten in der Fremde im Werk von Franco Biondi. In *Fictionalising Translation and Multilingualism. Linguistica Antverpensia*.

NS4. Edited by Dirk Delabastita and Rainier Grutman. <http://www.lans-tts.be/img/NS4/NS4.pdf> (accessed May 29, 2013) 217–230.

Biondi, Franco. 2007. *Karussellkinder*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Gieser, Laura. 2006. Heimatlose Weltliteratur? Zum Werk von Aglaja Veteranyi. *Germanica* 38: 63–85.

- Holdenried, Michaela and Weertje Willms (eds.) 2012. *Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Jones, Robert A. 1985. *Art and Entertainment: German Literature and the Circus. 1890–1933*. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Laun, Jürgen. 2007. *Männer – Tiere – Sensationen. Männlichkeitsentwürfe in deutscher und dänischer Zirkusliteratur 1837–1913*. Doktorarbeit, Universität Kiel.
- Hettche, Thomas, Iris Radisch, Hardy Ruoss et al. 1999. *Jurorendiskussion zum Beitrag von Aglaja Veteranyi beim 23. Bachmann-Wettbewerb*. Audioquelle. Aufgezeichnet am 25.6.1999, http://bachmannpreis.orf.at/bp99/veteranyi_aglaja.htm (accessed May 17, 2013).
- Meyer, Anne-Rose and Claudia Lillge (eds.) 2008. *Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur*. Bielefeld: transcript.
- Meyer, Anne-Rose. 2001. *Jenseits der Norm. Aspekte der Bohèmedarstellung in der französischen und deutschen Literatur 1830–1910*. Bielefeld: Aisthesis.
- Meyer, Sandra. 2008. *Hunger nach Heimat. Zur Entwurzelung und Verortung des Subjekts im literarischen Werk Aglaja Veteranyis*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Hamburg.
- Schmidt, Peter W, ed. 1994. *Manege frei. Zirkusgeschichten*. Ditzingen: Reclam.
- Solms, Wilhelm. 2008. *Zigeunerbilder. Ein dunkles Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Romantik*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Spoerri, Bettina. 2009. Der hybride (Kultur-)Raum in den Romanen Yusuf Yesilöz, Aglaja Veteranyi und Catalin Florescu. In *Jenseits von Frisch und Dürrenmatt. Raumgestaltung in der gegenwärtigen Deutschschweizer Literatur*, edited by Daruisz Komorowski. Würzburg: Königshausen & Neumann, 159–166.
- Suren, Katja. 2008. „Am liebsten habe ich Geschichten mit Menschen, die essen oder gekocht werden“. Zur vermeintlich einigenden Kraft des Essens bei Natascha Wodin und Aglaja Veteranyi. In *Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur*, edited Meyer, Anne-Rose and Claudia Lillge Bielefeld: transcript, 171–185.
- Tebbutt, Susan, ed. 1998. *Sinti and Roma. Gypsies in German-speaking society and literature*. New York: Berghahn Books.

Wierlacher, Alois. 1987. *Vom Essen in der deutschen Literatur Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass*. Stuttgart: Kohlhammer.

Wunderlich, Werner. 2007. „Geld im Sack und nimmer Not.“ *Betrachtungen zum literarischen Homo oeconomicus*. Zürich: Versus.

Veteranyi, Aglaja. 2005. *Warum das Kind in der Polenta kocht*. 5th ed. München: dtv.

**„[A]uf dem Weg nach Südamerika“ –
zu einer Poetologie des Wartens bei Clemens Meyer**

Immanuel Nover

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Die meisten von ihnen warteten genauso
wie er, noch nicht so lange, aber sie
warteten, Arbeit, Geld.

(Clemens Meyer: *Die Nacht, die Lichter*)

Und ich wäre nicht der, der ich heute bin,
wenn ich nicht so aufgewachsen wäre, in
diesem Viertel, unter meinen Freunden.
Als Kind der Straße, wie man pathetisch
sagt. Da hab ich das Stilistische, was mich
als Schriftsteller ausmacht, gelernt.¹

(Clemens Meyer: *Selbstzeugnis*²)

Einleitung

Armut erscheint – zumindest seit der Spät-Moderne, die dem ‚armen Poeten‘ der Romantik einen ausdifferenzierten Literatur- und Kulturbetrieb entgegengesetzt hat – in ihrer medialen Repräsentation oftmals als ein defizitärer Zustand: Im Sinne einer quantifizierbaren

¹ Clemens Meyer verweist in Interviews regelmäßig darauf, dass er keine Autobiographie geschrieben habe, seine Texte also nicht einfach eine mimetische Repräsentation von Wirklichkeit darstellen, sondern als fiktionale Texte zu verstehen sind. Das vorangestellte Zitat verweist allerdings auf die große Bedeutung der tatsächlich erlebten Vergangenheit für das Schreiben der Texte; die Texte stehen somit nicht in einem einfachen Abbildungsverhältnis zur Realität, die Realität ist aber notwendige Erfahrungsgrundlage der Kunst, „Erst in der Literatur entscheidet sich, ob etwas authentisch ist.“ (Schaaf 2006, 61) – Zu Meyers Kunstverständnis vergl.: „Ich habe doch keine Autobiografie geschrieben! Natürlich ist ein Teil von mir in dem Erzähler drin, in Daniel, genauso gut aber in den anderen Figuren, in Stefan, Walter, Mark, Ricco und sogar in Estrellita. Man muss die eigenen Erfahrungen zu Literatur machen, zu Kunst, darin besteht ja gewissermaßen die Kunst.“ (Bartels 2006)

² Biographie von Clemens Meyer im Webarchiv:

<http://wayback.archive.org/web/20101002162431/http://www.meyer-clemens.de/biografie>

kapitalistischen Logik wird der Mangel an ökonomischen Kapital als ein generelles Lebensdefizit verbucht, aus dem eine affektive Reaktion des Rezipienten, die von Mitleid bis Abscheu reichen kann, generiert werden kann. Die Konzentration auf das ökonomische Kapital – im Sinne Bourdieus³ – scheint aber zu kurz gegriffen, da durch die Abblendung des kulturellen und symbolischen Kapitals zwei für die Identitätsbildung eben so bedeutsame Kapitalarten nicht berücksichtigt werden und Lebensentwürfe, die nicht auf eine Konzentration des ökonomischen Kapitals ausgelegt sind und ihren Fokus auf die Generierung des kulturellen oder symbolischen Kapitals setzen, im Sinne der ökonomischen Logik fälschlicherweise als defizitär verbucht werden müssen.

Im Folgenden soll anhand der Texte von Clemens Meyer gezeigt werden, dass Armut nicht nur als ökonomischer Mangel definiert werden kann, der die Lebensentwürfe der Protagonisten bestimmt, sondern auch als Ausweis einer authentischen, avantgardistischen und antibürgerlichen Gegenströmung umcodiert werden kann. Nach einem kontrastierenden Einstieg, der die Erzählung der Armut bzw. des Reichtums in der Literatur ab 1968 und in der Pop-Literatur skizziert, soll ausgehend von der spezifischen ‚Ästhetik der Straße‘ eine Poetologie der Armut und eine Poetologie des Wartens entwickelt werden; Clemens Meyers Erzählung *Warten auf Südamerika* wird hier den Schwerpunkt der Überlegungen darstellen.

I. Kontrastfolie – von 1968 bis 1995

Die in Folge der politischen Umbrüche ab 1968 entstandene politisch akzentuierte *littérature engagée* verteidigte im deutschen Literaturbetrieb lange die politische, thematische und ästhetische Deutungshoheit. Die Basis der literarischen Produktion bildete eine dezidiert politisch linke Haltung und Ästhetik, die sich wichtigen politischen Debatten verschrieb und so unter anderem die in der jungen Bundesrepublik kontrovers diskutierte Frage nach der Beteiligung der Elterngeneration an den Verbrechen des Nazi-Regimes in den Raum stellte. Die Abwendung von den politisch verdächtigen ‚bürgerlichen‘ Tugenden der Elterngeneration wie etwa Ordnung, Fleiß, Sauberkeit oder Pünktlichkeit sowie die

³ Vergl.: Bourdieu (1983) und Bourdieu (1992).

Hinwendung zu alternativen Lebensentwürfen – die Kultur der amerikanischen Jugendbewegungen der Hippies und Beatniks wurde auch in Deutschland rezipiert und adaptiert – und die Auseinandersetzung mit virulenten politischen Fragen zur NS-Vergangenheit, zum Vietnamkrieg oder zur politischen Reaktion der Adenauerzeit führte zu einer politischen Literatur, die spezifische Sujets und Thesen diskutierte und die eine spezifische Ästhetik entwickelte.

1995 erschien mit Christian Krachts *Faserland* ein Buch, das sich gezielt von der Literatur der Vorgängergeneration absetzte und das für den etablierten Literaturbetrieb eine gehörige Provokation darstellte: Der Text verweigert sich konsequent der konsensualen politischen Haltung und Ästhetik und stellt stattdessen emphatisch Oberfläche aus. Die Reaktionen der Kritiker – paradigmatisch: „Sprachlos, haltlos – einfach platt“ (Witzle 1995) – und die Identifikation des Autors mit dem Erzähler, der als „leergeräumte Schnöselseele“ (Henning 1995) abqualifiziert wird, zeigen, dass das Provokationspotential des Textes so immens ist, dass die innovativen Verfahren des Pop und die eingesetzte Rollenprosa von der Literaturkritik nicht wahrgenommen werden.⁴ Das Setting des Textes unterscheidet sich grundlegend von den politischen Vorgängertexten: Kracht erzählt von einem gutaussehenden und reichen jungen Mann aus gutem Hause, der ohne finanzielle Nöte durch die Welt reisen kann; *Faserland* zeichnet die scheinbar ungeplante Reise des Erzählers von Sylt bis nach Zürich nach. Sowohl mit dem Startpunkt der Reise – Fisch-Gosch, eine teure Fischbude auf Sylt – als auch mit Krachts Selbstzeugnis „[I]ch bin ja sehr reich.“ (Philippi und Schmidt 1999) wird das sozio-ökonomische Setting betont und zur Provokation der Kritiker ausgestellt: Die erzählte Welt besteht aus Reisen in exotische Länder, Drogenkonsum, teuren Anzügen und einer generellen elitären Distinktionsgewinnung. Das gezeichnete Setting wirkt sich dann paradigmatisch auf die in Folge von *Faserland* entstehende Pop-Literatur aus, die sich lange Zeit auf die Erzählung einer bestimmten sozio-ökonomischen Schicht konzentriert und ihre politische Haltung und Bedeutung hinter der schillernden Erzählung der Oberfläche verbirgt.

II. Eine Ästhetik der Straße

⁴ Zur Rezeption von *Faserland* vergl.: Immanuel Nover (2012).

In der Pop-Literatur, etwa in *Faserland*, werden sozio-ökonomisch benachteiligte Figuren nahezu vollkommen ausgeblendet und im Allgemeinen als lächerliche, kuriose und unsympathische Nebenfiguren der Dienstleistungsbranche aufgeführt. So wird etwa ein „kratzige[] Overstolz [rauchender] Taxifahrer“ (Kracht 1995, 41) geschildert; über die Erzählung der bei Kracht stets bedeutsamen Kleidung/Oberfläche wird der Fahrer als der ‚Andere‘ markiert, der sich grundsätzlich von dem Habitus der jungen und reichen Protagonisten unterscheidet und über seine Alterität Distinktionsoptionen eröffnet. Der sozio-ökonomisch eindeutig markierte Taxifahrer, der „etwas älter [ist] und [...] so einen dunkelblauen Trainingsanzug mit hellblauen Streifen [trägt], dazu Mephisto-Schuhe und weiße Socken, und vorne auf seinem Anzug steht Master Experience oder Terminator X, oder sowas.“ (Kracht 1995, 40), wird nicht nur der Lächerlichkeit preisgegeben, sondern wenig später als „Faschist [...] und armes dummes Nazischwein“ (Kracht 1995, 41) bezeichnet.

Die oben beschriebenen Verfahren und Distinktionsbestrebungen der Pop-Literatur lassen sich in den Texten von Clemens Meyer, die grundsätzlich anders organisiert sind, nicht mehr feststellen; ganz im Gegenteil setzen sich die Texte von Clemens Meyer bewusst von der elitären und konsumfreudigen Ästhetik der Pop-Literatur ab und erzählen von billigem Alkohol, der Gewalt der Straße, der Arbeitslosigkeit und der Perspektivlosigkeit der jugendlichen Protagonisten. Im Gegensatz zu der Pop-Literatur werden das Setting, das Sujet und die Figuren nicht über die Sympathielenkung des Autors abqualifiziert; vielmehr wird die Erzählung der Straße mit Würde betrieben und aus den spezifischen Sujets wird eine Ästhetik gewonnen, die sich grundsätzlich von der Ästhetik der spielerischen Pop-Literatur unterscheidet. Den in Leipzig beheimateten Figuren, die mit der Armut, den Optionen der Illegalität, der Gewalt der Machtkämpfe und den reduzierten Lebensoptionen zu kämpfen haben, wird eine Würde und Ehre zugesprochen, die sich gerade aus der Erfahrung der Armut und Gewalt der Straße ergibt: „Ehre, Danie, verstehste, Ehre. Der kommt von der Straße, genau wie...“ / ‚Du mit deiner Straße, Rico.‘ / ‚Mensch, du weißt doch, was ich meine, hochgekämpft, Danie‘“ (Meyer 2008a, 113) Es wird versucht, der Welt der Straße, der Gewalt und der Kleinkriminalität eine eigene alternative Würde und einen Wert zu verleihen, der sich aus der Abgrenzung von der nicht zu erreichenden Welt der „feinen Bars“ (Meyer 2008b, 112) ergibt. Die erzählte Welt wird somit zum einen von der Welt der „feinen Bars

[...], in denen es schicke Cocktails und schicke Leute gibt“ (Meyer 2008b, 112) abgegrenzt: „Wir waren runter in den ‚Traktoristen‘ gegangen, weil dort das Bier billig war“. (Meyer 2008a, 152) Zum anderen wird der kosmopolitisch weiten Welt der reisefreudigen Figuren der Pop-Literatur ein eng umgrenzter Raum – die Stadt Leipzig und die nähere Umgebung – entgegengesetzt, der sich durch ein engmaschiges soziales Netzwerks der sozial homogenen Figuren auszeichnet. Die Differenz zu der Welt der „schicken [n] Leute“ (Meyer 2008b, 112) – „Verdammt nochmal, weißt du, wie ich solche Typen hasse, ziehen sich an wie Schwuchteln und nehmen uns die Frauen weg!“ (Meyer 2008a, 154) –, die sich in ökonomischer, sozialer und topographischer Hinsicht feststellen lässt, wird nicht negativ verstanden, sondern als Grundlage der Identitätsbildung der homogenen und positiv erlebten und besetzten Gemeinschaft positiv umgewertet.

Die Texte zeichnen sich jedoch nicht nur über die Figurenzeichnung aus, sondern zeigen auch eine spezifische Ästhetik, die sich zum einen durch den wiederholten Aufruf bestimmter Topoi und Sujets und zum anderen durch die Sprache, die sich im Sinne der ‚sekundären Oralität‘ in bewusst einfach konstruierten Sätzen dem Vokabular und Ton der Protagonisten anpasst, bestimmen lässt. Über die textübergreifenden Sujets, Topoi und topographischen Markierungen wird ein sozio-ökonomisch wie auch topographisch genau zu fassendes Milieu skizziert. „Seine Sprache ist genau, die Dramaturgie komplex. Eine strenge Ästhetik macht aus Elend Kunst.“ (Schaaf 2006, 61)

Meyer erzählt von den „großen Kämpfe[n]“ (Meyer 2008a, 112) der jugendlichen Protagonisten der Wende- und Postwendezeit – en passant erzählt Meyer auch immer von der Umbruchphase der Wendezeit, dem Untergang der DDR und dem politischen Systemwechsel –, die sowohl im Boxring als auch auf der Straße stattfinden können. Am Ende aller Kämpfe – von den Wettkämpfen über die Straßenkämpfe bis hin zu den Kämpfen mit der Polizei und den sozialen Kämpfen um den Aufstieg – steht aber immer das Scheitern: Rico, der in der Erzählung *Die grossen Kämpfe* als hoffungsvoller Boxer eingeführt wird, verliert seinen „große[n] Kampf“ (Meyer 2008a, 112) auf allen Ebenen – vom Boxring bis zum Gerichtssaal – und kann schließlich die Boxkämpfe nur noch im Fernsehen verfolgen,

wenn er „nicht gerade im Jugendarrest oder im Knast war“. (Meyer 2008a, 112) Der letzte Satz der Erzählung fasst nicht nur Ricos Kämpfe zusammen, sondern lässt sich als Kommentar zu nahezu allen Erzählungen verstehen: „Es war die Zeit der großen Kämpfe, und er hatte sie alle verloren“. (Meyer 2008a, 132)

Der Boxkampf von Rico und der in einer Parallelführung erzählte Kampf von Henry Maske – dem „schieß Gentleman“ (Meyer 2008a, 112) – und Graciano ‚Rocky‘ Rocchigiani – „der ist ein Straßenköter, genau wie ich [d.h. wie Rico; I.N.], der wühlt sich in dich rein und frisst dich auf“ (Meyer 2008a, 112) –, bei dem die Sympathien eindeutig verteilt sind, wird in enge Verbindung zu den illegalen und höchst brutalen Straßenkämpfen gesetzt: Auf das Boxkapitel *Die grossen Kämpfe* folgt direkt das Kapitel *Pommes fressen*, das einen brutalen Kampf auf der Straße schildert. Insbesondere über die Figurenäußerungen werden die Texte angenähert: Ricos aggressiver Kommentar zum Boxkampf, „Hau ihn um, hau ihn doch um, leg ihn doch bitte um!“ (Meyer 2008a, 127), der wörtlich verstanden das Totschlagen des Gegners in einem sportlichen Wettkampf fordert – der Boxkampf wird hier als existentielle Herausforderung verstanden –, lässt sich bereits als Schwinden der Differenz zwischen Sport und realem Kampf auf der Straße deuten. Und so beginnt auch die brutale Erzählung des Straßenkampfs mit einer euphemistischen Bildsprache: Der Erzähler berichtet davon, dass er einem „bekannte[n] Schläger“ (Meyer 2008a, 133), der Pommes genannt wird, „jede Menge Ketchup verpasst [hat]“ (Meyer 2008a, 132); der harmlos klingende Titel der Erzählung setzt sich also aus dem Namen des Gegners und dem bereits von Rico genutzten Euphemismus für ein brutales K.O.-Schlagen des Gegners zusammen.

Über die Semantik, die Tonalität und emotionale Besetzung werden hier der Boxkampf und der Straßenkampf eng geführt und aus der Sphäre des erlaubten bürgerlichen Sports hinausgeführt; Boxen wird in den Texten nicht als fairer Faustkampf erzählt, der Assoziationen an hemingway’sche Maskulinitätsrituale weckt, sondern als „Straßensache, ’n Krieg, kapiert kein Scheiß Richter“ (Meyer 2008a, 143) verstanden.

Über die Definition des Kampfes als „Straßensache, ’n Krieg, kapiert kein Scheiß Richter“ (Meyer 2008a, 143), die sich als Definition des gesamten Lebens der Figuren verstehen lässt, zeigt sich jedoch, dass das skizzierte Leben nicht nur als defizitär im

Vergleich zu der bürgerlichen ‚Welt der Sicherheit‘ verstanden werden kann, sondern dass sich aus den Bedingungen der Armut und der Straße eine Identität und damit einhergehende Handlungsoptionen und -maximen ergeben, die als „Straßensache“ dezidiert antibürgerlich konstruiert sind und von den bürgerlichen juristischen und juristischen Instanzen – etwa dem „Scheiß Richter“ – nicht mehr erfasst und verortet werden können. Die rechtsstaatlich sanktionierte Gewalt stellt in der gezeichneten Welt eine legitime Handlungsoption dar, die jedoch durch bestimmte Codes geregelt wird.

III. Eine Ästhetik des Scheiterns

Doch nicht nur die Erzählung des Boxkampfes und die Erzählung des Straßenkampfes enden mit dem Scheitern der Protagonisten: Die Erzählung des Scheiterns – in ökonomischer, physischer, juristischer und sozialer Hinsicht – lässt sich vielmehr als Grundstruktur nahezu aller Texte ausmachen. So endet etwa auch das Kapitel *Eastside Story* – die intertextuellen Anspielungen sind überdeutlich –, das den Aufbau einer illegalen Disco in einer alten Fabrik erzählt, mit der erzwungenen Aufgabe des Projekts. Das Kapitel, das einen Rückblick auf das Projekt bietet, beginnt mit dem euphorisch erinnerten Beginn – „Und wenn ich von diesem einen Jahr träume oder daran denke, dann weiß ich, wir waren die Größten damals.“ (Meyer 2008a, 251) – und schließt mit dem Scheitern: Eine verfeindete Jugendgang provoziert eine Massenschlägerei, die Polizei verschärft die Kontrollen und die Disco wird von Drogen überschwemmt, „die alles kaputt machten, die unseren Traum kaputt machten“. (Meyer 2008a, 264) Das in ökonomischer wie auch gesellschaftlicher Hinsicht vielversprechende Projekt Disco endet letztlich mit einem einsamen Alkoholiker, der in der leeren Fabrik ausharrt, bis diese schließlich von anonymen Kräften ‚weggerissen‘ wird: „Und dann verließen wir all das, weil wir einfach nicht mehr weitermachen *konnten*, und gingen nie mehr zurück in die Fabrik, und nur Trinker-Thilo blieb allein in seiner Bar, bis sie alles wegrissen.“ (Meyer 2008a, 265)

Und so lässt sich für die Texte von Meyer eine ‚Ästhetik des Scheiterns‘ formulieren, die sämtliche Texte grundiert; dem optimistischen und vielversprechenden Beginn ist das Scheitern stets bereits eingeschrieben. Eine Ausflucht aus dem sozio-ökonomischen und

topographischen Kontext, der etwa über ein erfolgreiches Projekt gelingen könnte, ist keinem der Protagonisten möglich.

Dieses Strukturprinzip trifft auch auf die Erzählung *Von Hunden und Pferden* zu, in der sich erst mit dem letzten Satz der Kulminationspunkt der Struktur und Erzählung offenbart und die scheinbar positiv verlaufende Erzählung mit der Andeutung des Scheiterns endet. *Von Hunden und Pferden* erzählt von dem letztlich misslingenden Versuch, einen todkranken Hund durch eine kostspielige Operation zu retten. Da der arbeitslose Hundehalter, der nach der Trennung von seiner Frau eine enge emotionale Bindung zu seinem Hund Piet aufgebaut hat, nicht über die finanziellen Ressourcen für die Operation verfügt, plant er, das Geld mit Hilfe eines erfahrenen Bekannten mit Pferdewetten zu gewinnen. „Und als er jetzt nach Hause lief, [...] wusste er, dass das seine letzte Chance war“. (Meyer 2008b, 80) Tatsächlich gelingt das Unternehmen und der Hundehalter gewinnt; „[a]ber jetzt fühlte er das große Bündel Scheine im Futter seiner Jacke. Viereinhalbtausend, Piet würde steinalt werden.“ (Meyer 2008b, 94) Doch kurz vor dem endgültigen und unverhofften Erfolg – der Gewinner ist bereits auf dem Weg zu seiner Wohnung, die Operation kann bald stattfinden – kündigt sich das endgültige Scheitern an, das wohl nicht nur ein finanzielles Scheitern und den Tod des Hundes bedeutet: „Und dann dachte er an Piet und lief weiter Richtung Stadtrand, Richtung Osten, wo er wohnte, und er sah nicht die drei Männer, die hinter ihm liefen.“ (Meyer 2008b, 94)

Die Erzählung erzeugt geschickt die Sympathien des Lesers für den in prekären finanziellen Verhältnissen lebenden Hundebesitzer, der sein gesamtes Vermögen riskiert, um seinen geliebten Hund zu retten; umso unbarmherziger erscheint das statische und ausweglose Setting der erzählten Welt: Der Text spielt die einzige und extrem unwahrscheinliche Möglichkeit durch, durch die sich der mittellose Hundehalter mit dem benötigten Geld versorgen könnte; sämtliche Finanzierungsmöglichkeiten, die der arrivierten bürgerlichen Welt offenstehen – von Sparguthaben über Kredite bis hin zu Geldgeschenken von der Familie oder Freunden – sind dem Protagonisten aufgrund seiner sozio-ökonomischen Schichtzugehörigkeit und der damit einhergehenden Reduktion von Handlungsoptionen nicht gegeben. In dieser statischen Versuchsanordnung, die wenig soziale oder ökonomische Mobilität zulässt, geschieht nun das absolut Unerwartete: Gleichsam als *Deus ex machina*

erscheint der Pferdewettenexperte, der die Statik kurzzeitig auflöst und den Gewinn des Geldes ermöglicht. Diese Auflösung ist jedoch nur von kurzer Dauer: Mit dem Schlusssatz findet das System wieder zu seinem Urzustand zurück – das Geld ist verloren und der Hundebesitzer findet sich am Ausgangspunkt der Erzählung wieder; ein Verlassen seiner prekären Existenz ist ihm nicht möglich.

IV. Eine Poetologie und Ästhetik des Wartens

Ausgehend von der geschilderten Ästhetik des Scheiterns und der Limitierung der Handlungsoptionen aufgrund der sozio-ökonomischen Verhältnisse und Beharrungskräfte lässt sich für die Texte von Meyer eine Ästhetik und Poetologie des Wartens ausmachen. Die für die Pop-Literatur beschriebene exzessive und extensive Mobilität, die ihren Ausdruck in den kostspieligen Reisen zu exotischen Zielen findet und damit auch immer als soziale Markierung und Modus zur Distinktion dient, ist den Protagonisten in der Erzählung *Warten auf Südamerika* aufgrund ihrer finanziellen Situation nicht möglich; vielmehr scheinen sowohl die räumliche Mobilität als auch ein Verlassen des sozialen Milieus und eine Veränderung der sozio-ökonomischen Situation unmöglich. Im Gegensatz zu der Pop-Literatur, die im Allgemeinen eine Ästhetik der Bewegung verfolgt, lässt sich hier eine Ästhetik des Wartens oder eine Ästhetik der Verharrung feststellen.

Bereits mit dem ersten Satz des Textes werden die prekären Verhältnisse deutlich: „Seine Mutter saß im Dunkeln.“ (Meyer 2008b, 18) Das Verharren in der Dunkelheit ist jedoch nicht freiwillig gewählt; „[s]ie hatten ihr den Strom abgestellt. Er blickte auf die Datumsanzeige seiner Uhr, der Zwanzigste, noch mehr als zehn Tage, bis sie neues Geld bekam.“ (Meyer 2008b, 18) Der Protagonist Frank, der ebenfalls „noch mehr als zehn Tage [auf Geld] warten [muss]“ (Meyer 2008b), stellt das Moment des Wartens als lebensbestimmendes Moment und als Grundstruktur seine Lebens heraus: „[E]r war es gewohnt zu warten, nach all den Jahren, die er schon wartete.“ (Meyer 2008b, 18) Und so findet er das Moment des Wartens auch bei den jugendlichen Kneipenbesuchern wieder. „Die meisten von ihnen warteten genauso wie er, noch nicht so lange, aber sie warteten, Arbeit, Geld.“ (Meyer 2008b, 19)

In diesem statischen Zustand des Wartens – auch auf seine Stellenbewerbung erhält er nur eine Absage – bricht plötzlich das Unerwartete in sein Leben ein und ihn erreicht ein exotischer Brief aus Kuba. Der Brief wird haptisch und optisch von seinem trostlosen Umfeld – „[n]ur ein paar Kneipen hatten sich noch gehalten, früher gab es an jeder zweiten Ecke ein, und auch die kleinen Läden verschwanden langsam.“ (Meyer 2008b, 19) – abgesetzt: „Er konnte die Briefmarke fühlen. Ein großer Schmetterling war darauf, so bunt, dass er glaubte, ihn noch im Dunkeln zu erkennen, und über dem Schmetterling stand in großen Druckbuchstaben ‚CUBA‘.“ (Meyer 2008b, 20) Der exotische Reiz des Anderen dringt direkt in sein Bewusstsein; „während er Stufe um Stufe nach oben stieg, dachte er immer wieder: ‚Cuba, Havanna, Cuba‘.“ (Meyer 2008b, 21) Der Brief ist, so stellt sich schließlich heraus, von seinem alten Freund Wolfgang, den er lange nicht mehr gesehen hat. „Was verdammt nochmal machte Wolfgang in Kuba? Er war doch arbeitslos gewesen, genau wie er, hatte gewartet, genau wie er.“ (Meyer 2008b, 23) Aus unerfindlichen Gründen hat Wolfgang also den eigentlich unmöglichen Aufstieg aus dem Zustand des Wartens geschafft und zeichnet sich nun über eine geradezu exotische Mobilität aus; Voraussetzung für diese Veränderung ist, so schreibt Wolfgang, dass er „reich geworden [ist]“. (Meyer 2008b, 24)

Frank versucht nun, Wolfangs idealisiertes Leben zu imitieren und trinkt, da Wolfgang ihm geschrieben hat, dass er einen teuren „30 Jahre alten Rum“ (Meyer 2008b, 25) trinkt, ein Glas „billigen Jamaika-Rumverschnitt“. (Meyer 2008b, 27) „Das Zeug schmeckte scheußlich, und er trank es sonst nie pur, aber jetzt war ihm das egal.“ (Meyer 2008b, 28) Über das verbindende Element des Rumtrinkens versucht der mittellose Frank nun an dem Leben des wohlhabenden Wolfangs zu partizipieren; der Rum steht hier für das erfolgreiche, spannende und exotische Leben von Wolfgang. In den folgenden Briefen berichtet Wolfgang von seinen exotischen Reisen und erzählt von der „Yucatán-Halbinsel in Südmexiko“ (Meyer 2008b, 29), alten Mayastädten, Tegucigalpa, Brasilien und Mexiko. Wiederum wird die Verbindung zwischen den beiden gegensätzlichen Leben über ein Getränk hergestellt: „Geh in irgendeine Bar, Frank, und trink einen Tequila auf mein Wohl, vielleicht sitz ich zur selben Zeit in der Cantina und trinke auf Dich.“ (Meyer 2008b, 31)

Franks Imitation kann aber immer nur als defizitär verstanden werden; selbst die Natur markiert die Differenz überdeutlich. So heißt es über die Sterne in Südamerika: „Und die

Sterne über uns in den Nächten waren wirklich so hell gewesen, wie ich es bei uns nie gesehen habe. Sie schienen auch so unglaublich nah zu sein...“ (Meyer 2008b, 39) In Leipzig hingegen sind die Sterne zwar auch hell, „aber dort [in Südamerika; I.N.] mussten sie noch viel heller geleuchtet haben, und nah ... nein, sie schienen ihm winzig klein und weit weg.“ (Meyer 2008b, 39) Frank versucht weiterhin, die ihm erzählte Schönheit Südamerikas über die Imitation und Mimikry in sein Leben zu integrieren. „[E]r [...] klapperte mit dem Schlüsselbund, während er nach oben in seine Wohnung ging. Er versuchte, so mit seinem Schlüsselbund zu klappern, dass es irgendwie südamerikanisch klang. Was tanzten sie in Brasilien? Salsa, Cha-Cha-Cha?“ (Meyer 2008b, 40) Das idealisierte Südamerika und die Imagination der dortigen Schönheit und Exotik schließen zum einen an den Topos des idealisierten Bild des arkadischen Südens an, zum anderen verweist die Differenz in der Lebensgestaltung auf das Defizit des nördlichen Lebens. Und dieses Defizit ist nicht nur ein Defizit hinsichtlich der Schönheit, Exotik und berausenden Fülle, sondern vor allem auch ein Defizit hinsichtlich der Erfahrungsoptionen und hinsichtlich der Mobilität – Wolfgang reist durch fremde Länder, Frank verbringt sein Leben in einem lethargischen und endlosen Wartezustand. Begründet liegt das Defizit, das Frank zu verzeichnen hat, in der Limitierung seines Lebens aufgrund seiner finanziellen Situation; die prekäre Finanzlage wirkt sich allumfassend aus. Am Ende des Textes werden die gegensätzlichen Leben nochmals in Bezug auf Schönheit, Mobilität und Erfüllung gegenübergestellt:

[Frank] klapperte mit dem Schlüsselbund, stampfte mit den Füßen auf beim Gehen, und dann fing er an zu pfeifen, versuchte, eine Melodie zu pfeifen, die zu dem Klappern und Stampfen passte. Als er oben im vierten Stock vor seiner Wohnungstür stand, war er still und holte tief Luft. [Wolfgang schreibt; I.N.] ‚Ich stehe an der Spitze des Zuckerhuts und blicke auf die Guanabara-Bucht. Es ist Nacht, und auf den kleinen Inseln sind überall Lichter zu sehen, und zwischen den Inseln und weiter draußen die Lichter der Schiffe. Hinter mir ist der Himmel hell, keine Sterne, Rio de Janeiro. (Meyer 2008b, 40)

Fazit

Ausgehend von der Beobachtung der spezifischen Ästhetik, die in den Texten von Clemens Meyer entwickelt wird, versuchte der Aufsatz die Kernelemente dieser Ästhetik, die eng mit den Lebensmodalitäten der Figuren verknüpft ist, zu identifizieren: Als wichtige Elemente ließen sich eine Ästhetik der Straße, eine Ästhetik des Scheiterns und letztlich eine Ästhetik des Wartens ausmachen. Meyer entwickelt diese Ästhetik – im Gegenteil zu der Pop-Literatur – aus der Limitierung der erzählten Lebenswelt: Die defizitären sozio-ökonomischen Ressourcen der Figuren bedingen ein Leben auf der Straße, das eng mit der Erfahrung des fortwährenden Scheiterns verknüpft ist. Auch die Reduktion der sozialen und geographischen Mobilität hat ihre Ursache in der erwähnten Lebenssituation der Figuren. Meyer entwickelt aus der Erzählung der Defizite jedoch keine sozialkritische Studie, die im Sinne eines sozialen Programms über die Erzählung soziale Veränderung bewirken will, sondern nutzt die Erzählung einer prekären Lebenswelt zur Generierung einer spezifischen Ästhetik, die durch ihre Unmittelbarkeit und ihren direkten, rohen Ton nicht nur neue Milieus erschließt, sondern tatsächlich eine innovative ästhetische Qualität gewinnen kann.

Bibliographie

- Bartels, Gerrit. 2006. „*Ich sehe mich als Individualisten*“. TAZ, 21.06.2006.
- Bourdieu, Pierre. 1983. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt Sonderband 2), Hrsg. v. Reinhard Kreckel, Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre. 1992. Die verborgenen Mechanismen der Macht. In *Schriften zu Politik & Kultur*. Hrsg. v. Margareta Steinrück, Hamburg: VSA-Verlag.
- Henning, Peter. 1995. *Leergeräumte Schnöselseele. Rauscht an der Wirklichkeit vorbei: Christian Krachts Debütroman ‚Faserland‘*. Hamburger Rundschau, 11.05.1995. <http://wayback.archive.org/web/20101002162431/http://www.meyer-clemens.de/biografie> (Zuletzt abgerufen: 31.05.2013)
- Kracht, Christian. 1995. *Faserland*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Meyer, Clemens. 2008a. *Als wir träumten*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Meyer, Clemens. 2008b. *Die Nacht, die Lichter*. Frankfurt am Main: Fischer.

Nover, Immanuel. 2012. *Referenzbegehren. Sprache und Gewalt bei Christian Kracht und Bret Easton Ellis*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.

Philippi, Anne und Schmidt, Rainer. 1999. „*Wir tragen Größe 46*“. *Interview mit Benjamin von Stuckrad-Barre und Christian Kracht*. Die Zeit, 09.09.1999.

Schaaf, Julia. 2006. *Der Zauberer von Leipzig-Ost*. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 02.04.2006.

Witzle, Christoph. 1995. *Sprachlos, haltlos – einfach platt. Christian Krachts Roman ‚Faserland‘: Hochgelobt, aber mißlungen. Alle Lackaffen der Republik vereint*. Fuldaer Zeitung, 08.07.1995.

„Perverse Romantik“, soziale Friktionen und gesellschaftliche Randlagen: Daniela Dahns „Prenzlauer Berg-Tour“ (1987) armutshistorisch gelesen

Christoph Lorke

Historisches Seminar, Neuere und Neueste Geschichte: Westfälische Wilhelms-Universität
Münster

Einführung: Darstellungsformen von „Armut“ in der DDR

„Auf den Hügeln, rund um die Zentren großer Städte, stößt man merkwürdigerweise oft auf so eine Art städtisches Bergvolk. Jedenfalls ist in Berlin diese besondere Population auffallend in der Gegend des Prenzlauer Bergs und des Kreuzbergs, in Paris auf dem Montmartre und Montparnasse; im Londoner Hampton Heath und auf dem Wiener Spittelberg soll es vergleichbar sein.“ Mit diesen Zeilen beginnt Daniela Dahn ihre „Prenzlauer Berg-Tour“ (S. 5)¹, in der sie sich einer ethnologischen Forschungsreisenden gleich auf den abenteuerlich-verschlungen anmutenden Weg hinauf zum Prenzlauer „Bergvolk“ begibt.

Die zeitgenössische öffentliche Rezeption des Ende 1987 im Mitteldeutschen Verlag Leipzig/ Halle veröffentlichten Buches war einstimmig positiv; hervorgehoben wurde unisono insbesondere der Realitätsgehalt der Reportage. Die Literaturwissenschaftlerin Marianne

¹ Die Seitenzahlen richten sich im Folgenden nach der 2. Auflage von 1987 (Dahn 1987a). Ich danke Stefan Jaunich für seine zahlreichen Hilfestellungen.

Krumrey etwa lobte in der *Berliner Zeitung* die Reportage in den höchsten Tönen und forderte sogar noch mehr: „Fast nichts, was zu erwähnen wäre, ist ausgelassen.“ Dahn ermögliche durch ihre „authentischen Beobachtungen“ Einblicke in die „unmittelbare Gegenwart“, bedauerlicherweise habe sie manches „nur gestreift“ und es daher nicht vermocht, „noch tiefer in die wirkliche Originalität dieses Stadtbezirks einzudringen“ (Krumrey 1988). Die Rezensentin aus der Kulturredaktion des *Neuen Deutschland*, Irmgard Gutschke, schloss sich dieser Einschätzung an. Das „genau gezeichnete[...] Porträt“ (Gutschke 1988) sei eindrucksvoll und bewege sich „auf dem Boden der Tatsachen“, die Autorin verdeutliche soziale Entwicklungen, ihre Tour werde „zum Erlebnis“ für den Leser und lasse viel „Spielraum für eigene Gedanken“. Das nach der Publikation um sich greifende große öffentliche Interesse belegen nicht nur die zahlreichen Lesungen, Buchpräsentationen und Werbeanzeigen,² sondern allen voran die Tatsache, dass die ersten beiden Auflagen (1987 und 1989) des Buches von insgesamt 27.000 Exemplaren in kürzester Zeit vergriffen waren³. Doch wie lässt sich dieser Erfolg erklären? Ein gewichtiger Grund war vermutlich, so die Hypothese der nachfolgenden Überlegungen, dass Dahns Reportagen zum DDR-Alltagsleben im Rahmen damaliger Möglichkeiten – von „Sagbarkeitsregimes“ hätte Michel Foucault gesprochen – einigermaßen ungeschminkt und schonungslos soziale Widersprüche des „real existierenden Sozialismus“ in ihrer literarischen Aneignung zeigten. Dieser ungeahnt-ungekannte Darstellungsmodus überschritt Grenzen und evozierte reichlich Aufmerksamkeit.

Armut und soziale Ungleichheit durfte es in der DDR offiziell nicht geben, beide waren qua Definition eines sozialistischen und sich als „gleich“ imaginierenden Staates *per definitionem* ausgeschlossen. Sie galten als „Überbleibsel“ kapitalistischer Gesellschaftsordnung, die mit der fortschreitenden Durchsetzung sozialistischer Vergesellschaftungsformen zwangsläufig und von allein verschwinden würden. Von den Soziologen Stephan Leibfried, Lutz

² Vgl. exemplarisch nur die Ankündigungen bei Walter 1988; überdies: Die kurze Nachricht/ Lesung, in: Neues Deutschland vom 14.4.1988; Die kurze Nachricht/ Lesung vom 9.11.1989. Allein in der Zeitungsausschnittsammlung des Landeshauptarchives Sachsen-Anhalt sind 21 Artikel aus den Jahren 1987 und 1988 überliefert. Bestand I 129 Mitteldeutscher Verlag Halle, Nr. I, Abs. 28/3.

³ So der Klappentext der Ausgabe von 2001; <http://www.perlentaucher.de/buch/daniela-dahn/prenzlaue-berg-tour.html> (15.04.2013). Vgl. auch Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Bestand I 129 Mitteldeutscher Verlag Halle. Eine dritte Auflage erschien im Januar 1991. Gemäß den Abrechnungsunterlagen betrug der Bestand an noch unverkauften Exemplaren aus der 1. Auflage am 15.01.1988 noch 2.119 Stück (von 14.850 Verkaufsexemplaren). Die „Endabrechnung“ vom 19.07.1988 weist den vollständigen Verkauf dieser Exemplare aus. Laut Abrechnung vom 10.10.1989 für die 2. Auflage waren noch 638 nicht verkaufte Exemplare im Bestand, 11.404 der 12 042 Verkaufsexemplare waren verkauft (ebd., I 129, Nr. VHSt 67/1).

Leisering u.a. wurde daher Mitte der 1990er Jahre gefordert, die in der DDR kursierenden, „impliziten, aber nicht weniger wirksamen offiziellen Armutsbilder“ auf indirektem Weg zu erschließen (Leibfried; Leisering; Buhr u.a. 1995, 228)⁴. Dieser methodologisch hehre Vorschlag kann auf ganz verschiedenen Wegen eingelöst werden: Die historiographische Hinwendung zu sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten kann erhellend sein, deckten diese doch seit den frühen 1960er Jahren zahlreiche soziale Friktionen auf (Mergel 2012). Indes waren diese Studien ebenso nur einem kleinen Kreis Eingeweihter bekannt, wie etwa die Stimmungsberichte oder Abschlussarbeiten des Ministeriums für Staatssicherheit (als Beispiele Marschhauser 1972; Rosin 1978). Die Auswertung massenmedialer Überlieferung kann helfen, über die Darstellung und Distribution positiver wie negativer Musterbiographien Hinweise darüber zu erhalten, wie das soziale Wunschbild „von oben“ mittels teils plumper Propagandatechniken beeinflusst werden sollte, was eng im Zusammenhang mit dem Verhältnis von Affirmation und Abschreckung, Inklusion und Exklusion im öffentlichen Raum stand (Lorke 2013). Zudem deuten zeitgenössische Fernsehserien wie *Polizeiruf 110* (Guder 2003) oder der *Staatsanwalt hat das Wort* (Wrage 2006) – zwischen den Zeilen gelesen/ geschaut bzw. „gegen den Strich“ gebürstet – ebenso Unterversorgungen in den Bereichen Wohnen, Bildung, Gesundheit und Einkommen an. Ein literarisches Werk fokussierend soll im folgenden Aufsatz eine zusätzliche Annäherung an das aufgezeigt werden, was es offiziell niemals geben durfte. Literatur als wichtiger Ort gesellschaftlichen Diskurses kann für den Kultur- und Sozialhistoriker zu einer relevanten Quelle historischer Erkenntnis werden, wird doch in literarischer Erzeugung das Nachdenken über den sozialen Wandel und die soziale Anordnung der Gesellschaft erfahrbar. Im Windschatten des methodologischen Paradigmenwechsels eines „cultural turn“ wurden immer wieder die Synergieeffekte zwischen beiden Disziplinen betont. Ebenso, wie die Geschichtswissenschaft undenkbar ist ohne literarisch-ästhetische Bestandteile, kann Literatur wohl erst durch eine ausreichende historische Kontextualisierung „in ihrem Anspielreichtum“ überhaupt angemessen verstanden werden (van Laak 2012, 46; konzeptionell etwa für die Antike Schneider 2002; grundsätzlich zur Beziehung White 1990). Dabei erscheint die Frage nach dem Verhältnis von Authentizität, literarischer Fiktion, unterhaltender Funktion und historischer „Wirklichkeit“ insofern für den Fragekontext als obsolet, geht es doch hier vornehmlich darum, wie von einer zeitgenössischen Beobachterin reale

⁴ Zu einigen früheren konzeptionellen Überlegungen siehe ferner Lorke 2011.

Elemente des Sozialen innerhalb einer literarischen Konstruktion (Konzept der Literarizität) und den darin transportierten narrativen Deutungsmustern gedacht, gedeutet und individuell angeeignet worden sind. Im Anschluss an diese Prämissen kann Literatur nicht als Spiegel, doch aber als Modell fungieren, „das dem Historiker die Realitäten deutlicher macht.“ (Winkler 2009, S. 10; insgesamt zum produktiven Verhältnis von Zeitgeschichtsforschung und Literaturwissenschaft Stopka 2010).

Zur kulturpolitischen Einbettung: Literatur in der späten DDR

Ab Mitte der 1970er wurde Literatur stärker als zuvor als eine Art Zivilisationskritik verstanden, was unmittelbar mit den Ereignissen um den VIII. Parteitag der SED im Jahre 1971 verbunden werden kann. Mit dem Wechsel von Walter Ulbricht zu Erich Honecker an der Spitze des Zentralkomitees der Einheitspartei und der Ausrufung der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ begannen in vielen gesellschaftlichen Bereichen vorsichtige Liberalisierungs- und Entideologisierungstendenzen. Dies ging sogar soweit, dass es in Kunst und Literatur „keine Tabus“ mehr geben sollte, insofern „man von den festen Positionen des Sozialismus“ ausgehe, so Erich Honecker auf der 4. Tagung des ZK der SED im Dezember 1971 (Honecker 1971, 287). Die dadurch signalisierte kulturpolitische Öffnung wurde indes wenig später partiell wieder relativiert.⁵ Dennoch entstanden in den darauffolgenden Jahren zahlreiche literarische (oder auch filmische) Werke, die zumindest implizit Kritik an gesellschaftlichen Zuständen vorbrachten und etwa mit Namen wie Erich Loest, Ulrich Plenzdorf, Volker Braun, Jürgen Fuchs oder der Zeitschrift „Sinn und Form“ verbunden waren (Barck/ Lokatis/ Agde 2008; Herrmann/ Pietzsch 2011). Mit der Biermann-Ausbürgerung im Jahr 1976 wurde dieser vorsichtig offene kulturpolitische Kurs jäh beendet und der Exodus bedeutender Künstler zur Massenerscheinung (jüngst Grünbaum, 2011; Bispinck 2012). Für zahlreiche Künstler

⁵ Formuliert etwa von dem „Chefideologen“ der Einheitspartei Kurt Hager, Mitglied des Politbüros und Zentralkomitees der SED, der auf der 6. Tagung des ZK der SED vor Konzessionen an die bürgerliche Ideologie warnte (Hager 1972).

und Intellektuelle folgten weitreichende Konsequenzen, wie etwa der Ausschluss aus dem Schriftstellerverband der DDR. Viele Schriftsteller emigrierten als Konsequenz aus jenen Ereignissen gleichsam in ein inneres Exil und zeigten in ihren Büchern vorwiegend private Wege zum Glück. Laut Wolfgang Emmerich teilte sich die Literatur der DDR hier auf: Einerseits schrieben einige DDR-Schriftsteller weiter wie bisher; andererseits entstand eine subversive Tendenz, die als „Untergrundliteratur“ apostrophiert werden könnte. Insbesondere im Ostberliner Stadtviertel Prenzlauer Berg bildete sich eine Szene von jungen Literaten heraus, die auf die traditionelle Methode der Publikation durch Verlage verzichtete. Sie veröffentlichten stattdessen in kleinen Auflagen, organisierten Lesungen und orientierten sich inhaltlich an poststrukturalistischen Tendenzen. Das Ergebnis war eine bewusst irrational verfasste Literatur „die die Stasi nicht versteht (Emmerich 2005, 401-418). Dieser doppelte Rückzug kann auch als Begründung dafür herhalten, warum zwischen der Literatur und der in den 1980er Jahren entstehenden Umweltbewegung kaum Verbindungslinien zu finden sind. Erst unmittelbar vor dem Mauerbau entstand im Herbst 1989 das Bündnis „Wider den Schlaf der Vernunft“, als 70 Schriftsteller – unter ihnen als eine der Mitorganisatorinnen Daniela Dahn – in der Berliner Erlöserkirche zu einem öffentlichen Nachdenken über gesellschaftliche Probleme aufriefen und einen umfassenden „demokratischen Dialog“ forderten⁶.

Zur Person: Daniela Dahn

Die 1949 in Berlin geborene Daniela Dahn⁷ (Mädchenname Gerstner) wuchs in einer privilegierten Familie auf. Sie war die Tochter des Journalisten Karl-Heinz Gerstner (1912-

⁶ Zeitgenössisch etwa in: Eindringlich mahnende Worte wider den Schlaf der Vernunft. Gemeinsame Veranstaltung von Künstlern und Wissenschaftlern in Berlin, in: Neues Deutschland vom 30.10.1989 (dazu u.a. Wolle 1999, 246).

⁷ Zur Biographie vgl. die Online-Version des vom Links-Verlag veröffentlichten biographischen Handbuchs „Wer war wer in der DDR“ auf der Seite der Bundesstiftung Aufarbeitung: <http://bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=520> (13.04.2013); zudem Egbringhoff 2009.

2005)⁸ und der Bühnenbildnerin, Malerin, Modejournalistin und Gründerin der DDR-Modezeitschrift „Sibylle“, Sibylle Boden-Gerstner⁹. Nach ihrem Abitur in Kleinmachnow – zu den Prüfungen war sie aufgrund von Sympathiebekundungen für den „Prager Frühling“ vorübergehend gesperrt – studierte Dahn von 1969 bis 1973 Journalistik an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Anschließend war sie als Fernsehjournalistin beim Jugendfernsehen tätig, wo sie im November 1976 als Redakteurin zeitweise beurlaubt wurde, nachdem sie gegen die Ausbürgerung Biermanns protestierte (Menge 2000, 128). Später wechselte sie zum Wirtschaftsmagazin *Prisma*. Die seit 1963 laufende und seinerzeit von ihrem Vater moderierte Sendereihe war beim Publikum beliebt, vor allem deswegen, weil recht offen Probleme des alltäglichen Lebens, der Arbeitsbedingungen oder der Versorgung mit Konsumgütern thematisiert worden sind. Doch verschärften sich politisch-ideologische Vorgaben und damit verbundene Einschränkungen ab den späten 1970er Jahren immer mehr, häuften sich kurzfristig von oben angeordnete Änderungswünsche, Beschneidungen von Kommentaren und letztlich vom pedantischen Ton genervte Zuschauer, die der Sendung scharenweise den Rücken kehrten (Gumbert 2006; Meyen 2003, 131f.). 1981 kündigte Dahn – auch aufgrund einer gewissen Resignation und im Wissen um die allzu überschaubaren Möglichkeiten unter den Vorgaben des Regimes (Dahn 1996; Gaus 1996) – und arbeitete fortan als freie Autorin. In jene Zeit fällt auch die Vorbereitung und Veröffentlichung des hier zu behandelnden Buches. Es folgten zahlreiche Auszeichnungen, wie der Fontane-Preis 1987 oder der Goethe-Preis der Stadt Berlin (Adebahr 1988). Dahn war 1989 eine der Mitbegründerinnen der DDR-Oppositionsgruppe „Demokratischer Aufbruch“ (zu den Motiven Gaus 1996) und dokumentierte als stellvertretene Vorsitzende der Untersuchungskommission die gewalttätigen Übergriffe von Polizei und Staatssicherheit auf Demonstranten am 7. und 8. Oktober 1989 (Dahn 1991). Auch nach der Wiedervereinigung übte sie in diversen Veröffentlichungen Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen, monierte als „nimmermüde Nervensäge“ (Bullion 2002) etwa die Ausgestaltung der Demokratie oder die Probleme der Vereinigungsgesellschaft (Dahn 1994; Dahn 1999; in kritischer Auseinandersetzung Wagner 2000). Eine breite kontroverse Debatte löste der Vorschlag der PDS-Fraktion im Jahr 1998 aus, Daniela Dahn für das

⁸ Mehrmals wurde er vom Publikum als Fernsehliebling gewählt. 1982 wurde ihm der Vaterländische Verdienstorden verliehen. 1987 erhielt er dazu noch die Ehrenspange. Dazu <http://bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=980> (13.04.2013).

⁹ <http://bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=981> (13.04.2013).

Amt der brandenburgischen Verfassungsrichterin vorzuschlagen. Die Kandidatur wurde letztlich zurückgezogen (besonders vehement gegen eine Kandidatur Leicht 1998; ferner zu den Hintergründen Matthies 1999; Decker 2000).

Zur Lokalisierung: Altbauten in der DDR und Prenzlauer Berg

Mit der Verkündung der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ und der Propagierung der „Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem“ war nicht nur die Hinwendung der DDR-Wohnbaupolitik zur „Platte“ besiegelt (Hannemann 1996). Gleichzeitig wurde die Altbausubstanz merklich vernachlässigt und verblieb nicht selten auf dem technischen Stand der Jahrhundertwende. Dies hieß für die konkrete Ausstattung häufig Ofen- statt Zentralheizung, Außen- statt Inntoilette, kein Bad. Teilweise waren solche Wohnungen unbewohnbar; 1989 standen DDR-weit 200.000 hiervon leer (Becker 1991; Häußermann/ Läßle/ Siebel 2008, 100-101). Hierfür gab es verschiedene Gründe: Private Eigentümer, die zumal nach 1945 häufig nicht mehr in der DDR lebten, waren nicht vorhanden; organisatorisch und ökonomisch galten Altbauten als unrentabel, wodurch es zu einer eindeutigen Bevorzugung des Neubaus kam. Dass ein Neubau de facto 80.000 Mark mehr kostete als eine Modernisierung, spielte dabei zunächst keine Rolle, (Pensley 1995), ehe ab Mitte der 1980er Jahren zunehmend Erneuerungsmaßnahmen initiiert wurden. Durch Lage, Ausstattung, bauphysikalische Eigenschaften usw. wurde bereits zu Beginn der 1980er Jahre in einer vertraulichen Studie Alt- und Neubaugebieten „extrem unterschiedliche Wohnbedingungen“ bescheinigt: In Altbauten war der Anteil von Personen mit niedrigerer Qualifikation, also un- und angelernter Arbeiter, weitaus höher, insbesondere in Berlin. Der erheblich geringere Anteil an Ausstattung mit hochwertigen und langlebigen Konsumgütern und das geringere Einkommen der Bewohnerschaft im Gegensatz zu Neubaugebieten (durchschnittlich nur etwa zwei Drittel) waren weitere Indizien für scharfe sozialräumliche Disparitäten (Wegner 1980, 7-11).

So führte die städtebauliche Engführung letztlich dazu, dass privilegierte Bevölkerungsgruppen bestimmte urbane Räume mieden. Aus den baulich verschlissenen Altstadt-

wohngebieten wanderten sukzessive Menschen ab, und die verbliebene Bevölkerung bestand nicht selten aus Älteren, Ungelernten, politisch desinteressierten Bürgern und solchen Personen, die im DDR-Jargon als „asozial“ bezeichnet wurden (u.a. Kuhn 1985, 33). Funktionäre waren in solchen Gebieten mit extrem schlechter Bausubstanz und höherer Kriminalitätsbelastung (Klimesch 1982, S. 44; 54f.) kaum noch anzutreffen. Der staatlichen Propaganda über die „Annäherung der Klassen und Schichten“ strafte diese Befunde zum Gefälle nach Qualifikationsniveau Lügen.

Prenzlauer Berg, dieser im Nordosten (nach heutigen geographischen Gegebenheiten) Berlins gelegene traditionelle Arbeiterwohnbezirk, bestand mit seinen zahlreichen gründerzeitlichen Bauten zu großen Teilen aus Altbausubstanz. Schon Mitte der 1970er Jahre wiesen Sozialwissenschaftler dezidiert auf die „unzulänglichen Wohnbedingungen“ in diesem Berliner Stadtgebiet hin, das erheblich „hinter dem allgemeinen Wohnstandard“ zurückblieb (Wagner 1980, S. 52). Die Einwohnerdichte erreichte hier Anfang der 1980er Jahre mit ca. 17.300 Personen je Quadratkilometer fast doppelt so große Ausmaße wie in anderen Stadtteilen (für Berlin-Mitte etwa betrug die Dichte lediglich 8.600 Personen/km²; dazu Abmann 1980, S. 41f.). Gerade in Prenzlauer Berg wird jedoch auch deutlich, dass sich Wohnformen und Wohnmuster nicht überall zentral „von oben“ verordnen ließen und sich zahlreiche Wohngebiets-Großnischen bildeten. Durch den hohen Leerstand ist besonders für Wohnviertel wie diese ein hohes Maß an Schwarzbezug anzunehmen (Grashoff 2011). So bildete sich ein spezifisches Gemisch aus unangepassten, politischen oder kulturellen Dissidenten, aber auch Bevölkerungsgruppen ohne große Wertschätzung: alte Menschen, als „arbeits-scheu“ oder „asozial“ Etikettierte, un- und angelernte Arbeiter – Menschen also, die in verschiedener Hinsicht sozial unterprivilegiert waren (Hinrichs 1992). In einer vom Berliner Architekturkritiker Wolfgang Kil umschriebenen „Mischung aus bescheidener Exotik und schlichter Arbeitsscheu“ (Kil 1992, 510; Emmerich 2005, 406f.) sind demnach eine ganze Reihe sozialer Friktionen zu situieren, die Rückschlüsse über Differenzierungsprozesse innerhalb der DDR-Gesellschaft zulassen.

Rentner, Kinderreiche, Außenseiter: Repräsentationen von „Armut“ in der „Prenzlauer Berg-Tour“

In Anschluss an diese Vorüberlegungen kann das Buch so zwar auch gelesen werden als Plädoyer für das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben inmitten eines sehr heterogenen Stadtteils. So war Prenzlauer Berg ein wichtiges Zentrum auf den Weg zur „friedlichen Revolution“ 1989 (zentral: Umwelt-Bibliothek und Gethsemane-Kirche). Dieses kritische Potential aufgreifend, thematisiert die Reportage einerseits das Schaffen von Künstlern. Dahn spricht von 300 Malern und Grafikern und 35 Schriftstellern sowie ihrem kleinsten gemeinsamen Nenner („Null Bock auf alles Offizielle“) und streift Pantomime-Theater, den DDR-weit einzigen Tai-Chai-Chuan-Kurs, Grafikstudios, Liederabende, Lesungen oder Aktionskunst. Andererseits kann das Buch literaturtheoretisch auch insofern dekonstruiert werden, als das stärker die partiell geäußerten Hinweise zu „Armut“ im „real existierenden Sozialismus“ und eine daraus abgeleitete Systemkritik fokussiert werden können – werden im Buch doch reihenweise soziale Problemlagen und nach unten abweichende sozioökonomische Lebensverhältnisse erwähnt, die allesamt um das in der DDR tabuisierte soziale Phänomen der „Armut“ kreisen. Ganz im Sinne poststrukturalistischer Überlegungen geht es in den anschließenden Ausführungen nicht um eine abschließend-endgültige Deutung, sondern vielmehr um eine experimentelle Erprobung neuer Lesarten, die ausdrücklich als Diskussionsangebot verstanden werden will (zentral Culler 1981).

Wie brisant die im Buch verhandelten Inhalte seinerzeit waren, zeigen schon die Veröffentlichungsaufgaben, mit denen die Autorin im Jahr 1986 konfrontiert wurde. So wurden vom Lektorat, externen Gutachtern und der Abteilung Belletristik des Kulturministeriums aufgrund „bedenklicher Stellen“ drei Dutzend Änderungswünsche geäußert.¹⁰ Diese reichten von einzelnen Formulierungen über die Auswahl von Fotografien hin zur Infragestellung ganzer Kapitel. Doch fielen letztlich – hierauf deutet das Nachwort der Ausgabe von 2001– nur wenige Zeilen der Zensur zum Opfer (Dahn 2001, 205). Dies hing vermutlich damit zusammen, dass Dahn selbst im Ministerium für Kultur intervenierte. Sekundiert wurden diese Bemühungen sicherlich zusätzlich dadurch, dass die Schriftstellerin mit dem Darmstädter Verlag

¹⁰ Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Bestand I 129 Mitteldeutscher Verlag Halle, Nr. 249.

Luchterhand bereits einen westdeutschen Verlag in der Hinterhand hatte und eine Veröffentlichung bereits anberaumt war (Dahn 1987b).

Unterlegt mit Bildern etwa von heruntergekommenen Häuserfassaden oder einem Punk, aufgenommen von bekannten Fotografen wie Sybille Bergmann, Helga und Robert Paris, Roger Melis oder Harald Hauswald, wandelt Daniela Dahn in ihrer aus 15 Einzelreportagen bestehenden Darstellung vor allem auf Seitenpfaden, betritt Schulen, Wohnungen, Baustellen, das Stadtbezirksgericht, Klubs und Bars. Sie steigt auf ihr altes Fahrrad, blickt in „Hinterhöflichkeit“ (Kapitel 2) und in abgelegene Gegenden, meidet Hauptstraßen, bucht keinen Bergführer, sondern erkundet eigenständig „Ungesehenes, Unausgesprochenes, Unerhörtes“ (S. 35), um die Exotik des Nahen einzufangen. In ihrer dokumentarischen Darstellung vermengt sie Interviews mit Zeitgenossen und Beobachtungen mit zahlreichen intertextuellen Verweisen, Erkenntnissen aus Karten- und Quellenstudien, historischen Rückblicken, wie etwa zur Geschichte des Stadtteils, seiner jüdischen Bevölkerung, episodenhaften Reminiszzenzen an die Gründerzeit und dem einst am dichtesten besiedelten Gebiet der Welt und Erinnerungen an die Arbeiterbewegung und Widerstandskämpfer.

Im Folgenden soll punktuell und in gebotener Kürze skizziert werden, an welchen Stellen des Buches „Armut“ und soziale Ungleichheit – direkt oder „zwischen den Zeilen“ – auftaucht. Zunächst ist die Schilderung der typisch industrialisierten, in Agonie befindlicher Umwelt zu nennen, die bereits oben beschrieben wurde. Löste der Zustand der Stadt auf der 750-Jahr-Feier in Berlin 1987 den Unwillen der Bevölkerung aus (Flierl 1991, 49) so klang das Thema des Verfalls und der offenkundige Widerspruch zwischen wohnungspolitischen Anspruch und Wirklichkeit bereits in der „Prenzlauer Berg-Tour“ an. Die *Gebäude*, teilweise nur noch Ruinen, versprühten eine „fast perverse Romantik“, die dem geneigten Filmemacher eine ideale Kulisse für ein Nachkriegsmilieu böte, eine Kulisse, die dann nicht eigens im Studio rekonstruiert werden müsste (10). Der anhaltende Wegzug zahlreicher Menschen in Neubaugebiete wie Marzahn wird anhand verschiedener Indikatoren erklärt: Diese reichen von der Existenz mehrerer Tausend Treppen- und Außentoiletten, Wohnungen ohne Innen-WC oder Bad/ Dusche (29; 41), der mit Abstand „schlechtesten Bausubstanz“ Berlins, den sich ausbreitenden und in den nichtsanierten Häusern „wütenden“ Schimmel (38-39), die alles verschmutzende Staubbelastung durch das örtliche Gaswerk in der Greifswalder Straße (84),

über Material- und Ausrüstungsmängel und undichten Dächern und Rohrbrüchen (43-44) hin zu völlig unzufriedenen Mietern (66). Frappierend sind die Hinweise auf die baustrukturellen Gegebenheiten im Westen der Stadt, wo es insgesamt „nicht so verkommen“ aussehe (47), so ein verantwortlicher Bauleiter. Die im Buch geschilderte Folge ist illegaler Bezug, Wohnungsbesetzung und das Anhäufen von Mietschulden bei immerhin einem guten Sechstel der Bewohner des Stadtteils (66-67). Die Offenheit, mit welcher hier allgegenwärtiger Niedergang geschildert wird, erstaunt zwar, doch konnten Zeitgenossen die von den jeweiligen Gesprächspartnern geschilderten wohn- und baupolitischen Zustände offenbar auch gar nicht verborgen bleiben.

Teile dieser Bewohnerschaft, die zwar vermutlich die (ohnehin symbolisch-niedrig gehaltene) Miete regelmäßig zahlten, aber dennoch in häufig heruntergekommenen Wohnungen leben mussten, waren die *Rentner*. Die prekäre Versorgung alter Menschen als einer der wesentlichen sozialen Probleme wurde – wenig überraschend – niemals offen zum Thema gemacht. Stattdessen wurden Rentner in ihrer Bedeutung als „Veteranen der Arbeit“ propagandistisch-euphemistisch heroisiert. Sie waren es, die den Staat miterbauten und denen nun von Seiten der Bevölkerung größte Anerkennung entgegengebracht werden musste, lautete die überhöhte Forderung (Lorke 2013). Dass Rentner jedoch aufgrund geringer Altersgelder häufig unterversorgt lebten (insbesondere bei Bezug der Mindestrente) und mitunter gar darauf angewiesen waren, nach ihrem Eintritt ins Rentenalter weiter zu arbeiten, wird in der Episode „Hinterhöflichkeit“ verhältnismäßig offen demonstriert (zeitgenössisch etwa Vollenbroich 1984). Auf ihrer häufig spontan und zufällig wirkenden Spurensuche in Prenzlauer Berg stößt Dahn auf teils hochbetagte Menschen, die noch von dem „Armenarzt“ Dr. Kollwitz betreut worden waren. Zur intertextuellen Veranschaulichung flechtet Dahn unveröffentlichte Tagebuchnotizen von Käthe Kollwitz ein (Kapitel „Auf dem Kollwitzplatz gesessen“). Besonders anschaulich für den Nebeneffekt staatlicher Wohnraumlenkung, der „Alterssegregation“ (Harlander 2012, 96), sind überdies die Gespräche mit „Familie Kossak“. Als junger Mann vom Lande nach Berlin gekommen und das Wohnungselend der 1920er Jahre noch am eigenen Leib miterlebt, vergleicht Herr Kossak die damalige Wohnversorgung mit der in den ausgehenden 1980ern – denn anders als die zahlreichen „Aussteiger“ und Künstler lebten alte Menschen häufig weniger freiwillig im Bezirk, sondern wohl vielmehr aufgrund ihrer Be-

nachteiligung auf dem Markt staatlich gesteuerter Wohnungsdistribution und den daraus resultierenden nicht vorhandenen Alternativen. Was als relativierende Kontrastierung gelesen werden kann, um den sozialen Fortschritt über mehrere Dezennien festzuhalten, kann auch wie eine parallelisierende Kontinuität sozialer Deprivation interpretiert werden. Doch wird dies abgeschwächt vermittelt: Die morsche Treppe, der allgegenwärtige Bauschutt inmitten einer trostlosen Abrisskulisse, der unzureichende Komfort – all dies wird von den Betroffenen ohne Murren hingenommen, gerade mit Blick auf die historische Entwicklung. Hinzu kommen schlichtweg Gewohnheiten. Da man seit 60 Jahren kein Wannenbad habe, weiche man zur hygienischen Versorgung bereits jahrelang in ein öffentliches Bad in die Oderberger Straße aus. Schließlich habe das harte Landleben und mannigfache Entbehrungen eine „extreme Anspruchslosigkeit“ befördert. Dass das Ehepaar aufgrund von Modernisierungsarbeiten seit geraumer Zeit inmitten eines Provisoriums wie „Zigeuner“ leben muss, wird scheinbar kritiklos angenommen. Die Abstellkammer voll Eingewekkten aus dem Weißenseer Schrebergarten hält kostengünstige Speisen bereit; die Berufstätigkeit des 84jährigen Kossak als FDJ-Lagerleiter, was der Schreiberin ihren Ohren nicht trauen lässt (32-33), oder die dezente Einflechtung von „Oma Krause“, einer auf den Staat schimpfenden, nach einem harten und arbeitsreichen Leben ans Bett gefesselten älteren Frau (76) fügen sich zu einem bruchstückhaften Bild literarisch-ästhetisch vermittelter Sozialkritik zusammen, aus dem zahlreiche realhistorische Defizitbefunde abzuleiten sind.

Nicht unähnlich verhält es sich mit der literarischen Verarbeitung einer weiteren sozialen Problemgruppe der DDR-Gesellschaft, den *kinderreichen Familien* (zu Lebenssituation und öffentlichem Standing wiederum Lorke 2013). Der Ausdruck „kinderreiche Familie“ falle – so Dahn nach einem Studium von Akten der *Sozialfürsorge* – in Prenzlauer Berg häufiger als anderswo. Ihre Darlegungen im Kapitel „Irrwege ins Leben“ beinhaltet das gesamte Potpourri staatlicher Institutionen (die [mit vielen Einzelschicksalen überforderte] Sozialfürsorge, eine Beratungsstelle für Alkohol- und Drogenkranke, Spezial- und Sonderheime für körperlich und psychisch Geschädigte, „Normalheime“ für verhaltensgestörte und familiengelöste Kinder), juristischer Interventionen (Entzug des Erziehungsrechts) und zeittypischer Images zu dieser „Armen“-Gruppe (übermäßiger Alkoholkonsum, Labilität, Verwahrlosung, Vernachlässigung der Kindererziehung). Der in den 1970er Jahre verbreitete euphorisch-

optimistische Gedanke, wonach eine sozialistische Jugendhilfe künftig anachronistisch sein könnte, zerschlug sich, so die zugespitzt-scharfe Beobachtung der Autorin, jäh durch das „unerwartete Nachwachsen von Kindern mit ‚milieureaktiv bedingten Auffälligkeiten‘“ (76). Interessant ist ferner die Andeutung, dass es in jenem Berliner Stadtteil wie in der gesamten DDR derartige Probleme gebe, doch sei hier „alles eine Spur verschärft“ (75). Literarisch exemplifiziert werden die Sorgen einer kinderreichen Familie durch die Implementierung des Briefes einer „sehr gepflegt aussehende[n] Großmutter“ an ihre Tochter „Gabi“. Die zunächst rührend anmutenden Zeilen mitsamt familiengeschichtlicher und heimeliger Details kulminieren letztlich in den überraschenden Vorwurf der zehnfachen Mutter, ihre Tochter verderbe als „schwarzes Schaf“ die gesamte Familie („schöne Herde“) und mache den „Hirten“ der Herde – die Mutter – krank (87), nachdem die Betroffene nach einem (gescheiterten) Mordversuch an ihrem Mann eine Gefängnisstrafe verbüßen muss. Häusliche Gewalt und Scheidung, individuelle Schuld („wer keine Probleme hat, schafft sich welche“, 84) und persönliche Labilität, Suizidgefahr und Erziehungsschwierigkeiten sind diejenigen sozialen Problemlagen, die in diesem Abschnitt komprimiert-schonungslos aufgezeigt werden. Ähnlich der Darstellung von Familie Kossak erscheint Dahn auch hier als „unzuverlässige Erzählerin“, nutzt sie doch Techniken absurd-grotesker Erzählweise ebenso, wie überraschend-widersprüchliche Aussagen. Zudem lässt sie – dem typischen Stil der Reportage folgend – zur Verdeutlichung der beschriebenen sozialen Probleme vornehmlich ihre Figuren sprechen (Winkler 2009, 15).

Der Weg von sozioökonomischer Unterprivilegierung hin zur „Asozialität“ war oft nicht weit, wenn aus Sicht der Machthaber bestimmte weitere Verhaltensweisen noch hinzukamen. „Asozialität“ als „hochgradig moralische Wertzuschreibung“ (Zeng 2000, 6) war nach § 249 StGB seit den ausgehenden 1960er Jahren ein Straftatbestand. Dieser konnte neben Verstößen gegen die Arbeitsdisziplin, ein „ordentliches Leben“ zu führen oder die „die sozialistischen Gesetzlichkeiten“ zu achten auch den Straftatbestand „versuchte Republikflucht“ (§ 213 StGB) umfassen. Als „Anti-Typ“ (Lindenberger 2005; Korzilius 2010) der realsozialistischen Gesellschaft verkörperten die Betroffenen in einer hochgradig die Bedeutung der Arbeit überhöhenden Gesellschaft das Abweichend-Andere, das sich mit den sozialistischen Ziel- und Moralvorstellungen wie Tugend und Verzicht nicht identifizieren konnte (oder wollte). Gerade das unangepasste Verhalten vieler Bewohner des Stadtviertels führte wohl dazu, dass

man auch beim „asoziales Verhalten“ in Führung lag, worauf kritisch-pointiert verwiesen wird (118). Es finden sich wenigstens zwei Belege, die sich dieser im Strafrecht, aber auch im Volksmund geläufigen Beschreibung näherten. Dabei ist die Episode des „Assis“, dem aufgrund unbezahlter Rechnungen seit Monaten Licht und Gas abgestellt waren und er deshalb nach Nutzung einer Kerze den Brand eines Dachstuhls verantworten musste, weit weniger eindrucksvoll als die Darstellung von „Putze“. Von der zeitgenössischen Kritik zurückhaltend als „ungewöhnlicher Mensch“ (Krumrey 1988) umschrieben, wird dem 45jährigen ein gesamtes Kapitel gewidmet („Kennen Sie Roulette?“). Hier werden dessen Vergehen (verbotenes Bankhaltertum, „asoziales Verhalten“, die Verbreitung pornografischen Materials, Glücksspiel, zahlreiche Einbrüche und Diebstähle) aufgelistet. Die (aus Perspektive des DDR-Strafrechts) zwangsläufige Anklage für den unliebsamen Zeitgenossen lautete nach geltendem DDR-Strafrecht „Rowdytum“, „Asozialität“ und „Arbeitsscheu“. In der anschließenden Verhandlung, von zahlreichen Hinweisen auf Alkoholabusus, Schwarzarbeit, Analphabetismus oder Spielbetrug flankiert, lautete das Urteil sechs Jahre zuzüglich einer Geldstrafe von 40.000 Mark. Diese ungewohnte Offenheit, soziale Schieflagen nicht allein auf konkretistisch-individualistische Schuldzuschreibungen zu reduzieren, sondern einen beinahe schon solidarischen Blick auf einen hier durchaus schrullig-sympathisch, naiv-unbeholfen inszenierten Betroffenen zu richten, ist sicherlich beachtenswert. Das Aufgreifen (und indirekte Kritisieren) einer geläufigen, von strafrechtlichen Prämissen ausgehenden Weltwahrnehmung repräsentiert das Aufgreifen fachdiskursiver, aber auch alltäglicher Beschreibungsmodi durch die Literatur – und ist somit gleichsam ein Verweis auf einen reflektierten literarischen Interdiskurs (Jürgen Link). Im Nachwort des Jahres 2001 schildert Dahn im Übrigen die Wiederbegegnung mit „Putze“ – dieser war nunmehr invalidisiert, hatte nach einem Schlaganfall „alles verzockt“ und lebte von Sozialhilfe.

Noch an zahlreichen weiteren Stellen klingen andere gesellschaftspolitische Probleme verhältnismäßig unumwunden an. Diese sollen hier allenfalls additiv skizziert werden: Angehäufte Fehlstunden und gedämpfte Arbeitsmoral (45), Aktivitäten von „Rowdys“ und durch Vandalismus zerstörte Briefkästen, Material klauende Kriminelle (44), unlösbarer Wohnraummangel (67), Erpressung, Raub, Vergewaltigung, latente und offene Diskriminierung von Homosexuellen (118), Erscheinungen des Neofaschismus (179) und Rassismus im Alltag (175), gegen das „realsozialistische Spießertum“ rebellierende und in ihrer Arbeitseinstellung

dem moralischen Rigorismus der DDR-Gesellschaft diametral gegenüber stehende Punker (178-186), Trinker, latenter Ehebetrug, anrühlich agierende Bardamen und das florierende Geschäft von Schwarztaxen rund um die Schönhauser Allee (131-144), Fernweh und Ausreisewünsche (183). Vorsichtig Kritik wird nicht nur an der Medien- und Informationspolitik des SED-Regimes geübt – der täglichen Nachrichtensendung *Aktuelle Kamera* wird beispielsweise seitens des Punks ein „Informationswert wie ein Pausenzeichen“ (186) attestiert. Selbst die Sowjetunion wird vorsichtig kritisiert, indem vermittelt Schulaufsätzen aus den Jahren 1945/46 auf Vergewaltigungen von Angehörigen der „Roten Armee“ während der Endphase des Zweiten Weltkrieges verwiesen wird (151).

Schlussbemerkung

„Ja, Öffentlichkeit, als Journalist hat mir Öffentlichkeit gefehlt: dass man Eigenes einbringen kann, dass unterschiedliche Meinungen akzeptiert werden, dass man Andersdenken gegenüber tolerant ist. Das wurde in den achtziger Jahren, bis Mitte der achtziger Jahre wirklich eher enger. Mit Gorbatschow brach dann wieder einiges auf. Eine letzte Hoffnung. In den Medien blieb zwar alles vorgegeben, in der Literatur aber war es ziemlich anders. Da war erstaunlich viel möglich“ (Gaus 1996). So beschrieb Daniela Dahn rückblickend ihre literarischen Handlungsmöglichkeiten zum Ende der DDR. Der Begriff „Armut“ – seit Gründung der DDR allenfalls zur propagandistischen Diskreditierung des politischen Gegners oder als Verweis auf ein früheres, im Sozialismus überwundenes Charakteristikum „kapitalistischer Produktionsverhältnisse“ genutzt – taucht auch in der „Prenzlauer Berg-Tour“ nicht auf. Doch dies war gar nicht nötig: Viel zu offensichtlich waren die metaphorisch-symbolischen Andeutungen, intertextuellen Bezüge und Sprachspiele während einer Zeit, in der sich Sagbarkeitsgrenzen vergrößert und Spezifika der realsozialistischen „Öffentlichkeit“ (eine Annäherung zu Ausformung und Gestalt u.a. bei Gieseke 2008) modifiziert hatten. Daniela Dahn, seit 1972 Mitglied der SED, deutete vermittelt zahlreicher Passagen ihres Reportagebuches – mal

deutlicher, mal camoufliert – an, dass eine soziale „Annäherung der Klassen und Schichten“ Illusion blieb und stattdessen mannigfache sozioökonomische Problemlagen innerhalb der DDR-Gesellschaft existierten. Mit Blick auf die Historizität hier geäußerter literarischer Deutungsmuster und Codierungen wird deutlich, inwiefern durch ästhetische Verfahren und Darstellungsmodi eine „Sichtbarmachung von Nicht-Offenkundigem, Polyvalentem, Multiperspektivischem und Paradoxalem“ (Stopka 2010, 4) hergestellt wurde. Die Einbeziehung literarischer Quellen mit ihren spezifischen narrativen Auslegungsmöglichkeiten kann damit – immer unter Voraussetzung der Kennzeichnung des spezifischen Quellenwertes und der Abgleichung mit entsprechendem Referenzmaterial – für die Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des zweiten deutschen Staates überaus erhellende Aufschlüsse liefern, ergeben sich doch dadurch neue Ausdifferenzierungsangebote von Forschungsperspektiven.

In den ersten Monaten nach der Maueröffnung wurde Prenzlauer Berg zur „heißeste[n] Adresse in ganz Mitteleuropa“ (Kil 1991, 513-516). Das sozial stark durchmischte Viertel mit ärmeren Schichten wie un- und angelernten Arbeiter, Rentnern, kinderreichen Familien auf der einen, hochqualifiziert-intellektuellen, kreativen und selbstbewussten Leute auf der anderen Seite, stand zunächst auch nach dem November 1989 für eine Gegenwelt zum autoritären Staat. Blickt man heute auf Mietpreisentwicklung und Zusammensetzung der Mieter bzw. Eigentümer im Stadtteil, so ist wenig von den damaligen soziostrukturellen Charakteristiken übrig. Daniela Dahn sprach bereits 2001 von einer „Völkerwanderung“, nachdem zwei Drittel der ursprünglichen Bewohner den Stadtteil verlassen hatte. Heute, zwölf Jahre danach, ist keine Umkehr dieses Trends auszumachen – im Gegenteil: Prozesse der Gentrifizierung sorgten für einen sprunghaften Anstieg der Mieten, einer Verdrängung Einkommensschwächerer und einer weitgehenden sozialen Entdifferenzierung in „Prenzelberg“. Dass diese Prozesse erst jüngst eine neue Ost-West-Debatte (Wolfgang Thierse vs. „Schwabens“) auslösten, ist sicherlich mehr als nur eine zum Schmunzeln anregende Anekdote der Wiedervereinigungsgesellschaft.

Bibliographie

- Adebahr, Birgit. 1988. Goethe-Preis im Roten Rathaus an verdienstvolle Berliner verliehen. *Neues Deutschland*, 12.10.
- Aßmann, Georg. 1980. Territoriale Probleme der Entwicklung der sozialistischen Lebensweise. Thesen. In *Informationen zur soziologischen Forschung in der Deutschen Demokratischen Republik* 16 (1980), 2
- Barck, Simone/ Lokatis, Siegfried/ Agde, Günter. 2008. *Zensurspiele. Heimliche Literaturgeschichte aus der DDR*. Halle: Mitteldeutscher Verlag.
- Becker, Heidede. 1991. Vom Kahlschlag zum behutsamen Umgang mit der alten Stadt. In *Wohnen und Stadtpolitik im Umbruch. Perspektiven der Stadterneuerung nach 40 Jahren DDR*. Hrsg. von Peter Marcuse und Fred Staufenbiel. Berlin: Akademie-Verlag, S. 88-96.
- Bispinck, Henrik. 2012. Kulturelite im Blick der Stasi. Die Nachwehen der Biermann-Ausbürgerung im Spiegel der ZAIG-Berichte des Jahres 1977. *Deutschland Archiv* 45 (2012), 4, S. 616-625.
- Bullion, Constanze von. 2002. Im Profil Daniela Dahn, Berliner Schriftstellerin und Rächerin des Ostens. *Süddeutsche Zeitung*, 17.4.
- Culler, Jonathan. 1981. *The pursuit of signs. Semiotics, literature, deconstruction*. London: Routledge.
- Dahn, Daniela. 1987a. *Prenzlauer Berg-Tour*. 2. Aufl. Halle und Leipzig: Mitteldeutscher Verlag.
- Dahn, Daniela. 1987b. *Kunst und Kohle. Die „Szene“ am Prenzlauer Berg, Berlin, DDR*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Dahn, Daniela. 1991. *Und diese verdammte Ohnmacht. Report der unabhängigen Untersuchungskommission zu den Ereignissen vom 7./8. Oktober 1989 in Berlin*. Berlin: Basisdruck 1991.
- Dahn, Daniela. 1994. *Wir bleiben hier, oder, Wem gehört der Osten. Vom Kampf um Häuser und Wohnungen in den neuen Bundesländern*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Dahn, Daniela. 1996. *Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit*, Berlin: Rowohlt.
- Dahn, Daniela. 1999. *In guter Verfassung. Wieviel Kritik braucht die Demokratie?* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Dahn, Daniela. 2001. *Prenzlauer Berg-Tour*. Berlin: Rowohlt.

- Decker, Kerstin. 2000. Jeanne d'Arc im Rechtsstaat. Als Daniela Dahn Verfassungsrichterin werden wollte. In *Gefühlsausbrüche oder Ewig pubertierte der Ostdeutsche. Reportagen, Polemiken, Porträts*. Hrsg. von Kerstin Decker und Gunnar Decker. Berlin: Das Neue Berlin, S. 138-143.
- Egbringhoff, Ulla. 2009. Dahn, Daniela. In Metzler-Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten. Hrsg. von Michael Opitz und Michael Hofmann. Stuttgart: Metzler 2009, S. 67.
- Emmerich, Wolfgang. 2005. *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. 2. Aufl. Berlin: Aufbau-Taschenbuch-Verlag.
- Flierl, Bruno. 1991. Stadtgestaltung in der ehemaligen DDR als Staatspolitik. In *Wohnen und Stadtpolitik im Umbruch. Perspektiven der Stadterneuerung nach 40 Jahren DDR*. Hrsg. von Peter Marcuse und Fred Staufenbiel. Berlin: Akademie-Verlag, S. 49-65.
- Gaus, Günter. 1996. Günter Gaus im Gespräch mit Daniela Dahn. Sendung vom 13.4.1996, online unter: http://www.rbb-online.de/zurperson/interview_archiv/dahn_daniela.html (12.04.2013).
- Gieseke, Jens. 2008. Bevölkerungsstimmungen in der geschlossenen Gesellschaft. MfS-Berichte an die DDR-Führung in den 1960er- und 1970er-Jahren. In *Zeithistorische Forschungen/ Studies in Contemporary History*, online unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Gieseke2-2008> (15.04.2013).
- Grashoff, Udo. 2011. *Schwarzwohnen. Die Unterwanderung der staatlichen Wohnraumlenkung in der DDR*. Göttingen: V & R Unipress.
- Grünbaum, Robert. 2011. *Wolf Biermann 1976. Die Ausbürgerung und ihre Folgen*. 2. Aufl. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2011.
- Guder, Andrea. 2013. *Genosse Hauptmann auf Verbrecherjagd. Der Krimi in Film und Fernsehen der DDR*. Bonn: ARCult-Media.
- Gumbert, Heather. 2006. Split screens? Television in East Germany, 1952-89. In *Mass media, culture and society in twentieth-century Germany*. Hrsg. von Karl Christian Führer. Basingstoke/ New York: Palgrave Macmillan, S. 146-164.
- Gutschke, Irmgard. 1988. Entdeckerlust und Neugier auf die Erfahrungen anderer Leute. „Prenzlauer Berg-Tour“ – Ein Reportagenband von Daniela Dahn. *Neues Deutschland*, 19.4.
- Häußermann, Hartmut/ Läßle, Dieter/ Siebel, Walter. 2008. *Stadtpolitik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Hager, Kurt. 1972. Zu Fragen der Kulturpolitik der SED. Referat des Genossen Kurt Hager, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK, auf der 6. Tagung des Zentralkomitees. *Neues Deutschland*, 8.7.
- Hannemann, Christine. 1996. *Die Platte - industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*. Braunschweig: Vieweg.
- Harlander, Tilman. 2012. „Annäherung der Klassen und Schichten“ durch Wohnungspolitik der DDR. In *Soziale Mischung in der Stadt. Case Studies – Wohnungspolitik in Europa – Historische Analyse*. Hrsg. von Tilman Harlander und Gerd Kuhr. Stuttgart: Krämer, S. 92-96.
- Herrmann, Martin/ Pietzsch, Henning. 2011. *DDR-Literatur zwischen Anpassung und Widerspruch. Tagungsband zum Jürgen-Fuchs-Literaturseminar am 26. und 27. November 2010 in Jena*. Jena: Garamond.
- Hinrichs, Wolfgang. 1992. *Wohnungsversorgung in der ehemaligen DDR. Verteilungskriterien und Zugangswege*. Berlin: WZB.
- Honecker, Erich. 1971. Schlußwort auf der 4. Tagung des ZK der SED, Dezember 1971 (Auszug). In *Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED 1971-1974*. Hrsg. von Gisela Rüß, Stuttgart: Seewald.
- Kil, Wolfgang. 1992. Prenzlauer Berg. Aufstieg und Fall einer Nische. In *Die Stadt als Gabelstich. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung*. Hrsg. von Hans G. Helms. Leipzig: Reclam, S. 508-521.
- Klimesch, Friederike. 1982. *Zu einigen Schwerpunkterscheinungen der Kriminalität in den städtischen Wohngebieten und zu den vorbeugenden Wirkungsmöglichkeiten der Wohnbezirksausschüsse der Nationalen Front der DDR, der Aktive „Ordnung und Sicherheit“ bei den Wohnbezirksausschüssen sowie der Hausgemeinschaften und ihrer Leitungen*. Potsdam-Babelsberg: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR, Dissertation A.
- Korzilius, Sven: „Asoziale“ in der Deutschen Demokratischen Republik. Die Schaffung eines Anti-Bildes zum „sozialistischen Menschen“ über das Strafrecht. In *Repräsentationen von Kriminalität und öffentlicher Sicherheit. Bilder, Vorstellungen und Diskurse vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Karl Härter, Gerhard Sälter und Eva Wiebel. Frankfurt am Main: Klostermann, S. 555-588.
- Krumrey, Marianne. 1988. *Reportagebuch über ein Stück Berlin*, Berliner Zeitung, 23.2.
- Kuhn, Rolf. 1985. *Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem in ihrem Einfluß auf Lebensweise und Stadtgestaltung*. Berlin: Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Institut für marxistisch-leninistische Soziologie, Dissertation B.

- Laak, Dirk van. 2012. *Literatur und Geschichte. Eine Beziehungsanalyse*. Berlin: Vergangenheitsverlag 2012.
- Leibfried, Stephan/ Leisering, Lutz/ Buhr, Petra u.a. 1995. *Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leicht, Robert 1998. Diese Dichterin ist keine Richterin. *Die Zeit*, 10.12.
- Lindenberger, Thomas. 2005. „Asoziale Lebensweise“. Herrschaftslegitimation, Sozialdisziplinierung und die Konstruktion eines „negativen Milieus“ in der SED-Diktatur. In *Geschichte und Gesellschaft* 31 (2005), S. 227-254.
- Lorke, Christoph. 2011. Das Image der Armut. Ein deutsch-deutscher Vergleich in historischer Perspektive. *Gegenblende. Das gewerkschaftliche Debattenmagazin*, Ausgabe September 2011, online unter <http://www.gegenblende.de/11-2011/++co++026fe122-da14-11e0-69ce-001ec9b03e44> (11.04.2013).
- Lorke, Christoph. 2013. Von Anstand und Liederlichkeit. Armut und ihre Wahrnehmung in der DDR (1961–1989). In *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 10, im Erscheinen.
- Marschhauser, Horst. 1972. *Die Erforschung und politisch-operative Bearbeitung kriminell gefährdeter Bürger, Arbeitsbummelanten, arbeitsscheuer und asozialer Elemente, eine Teilaufgabe des MfS zur Gewährleistung der inneren Sicherheit*, 18.1.1972, BStU JHS, MF VVS 160 – 792/71 (unveröffentlichte Diplomarbeit).
- Matthies, Bernd. 1999. Eine Jeanne d’Arc des Ostens. *Der Tagesspiegel*, 4.10.
- Menge, Marlies. 2000. Daniela Dahn. In *Sparziergänge. Die Serie aus der Wochenzeitung DIE ZEIT*. Hrsg. von Marlies Menge. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf, S. 124-130.
- Mergel, Thomas. 2012. Soziale Ungleichheit als Problem der DDR-Soziologie. In *Das Soziale Ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Christiane Reinecke und Thomas Mergel. Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 307-336.
- Meyen, Michael. 2003. *Denver Clan und Neues Deutschland. Mediennutzung in der DDR*. Berlin: Links.
- Pensley, Danielle Sibener. 1995. City Planning and State Policy in the GDR: The Example of Neubaugebiet Hellersdorf. *Environment & Planning: International Journal of Urban and Regional Research* 19 (1995), 4, S. 549-575.

- Rosin, Wolfgang. 1972. *Asozialität – eine der auffälligsten Abweichungen von den Grundnormen sozialistischer Lebensweise*, Mai 1978, BStU, JHS MF Z-Tgb,-Nr. 25/79 (unveröffentlichte Diplomarbeit).
- Schneider, Wolfgang Christian. 2002. Literarische Werke als historische Quellen. In *Aufriß der historischen Hilfswissenschaften. Bd. 4: Quellen*. Hrsg. von Michael Maurer, Stuttgart: Reclam, S. 102-125.
- Stopka, Katja. 2010. Zeitgeschichte, Literatur und Literaturwissenschaft, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11. 2.2010, online unter <http://docupedia.de/zg/> Literaturwissenschaft (17.04.2013).
- Vollenbroich, Günther. 1984. *Nutzen, Möglichkeiten und Vorbereitung verstärkter Weiterbildung der Bevölkerung im Rentenalter*. Dresden: Technische Universität
- Wagner, Richard. 2000. „Die Zurückgewiesene des Tages.“ Zu den Büchern von Daniela Dahn. In *DDR-Literatur der neunziger Jahre*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik, S. 74-79.
- Walter, Birgit. 1988. *Großes Angebot für die ganze Familie. Vielfältige Begegnungen mit der Musik im Schauspielhaus*, Berliner Zeitung, 21.3.1988.
- Wegner, Jens. 1980. *Zur Entwicklung und Gestaltung der Sozialstruktur von Alt- und Neubaugebieten in der DDR – unter besonderer Berücksichtigung der Hauptstadt der DDR*, Berlin, Thesen, Berlin: Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Institut für marxistisch-leninistische Soziologie, Dissertation A.
- White, Hayden. 1990. *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Winkler, Martina. 2009. Vom Nutzen und Nachteil literarischer Quellen für Historiker. In *Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas 21* (2009), online unter http://epub.ub.uni-muenchen.de/11117/3/Winkler_Literarische_Quellen.pdf (17.04.2013).
- Wolle, Stefan. 1999. *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989*. Berlin: Links.
- Wrage, Henning. 2006. Der Staatsanwalt hatte das Wort. Zur Repräsentation des Gerichts im Fernsehen der DDR. In *Inszenierungen des Rechts: Schauprozesse, Medienprozesse und Prozessfilme in der DDR*. Hrsg. von Klaus Marxen und Annette Weinke, Annette, Berlin: BWV, S. 175-208.
- Zeng, Matthias. 2000. „Asoziale“ in der DDR. *Transformationen einer moralischen Kategorie*. Münster: LIT.

Das Archiv als Gedächtnis oder die Aporien der Erinnerungsarbeit. Zu Rayk Wielands *Ich schlage vor, dass wir uns küssen*

Luísa Afonso Soares

Faculdade de Letras da Universidade de Lisboa

Centro de Estudos Comparatistas

Die Konstruiertheit und Unzuverlässigkeit der Erinnerung wird heute in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung nicht bestritten. Aber in Rayk Wielands Roman *Ich schlage vor, dass wir uns küssen* ist die Erinnerung buchstäblich eine Erfindung oder, genauer gesagt, sie ist das Resultat einer phantasievollen Auslegung und „fehlgeleiteter Schnüffelphilologie“ (Reents 2009). Der Träger des individuellen Gedächtnisses ist in diesem Fall nicht das individuelle Gehirn, sondern es sind die Stasi-Akten, und seine Stütze ist eine Erinnerungspolitik, die unbedingt Opfer und Heroen braucht, um ihre Vergangenheitsrekonstruktion zu legitimieren.

John Locke hat das Konzept personaler Identität auf das Erinnerungsvermögen des Menschen gebaut. Alles, was wir unserem Bewusstsein zurechnen können und worauf sich unsere Erinnerung ausdehnen lässt, macht unsere Identität aus (Assmann 2006, 136). Hier beginnen die Probleme des Protagonisten in Wielands Roman. In der Tat sieht sich der Ich-Erzähler W., wohnhaft in Ost-Berlin, eines Tages mit einer merkwürdigen Einladung konfrontiert, nämlich als Gast zu dem Symposium “Dichter.

Dramen. Diktatur. Nebenwirkungen und Risiken der Untergrundliteratur in der DDR“ (Wieland 2009, 171) zu kommen. 20 Jahre nach der Wende sei der Zeitpunkt gekommen“, laut der Einladung, „der verfolgten und unterdrückten Literatur in der ehemaligen DDR eine Stimme zu geben“. Der biographische Abriss, den die Veranstalter der Einladung beifügten, lautete: W., Jahrgang 1965, Berlin, Student. Von 1981 bis 1989 von der Staatssicherheit operativ bearbeitet. (...) Manuskripte beschlagnahmt und zum Teil vernichtet (...). Seine Erinnerung, dachte er, sei weder falsch noch verdrängt - doch, er sah sich weder als Dissident noch als Dichter. Er hat aber langsam den Verdacht “Dass das Leben Trug sei, eine Erinnerungslücke, ein Schattenspiel – oder eine Lesefehler.” (Wieland 2009, 13) Und das ist eigentlich der Fall.

W., das Namenskürzel des Protagonisten, hält sich in der Tat nur für einen Gelegenheitspoeten und für völlig unpolitisch. Inspirieren lässt er sich von der fernen Liebe zu Liane, die er bei einem Theaterbesuch in Berlin kennenlernte, die aber in München wohnt. Anfang der Achtziger, W. war gerade sechzehn, lebte in Ostberlin, studierte Philosophie und hatte als größten Traum, am Strand in Portugal zu sitzen und aufs Meer zu schauen. Langeweile, Sehnsucht und vermutlich die Liebe zur Literatur regen seine Imagination und seine Idealisierung an: Der Ich-Erzähler sieht sich als moderner Romeo, den “verfeindete Staaten und Weltsysteme” von Julia trennen. Es fehle nur die Lerche, sagte der Ich-Erzähler, aber es fehlte auch die Liebe, soll der Leser hinzufügen, da sie den Mauerfall nicht überleben konnte. Die Liebesbriefe zwischen den Liebenden wie die Gedichte an Liane hatten einen Mitleser: den Stasi-Mitarbeiter, der die Briefe abfing und als “Schlüsseltexte der Konterrevolution” (Wieland 2009, 35) auswertete. Infolgedessen wurde der Autor als Staatsfeind erfunden.

Erst die Einladung der so genannten Stiftung „Durcharbeitung DDR-Diktatur“, und die dadurch erfolgende Akteneinsicht, konfrontiert W. mit seinen Erinnerungen an seine Jugend in der DDR der achtziger Jahre und der Überwachung durch Stasi, Bekannte und Freunde. Zwanzig Jahre danach kann er sich aber an nichts mehr erinnern; er fürchtet einen biographischen Blackout. Diese Reise in die Vergangenheit,

die kurze Blicke auf die Gegenwart erlaubt, bildet den Hauptkern des Romans und seiner Antriebskraft. Durch die wechselnde Abfolge von Vergangenheit und Gegenwart, kollektivem und individuellem Gedächtnis wird ein immerwährendes Spiel zwischen Realität und Fiktion aufgebaut, das den Leser allmählich einbezieht. Auch die große Nähe zwischen der Lebenserfahrung des Ich-Erzählers und der des historischen Autors, die auch andere Wenderliteratur und Filme kennzeichnet, steigert die Verwechslung von Fiktion und Realität. In der Tat ist in Wielands Roman nichts, wie es scheint. “Traum oder Wirklichkeit? Eine pedantische Unterscheidung, die gern überschätzt wird und schnell altmodisch werden kann” (Wieland 2009, 22), kommentiert Herr W., der sich seinen kafkaesken Existenzbedingungen ergibt.

Der Umgang mit den Stasi-Akten ermöglicht Herrn W. sowohl die Rekonstruktion und Deutung seiner Lebenserfahrung als auch die kritische Rekonstruktion ostdeutscher Vergangenheit. Anders als bei anderen Wenderomanen, besonders der älteren Generation, löst der Umgang mit den Akten bei Herrn W. kein Stasi-Syndrom aus, sondern eine ironisch-parodistische Haltung, die die Erinnerungskultur der Gegenwart in Frage stellt.

An die DDR denken ist wie an ein Niemandsland denken. Alle Erinnerungen sind mit Klischees kontaminiert. Idyllisierender oder dämonisierender Unfug ist die Regel, der Rest mühseliges Durcharbeiten einer Unwirklichkeit, die nie existiert zu haben scheint – als wäre die Mauer im Gedächtnis wiederauferstanden. (Wieland 2009, 43)

Auf der Suche nach seiner Vergangenheit sucht W. die Kantine des Werks auf, wo er die Elektrikerlehre machte. Die Wiederbegegnung mit dem Erinnerungsort bewirkt 20 Jahre nach der Wiedervereinigung eine sarkastische Beurteilung der DDR. Die Sprache ist hier roh, quasi apokalyptisch, an den Expressionismus erinnernd: “Die Großbetriebe sind Museen ihrer selbst, riesige Ausstellungshallen, die jetzt entkernt (...) und entseelt in spukhafter Ruhe vor sich hin dösen. (...) Ein Grab ohne Leichen. Hallen wie Säрге. Die Zeit steht. Kahle Wände, kahle Flure ohne Ziel.“ (Wieland 2009, 89) In dieser vergessenen Landschaft sieht Herr W. zwei alte Wandbilder wieder, die ihm die Möglichkeit bieten, einen kulturkritischen Gegendiskurs zu artikulieren, diesmal mit

bitterer Klarsicht. Dieses Wiedersehen ist, was die DDR-Mentalitätsgeschichte betrifft, sicherlich der Höhepunkt seiner Erinnerungsarbeit. Der Anblick der Wandbilder, wie die Petite-Madeleine Marcel Prousts, löst ein intensives ins Gedächtnis zurückrufen und ein entemotionalisiertes Bild der DDR hervor, das sonst nirgends im Roman vorkommt.

Wandbilder zeigten in der DDR eine eindeutige Darstellung des Bildungsprogramms des SED-Staats. Bilder legitimierten Macht, regten Identitätsbildung, Zusammengehörigkeitsgefühl und gemeinsame Werte an. Auch der damaligen SED-Regierung waren die Rhetorik und die Wirkungen der Bilder gut bekannt. Als Auftragskunst boten sie politische Botschaften, die kaum Deutungskompetenz förderten – ihre Transparenz und Lesbarkeit garantierten eine unmittelbare Wirkungskraft. Stuart Hall fasst diese Wirkungsmacht von Bildern und Symbolen und ihre historische Konstruiertheit zusammen:

In fact, we come to know the “meaning” of a nation, partly through the objects and artifacts which have been made to stand for and symbolize its essential values. Its meaning is constructed within, not above or outside representation. It is through identifying with these representations that we come to be its “subjects” – by subjecting ourselves to their dominant reading. (S. Hall 2002, 74)

Wandbilder sollten idealisierte Gesellschaftsbilder propagieren und ein positives Lebensgefühl ausstrahlen. Aber es ist nicht dieser Sinn, den Herr W. dem von ihm so genannten “Altar der Arbeitswelt” beimisst. Jeder Betrachter unterzieht das Bild verschiedenen Deutungsvorgängen, die auf seiner Psyche, seinen Emotionen, Erfahrungen und Erinnerungen basieren. Verschiedene politische und kulturelle Rahmenbedingungen erfordern unterschiedliche Lektüren. Nach fast dreißig Jahren vermag der Ich-Erzähler diese Wandbilder allein als materielle Relikte der Simulationskultur und als Lethargie und Gegenbild der Fortschrittsutopie zu lesen: „Es ist diese gleichsam finale, postrevolutionäre, postkoitale Tristesse der Sinnleere, also einer Befreiung ins Nichts, die die DDR ausmachte und die hier schonungslos vorgeführt wird.“ (Wieland 2009, 94) Wie der Ich-Erzähler feststellt „Dieses Bild ersetzt ganze Geschichtsbücher. Es ist alles drin. Und nichts wird beschönigt“. (*ibid.*)

Dieselbe Dekonstruktion, der Rayk Wieland die literarischen Genres unterzieht, findet auch mit den Wandbildern statt, deren Botschaft und pädagogische Funktion vollkommen unterhöhlt werden. Was die Ikonisierung des sozialistischen Optimismus, der Brüderlichkeit, der Arbeitskultur und des Zusammenlebens sein sollte, wird in eine Inszenierung des Überdrusses und der Stille verwandelt. Was in der Tat an diesen Bildern überrascht, ist der Strich, den Roland Barthes *punctum* der Fotografie nennt. Hier sind es die leeren Blicke, die emotionale Kälte der Figuren, die eine ermattete Lebenshaltung zeigen. Die Aussagen des DDR-Psychiaters Hans-Joachim Maaz über die typische Erscheinung des DDR-Bürgers treffen auch hier zu: „Er zeigt einen deutlichen Mangel an Direktheit und spontaner Lebensfreude – alles ist verhalten, gebremst, abgesichert und kontrolliert.“¹(H-J Maaz 1990)

Die Auflösung von Subjektivität und Identität der Figuren wird in der Wendeliteratur oftmals ins Zentrum gerückt. Auch Rayk Wieland stellt seinen Protagonisten einen biografischen Werdegang gegenüber, der fiktioniert ist, sowie eine dichte und labyrinthische Sprache, die die Selbstverständigung erschwert. Durch Zweifel und Zögern des Ich-Erzählers gegenüber seiner Identität und der Art, wie er diese erzählt, zeigt Wieland eine selbstreflexive, kritische Auseinandersetzung mit grundlegenden Konventionen von Biographien und Autobiographien. In diesem Sinn kann *Ich schlage vor, dass wir uns küssen* als autobiographische Metafiktion bezeichnet werden und gleichsam als Parodie auf Erinnerungs- und Liebesromane gedeutet werden, da die jeweiligen Konventionen und die Repräsentationspolitik unterminiert und ironisiert werden - Parodie im Sinne Linda Hutcheons „repetition with a difference“ and „a way of ironically revisiting the past“ (L.Hutcheon 1985, 103). „Nicht die Darstellung des Lebens selbst steht somit im Zentrum, sondern die nachträgliche Beschäftigung des Autobiographen mit seiner Lebensgeschichte und den Problemen der retrospektiven Sinnbildung und des autobiographischen Schreibens. (Nünning 2007, 274) Auch der systematische intertextuelle Dialog und thematische Anspielungen, die sich durch die ganze Erzählung ziehen, verstärken die dekonstruktivistische und metareflexive

¹ Bilder sind seit Aby Warburgs Forschungen paradigmatische Gedächtnismedien. Aber wie andere kulturelle Artefakte der damaligen DDR werden auch Wandbilder heute als eine andere Art der Propaganda gelesen, und ihre Erhaltung nach der Wiedervereinigung ist umstritten.

Strategie. Gleichzeitig zieht diese postmoderne ironische Zitathaftigkeit den Leser in den Bann eines fortwährenden und konstruktiven Identifikationsspiels der Zitate sowie ludischen und kritischen Anspielungen: Aus dem Roman ist ein Spiel geworden, das zu einer kontinuierlichen Reflexion führt und eine sorgfältige Rekonstruktion fördert. Der Roman besteht aus zwei Spielen, die sich kreuzen: das intratextuelle Spiel des Erzählers auf der Suche nach seiner gefährdeten Identität und das extratextuelle Spiel des Lesers im dichten Gewebe von Zitaten.

Die Fusion der Erinnerung an die DDR mit den Erinnerungen an die erste Liebe ist in der Nachwende-Literatur nicht neu. Aber in *Ich Schlage vor, dass wir uns küssen* verhindert die Existenz zweier Zeitebenen und die Perspektive eines erwachsenen ironisch-sarkastischen Ich-Erzählers, der einen Rückblick auf seine Vergangenheit und die des Landes wirft, jede Möglichkeit einer nostalgischen Idealisierung. Der Fall der Mauer ist in Wielands Roman auch fikionalisiert, aber sein Protagonist erlebt diese Nacht in totaler Apathie und Gleichgültigkeit in einer fast leeren Bar, was möglicherweise ein Gegenbild zu der in dem Film *Sonnenallee* gezeigten kollektiven Euphorie sein könnte. Der symptomatische Wechsel vom Farbfilm zu Schwarz-Weiss-Bildern erlaubt jedoch einen Perspektivwechsel in der Deutung jenes geschichtlichen Moments.

Wie in *Sonnenallee* wird in Wielands Roman kein Versuch gemacht, das Wechselspiel zwischen Realität und Fiktion zu verschleiern. “Die Geschichte dieses Buches beruht auf einer wahren Begebenheit. Die DDR hat es wirklich gegeben” (Wieland 2009, 179) wird am Anfang des sogenannten Anhangs geschrieben. Aber der Leser behält noch im Gedächtnis, was der Ich-Erzähler kurz zuvor feststellte, nämlich dass “Das Lesen, ein Traum sei” (ibid, 169). Die Einbeziehung der angeblichen “Auszüge aus den Original- Stasi-Akten“ als Anhang, die einen kurzen biografischen Abriss der Figuren vor und nach der Wende beinhalten, stellt die Fiktionalität der Erzählung in Frage. Im Gegensatz zu anderen Stellen der Erzählung, wo großer Wert auf den fiktionalen Charakter gelegt wird, ist eine Annäherung an einen dokumentarischen Stil und die Suche nach geschichtlicher Authentizität kaum zu

leugnen. In *Sonnenallee* werden auch die labilen Beziehungen zwischen Erinnerung und Wahrheit sowie zwischen Erinnerung und Realität betont. Um Miriam zu beeindrucken, sieht sich Mischa fast am Ende der Erzählung gezwungen, überstürzt ein Tagebuch anzulegen, in dem er eine Existenz als Dissident und Gründer einer Widerstandsgruppe konstruiert, die den monotonen und banalen Aspekt seines Lebens verdeckt. Bei Thomas Brussig ist es der Protagonist, der sich zum Helden erhebt, in Rayk Wielands Roman ist es die Bespitzelungskultur und später die Erinnerungskultur, die ihn als Dissidenten erfindet und feiert. In beiden Fällen handelt es sich um eine parodistische Satire auf die Rekonstruktion und die Aporien der Erinnerungsarbeit.

In *Ich schlage vor, dass wir uns küssen* wohnen wir statt einer moralisierenden Heroisierung und Viktimisierung wie im Film *Das Leben der anderen* einer postheroischen "Entmoralisierung des Erinnerungsdiskurses" bei, die Aleida Assmann als "einen coolen und ideologiefreien Umgang mit Erinnerungskonstruktionen, den die jüngere Generation vollzieht" (Assmann 2006. 278) definiert.

Bibliographie

Assmann, Aleida. 2006. *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: C.H.Beck.

Barthes, Roland. 1989. *Die helle Kammera. Bemerkungen zur Photographie*. Berlin: Suhrkamp.

Hall, Stuart. 2002. Whose Heritage? Un-settling The Heritage, Re-imagining the Post-nation. In *The Third Text Reader*. Edited by Ziauddin Sardar, Rasheed Araeen, Sean Cubbit. London, New York: Continuum.

Hutcheon, Linda. 1985. *A Theory of Parody: The Teaching of Twentieth-Century Art Forms*. New York: Methuen.

Maaz, Hans-Joachim. 1990. Stalinismus als Lebensform. *Der Spiegel* 9/1990.

Edo Reents Rayk Wieland: Ich schlage vor, dass wir uns küssen: Die Schnüffelphilologie wittert überall tickende Lyrikbomben

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rayk-wieland>. (19.01-2012)

Nünning, Ansgar. 2007. Metaautobiographien: Gattungsgedächtnis, Gattungskritik und Funktionen selbstreflexiver fiktionaler Autofiktionen. In *Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung. Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur 2*. Edited by Christoph Parry and Edgar Platen. München: Iudicium.

Wieland, Rayk 2009. *Ich schlage vor dass wir uns küssen*. München: Kunstmann.

So muss es gewesen sein / Deve ter sido assim

Epistemisches *müssen* und seine Übersetzungsmöglichkeiten ins Portugiesische

Maria António Hörster, Francisca Athayde, Judite Carecho
Universidade de Coimbra

Im Rahmen eines umfangreichen Projekts zu Übersetzungsmöglichkeiten der deutschen Modalverben ins Portugiesische – und nachdem wir schon den Fall *sollen* behandelt haben (siehe Hörster/Athayde/Carecho 2011) – stellen wir in dieser Studie einige wesentliche Ergebnisse unserer Untersuchung bezüglich des Modalverbs *müssen* dar. Ziel unserer Arbeit war nicht die semantische und pragmatische Beschreibung der einzelnen Modalverben, ein Thema, das immer wieder im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion steht¹. Vielmehr war es unsere Absicht, einen Beitrag zur zweisprachigen Lexikografie, zur Fremdsprachendidaktik und vor allem zur Übersetzungsdidaktik zu leisten.

Wer sich mit dem Bereich Modalverben als Ausdrucksmittel der Modalität befasst, muss bekanntlich mit großen Schwierigkeiten rechnen, die aus der polyfunktionalen Semantik dieser Verben folgen². Um dieser Komplexität Rechnung zu tragen, haben wir einen Korpus zusammengestellt, der aus zeitgenössischen deutschsprachigen literarischen Texten und deren portugiesischen Übersetzungen sowie aus pragmatischen Texten (EU-Dokumenten) in deutscher und portugiesischer Fassung

¹ Zum Modalverb *müssen* siehe z.B. Zifonun *et al.* (1997, 1888ff), Duden (2005, 563f) und in einer kontrastiven Perspektive Kanala (2006) und Droessiger (2009) u. a. Mit den portugiesischen Modalverben befassen sich z.B. Oliveira (1988), Oliveira (2000), Campos (1997) und Johnen (2003).

² Vgl. z.B. Abraham (2003), Hundt (2003) und Maché (2009).

besteht³. Diese Arbeitsgrundlage weist mehrere Vorteile auf: erstens erscheinen die Modalverben immer im Rahmen eines Kontexts, der für das Erkennen und die Abgrenzung der verschiedenen Bedeutungsnuancen dieser Verben unentbehrlich ist; zweitens enthalten literarische Texte oft Dialogpartien, die dem mündlichen Sprachgebrauch nahe stehen (Kanala 2006, 54);⁴ drittens, anders als selbstkonstruierte Beispiele, die in der Regel nur die typischen und leicht einzuordnenden Verwendungen der Modalverben in Betracht ziehen und dabei problematischere Fälle nicht berücksichtigen, bieten diese authentischen Texte eine breitere Palette an Bedeutungsnuancen. Die Authentizität des Materials sorgt also für Vielfalt und Wirklichkeitsnähe, aber auch für Komplexität⁵.

Sehen wir uns nun folgende Beispiele an:⁶

- (1) Damals war es, ja: damals **muß** es gewesen sein, daß diese Träume begannen, in denen Aineias mir erschien (...). (Kass, 40)

Foi nessa altura, sim, **deve ter sido** por essa altura que começaram aqueles sonhos em que Eneias me aparecia (...). (Cass, 48)

- (2a) Wird ein solcher Antrag angenommen, so **müssen** die Mitglieder der Kommission geschlossen ihr Amt niederlegen, und der Hohe Vertreter der Union für Außen- und Sicherheitspolitik **muss** sein im Rahmen der Kommission ausgeübtes Amt niederlegen. (VL, Artikel 9d)

Caso tal moção seja adoptada, os membros da Comissão **devem demitir-se** colectivamente das suas funções e o Alto Representante da União para os Negócios Estrangeiros e a Política de Segurança **deve demitir-se** das funções que exerce na Comissão. (TL, Artigo 9.º D)

³ Die von uns bearbeiteten literarischen und pragmatischen Originaltexte und deren portugiesische Übersetzungen bzw. Versionen werden samt der in unserem Text benutzten Sigeln in der Bibliografie aufgelistet.

⁴ Da, wie Kanala (2006, 55) beobachtet, das Vorkommen der Modalverben textsortenspezifisch sein kann, haben wir uns nicht nur auf belletristische Texte beschränkt. Dabei zeigen sich diese Texte jedoch als besonders ergiebig, da an ihnen die Sprechereinstellung, hauptsächlich bei wörtlicher Rede, klar abzulesen ist. Das trifft vor allem für die epistemische Lesart des Modalverbs *müssen* zu.

⁵ Dabei erweist sich als eventueller Nachteil die Möglichkeit, dass nicht alle Bedeutungsnuancen vertreten sind.

⁶ Unsere Kommentare zum Belegmaterial beziehen sich ausschließlich auf die Übersetzung des Modalverbs.

(2b) Er versuchte ihr beizubringen, was er unter Ordnung verstand, pedantisch aufgeräumte Schränke und einen sauberen Kocher. (...) »Es **muß** nach Linnen riechen, frischem Linnen« (hoh909-911)

Procurou ensinar-lhe o que era ordem, armários meticulosamente arrumados e um fogão limpo. (...) «**Tem de cheirar** a roupa branca, fresquinha»

(2c) (...) nirgends stand ein Wort davon. Und ich **musste** es doch genau wissen, wenn ich weiterschreiben wollte. (Emil, 8-9)

(...) não encontrei em parte alguma a informação desejada. E, no entanto, para continuar o meu livro **era-me** absolutamente **necessário** [sic] uma certeza sobre este ponto: uma certeza de extrema precisão. (Emílio, 6)

(2d) Nachts um ein Uhr hatte sie plötzlich Lust, sich einen Salat zu machen (...): »Sauerei – die Flasche ist wieder leer, und ich **muß**, ich **muß** einen Salat haben.» (hoh 368,1)

À noite, por volta da uma hora, assaltava-a o desejo repentino de fazer uma salada (...): «Mas que chatice, a garrafa está outra vez vazia e eu **tenho, tenho de comer** uma salada.»

(2e) Ihr Licht fiel auf sein Gesicht, so daß er die Augen wieder schließen mußte; (G 2)

A claridade acertou-lhe no rosto e **foi forçado a fechar** os olhos novamente;

Wie die angeführten Beispiele verdeutlichen, stehen wir vor unterschiedlichen und voneinander abgrenzbaren Lesarten desselben Modalverbs: auf der einen Seite die epistemische Dimension, die sich auf Annahmen des Sprechers hinsichtlich der **Wahrscheinlichkeit** des bezeichneten Sachverhalts bezieht (wie bei Bsp. (1)); alle Belege unter (2) dagegen gehören zu einer nicht-epistemischen Dimension des Modalverbs, d.h. sie drücken keine Einstellung des Sprechers zum Wahrheitsgehalt der Aussage aus, sondern eine **Notwendigkeit**, die verschiedene Ursachen haben kann:

a) Diese Notwendigkeit kann aus einer gesetzlichen Bestimmung folgen, wie bei dem juristischen Text unter (2a), der eine **normative** Verwendungsweise von *müssen* darstellt.

b) Die Notwendigkeit kann sich aber auch aus sozialen **Normen** ergeben, wie bei Beispiel (2b). Der Kontext weist klar in diese Richtung, indem er eine sozial festgelegte

Dimension von „Ordnung“ verbalisiert (*Er versuchte ihr beizubringen, was er unter Ordnung verstand/ Procurou ensinar-lhe o que era ordem*).

c) Diese Notwendigkeit kann sich ebenfalls auf zu erreichende Ziele beziehen, wie bei Beispiel (2c), wo uns eine **teleologische** Verwendungsweise von *müssen* begegnet (*wenn ich weiterschreiben wollte / para continuar o meu livro*). Auch hier wird das *Telos* durch den Textzusammenhang ersichtlich.

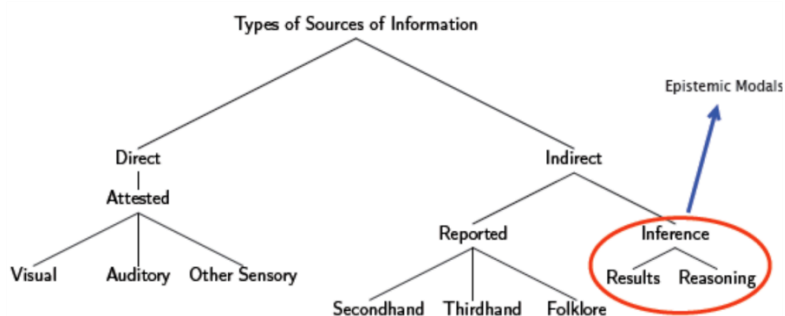
d) Eine vierte mögliche Ursache für die von *müssen* ausgedrückte Notwendigkeit sind die Wünsche und der Wille des Sprechers oder anderer Personen, wie bei Beleg (2d), der die **volitive** Lesart des Verbs illustriert (*hatte sie plötzlich Lust / assaltava-a o desejo*). Das im Text vorkommende Nomen „Lust“ ist ein eindeutiges Signal für Volition.

e) Die von *müssen* vermittelte Notwendigkeit kann aber auch aus Eigenschaften der jeweiligen Situation herrühren, die aus der Sicht des Sprechers dem Betroffenen keine Alternativen lassen, wie bei Beleg (2e) zu erkennen ist (*Ihr Licht fiel auf sein Gesicht, so daß er die Augen wieder schließen mußte / A claridade acertou-lhe no rosto e foi forçado a fechar os olhos novamente*). Diese Verwendungsart von *müssen* wird von Zifonun *et al.* (1997, 1883) als **circumstantiell** bezeichnet.

Angesichts der Reichweite und des Umfangs der Materie sahen wir uns gezwungen, uns auf die epistemische Lesart des Verbs und dessen portugiesische Übersetzungen zu beschränken. In seiner epistemischen Dimension (Griech. *episteme* ἐπιστήμη ‘Wissen’) drückt *müssen*, wie schon erwähnt, eine Einschätzung des Sprechers über den Wahrheitsgehalt seiner eigenen Aussage aus. Zu dieser Wertung gelangt er auf Grund seines gesamten Wissens, das er aus verschiedenen Quellen schöpft: sein Weltwissen, insbesondere das stereotypische Wissen über den normalen, vorhersehbaren Ablauf eines Geschehens (Zifonun *et al.* 1997, 1882), seine Wahrnehmung der jeweiligen Situation und gegebenenfalls Informationen anderer Herkunft. In diesem Sinne markiert epistemisches *müssen*⁷ Evidentialität als Dimension

⁷ Wie allerdings auch epistemische Verwendungen von *sollen*, *mögen*, *dürfen*, *können* oder *wollen*.

der Sprache, die die Quelle der Information kodiert (Bußmann 1990, 230)⁸. Wie von Fintel und Gillies (2010, 4) betonen "[...] epistemic modals are also evidential markers: they signal that the prejacent was reached through an inference rather than on the basis of direct observation or trustworthy reports. It appears that seen as evidentials epistemic modals are markers of INDIRECT INFERENCE [...]":⁹



Bei epistemischem *müssen* kommt also der Sprecher auf Grund der ihm verfügbaren Daten 'notwendigerweise' zu einer bestimmten Schlussfolgerung. Dadurch lässt sich als semantischer Kern die **Notwendigkeit** identifizieren – welche allerdings den beiden Bedeutungsdimensionen dieses Modalverbs (epistemisch und nicht-epistemisch) gemeinsam ist.

Der epistemische/evidentielle Gebrauch von *müssen* unterscheidet sich von dem des Modalverbs *sollen*:

- (3) Er **soll** »zuerst kichernd, dann hellauf wiehernd« gelacht haben. (ur, 286)
 Ele terá «começado por rir à socapa, mas depois às gargalhadas» (ma, 276)
- (4) Damals war es, ja: damals **muß** es gewesen sein, daß diese Träume begannen, in denen Aineias mir erschien (...). (Kass, 40)

⁸ Über das linguistische Phänomen der Evidentialität, vgl. u. a. Abraham (2003), Aikhenvald (2004), de Haan (1999), de Haan (2000), Hundt (2003), Leiss (2009), Maché (2009).

⁹ Bei aller Klarheit dieses Schemas ist es zu bemerken, dass Fintel und Gillies wahrscheinlich von ihrer Erfahrung mit der englischen Sprache ausgehen und die epistemischen Werte von *must* im Sinne haben, weswegen sie die „epistemic modals“ nur mit „Inference“ in Beziehung setzen. Das gilt auch zwar für das deutsche *müssen*, aber das deutsche Modalverbssystem verfügt über Verben, wie *sollen* und *wollen*, die nicht eine Deduktion (inferentielle Evidentialität), sondern ein „Hörensagen“ (quotative Evidentialität) als Informationsquelle signalisieren können. Zur Kodierung der Informationsquelle im Deutschen siehe Bußmann (1999, 230, ‚Evidentialität‘).

Foi nessa altura, sim, **deve ter sido** por essa altura que começaram aqueles sonhos em que Eneias me aparecia. (...) (Cass, 48)

In epistemischer Verwendung signalisiert *sollen*, dass der Inhalt der Sprecheraussage aus **einer externen Quelle** stammt, wobei ein Distanzierungseffekt erzeugt wird (Bsp. (3)); im Fall von *müssen* besteht diese Distanzierung nicht. Hier stehen wir vor einer **Faktizitätsbewertung**, die auf Schlussfolgerungen des Sprechers selbst basiert (Bsp. (4)).

(i) Übersetzung durch *dever*

Die Analyse des gesamten Korpus unter spezieller Berücksichtigung der epistemischen Lesart führt zu einer ersten und grundsätzlichen Feststellung: die Übersetzung durch das portugiesische Modalverb *dever* ist die bei weitem häufigste Lösung (siehe Belege (5), (6) und (7), auf die wir noch eingehen werden):

- (5) »Grüße deine Mutter, wenn du nach Hause kommst. Es **muss** eine sehr liebe Frau sein.« (Emil, 115)

Dá os meus cumprimentos à tua mãe quando voltares para a tua casa. **Deve ser** uma mulher de primeira ordem. (Emílio, 190)

- (6) Er **mußte wohl** schon ins vierte Stockwerk gelangt sein, als er oben eine Tür gehen hörte. (LE 65)

Já **devia ter chegado** ao quarto andar quando ouviu uma porta abrir-se lá em cima.

- (7) So **muß** es gewesen sein. (ur 1000)

Deve ter sido assim.

Von besonderem Interesse für Übersetzer ist die Tatsache, dass dasselbe portugiesische Modalverb *dever* sowohl die epistemische Lesart von *müssen* (Bsp. (5): *deve ser uma mulher de primeira ordem*) als auch nicht-epistemische Lesarten von *sollen* (vor allem die normative) wiedergibt (wie in Bsp. (8)):

- (8) Wer weiß denn hier nicht, daß man nicht töten soll?! (UmiTM 285)
 Quem é que aqui não sabe que não se deve matar?!

Wir kommen jetzt zurück zu den oben angeführten Belegen. Das einleuchtende Beispiel (5) bedarf eigentlich kaum weiterer Kommentare: hier drückt *müssen* eine Schlussfolgerung des Sprechers aufgrund der ihm zur Verfügung stehenden Daten aus. Bei (6) ist die Rolle der Modalpartikel *wohl* hervorzuheben (*Er musste wohl schon ins vierte Stockwerk gelangt sein*): diese Modalpartikel gibt einen zusätzlichen Hinweis darauf, dass es sich hier um eine **Vermutung** handelt. Man merkt, dass in der portugiesischen Übertragung die Modalität durch das Modalverb allein wiedergegeben wird; die Modalpartikel wird nicht eigens übersetzt¹⁰. Diese Entscheidung des Übersetzers erscheint uns gerechtfertigt, da bei diesem Übersetzungspaar sowohl die deutsche als auch die portugiesische Ausdrucksform der Modalität dem normalen Usus der jeweiligen Sprache entspricht.

Die Modalpartikeln sind aber nicht die einzigen Hinweise auf eine epistemische Lesart von *müssen*. Auch bestimmte Verbformen können hierzu sehr hilfreich sein:

- (9) So muß es gewesen sein. (ur 1000)
Deve ter sido assim.
- (10) Er mußte einen Schlag auf den Kopf bekommen haben. (G23)
Devia ter apanhado uma pancada na cabeça.

Die bei Beleg (7) (hier als (9) wiederholt) und bei (10) zu findende deutsche Verbform (*muss gewesen sein, musste bekommen haben*), nämlich «Modalverb + Infinitiv Perfekt», ist ein klares Indiz für den epistemischen Gebrauch von *müssen*. Diesen klaren Hinweis vermitteln die entsprechenden portugiesischen Verbformen nicht. Außerhalb eines Kontextes erlaubt eine Formulierung wie im Bsp. (10) (*devia ter*

¹⁰ Über das Zusammenspiel von *wohl* und *müssen* und deren Übersetzung, siehe unten S. 11 und Fußnoten 17 und 188.

apanhado) zwei Lesarten: eine epistemische (*ich vermutete, dass er einen Schlag bekommen hatte*) aber auch eine nicht-epistemische Lesart, die sowohl normativ sein kann (*auf Grund seines Benehmens hätte er einen Schlag verdient*) als auch volitiv (*ich wünsche es mir / ich wünschte, er hätte einen Schlag bekommen*)¹¹. Es sei zu bemerken, dass die genannte Zweideutigkeit des portugiesischen Verbs *dever* vor allem bei Formen des «Imperfeito» erscheint – *devia* (Bsp. (10)) –, nicht aber im selben Maße bei der Präsensform *deve* (unter (9))¹². Im Gegensatz zur Doppeldeutigkeit der portugiesischen Ausdrucksform *devia ter apanhado* verfügt das Deutsche über zwei konkurrierende Verbformen: *musste einen Schlag bekommen haben* – eine Form, die tendenziell epistemisch interpretiert wird – und die nicht-epistemische Form *hatte einen Schlag bekommen müssen* (Duden 2005, 563; Weinrich 1993, 310ff).

(ii) Übersetzung durch *ter de/ter que*

Neben der Übertragung von *müssen* in epistemischer Verwendung durch das portugiesische Modalverb *dever* war in unserem Korpus auch eine andere anzutreffen, und zwar durch das Modalverb *ter de/ter que*¹³. Durch diese Übersetzungsmöglichkeit, die allerdings in einer mit Abstand geringeren Anzahl von Belegen vorkommt, wird der Wahrscheinlichkeitsgrad des Gesagten vom Sprecher als höher eingeschätzt (Mateus *et*

¹¹ Ähnliches gilt für eine Äußerung wie *Devias ter ouvido o que ela disse a teu respeito*, die sowohl eine epistemische Lesart zulässt (z.B. *Auf Grund deiner Reaktion vermute ich, dass du ihre Worte mitbekommen hast*) als auch nicht-epistemische Interpretationen, sei es volitiver (*Es wäre wünschenswert, dass du ihre Worte mitbekommen hättest*) oder normativer (*Du solltest gehört haben, was sie gesagt hat./ Es wäre ratsam gewesen, du hättest ihren Worten zugehört.*) Prägung.

¹² In der Tat werden Äußerungen mit Präsens+Infinitiv Perfekt (Infinitivo Composto) ohne Kontext als epistemisch interpretiert: *Ele não deve ter comido nada. (Ich schätze, dass er nichts gegessen hat).* Es sind jedoch Kontexte denkbar – z.B. *Para poder fazer o exame o paciente não deve ter comido nada nas 8 horas imediatamente anteriores. (Um diese ärztliche Untersuchung machen zu können, darf der Patient in den vorhergehenden 8 Stunden keine Nahrung zu sich genommen haben)* –, in denen genau dieselbe Tempusform eine nicht-epistemische (normative/teleologische) Lesart hervorruft (hierzu siehe Campos (1997, 173-175) und Oliveira (1998, 98)).

¹³ Im gegenwärtigen Portugiesisch werden die Formen *ter de* und *ter que* undifferenziert gebraucht (Cunha und Cintra (1984, 459, nota 9); Bechara (1999, 232); Houaiss und Villar (2002, 3495)). Wie die Beispiele (12) und (13) zeigen, greift derselbe Übersetzer zu der einen oder anderen Form, ohne dass semantische Unterschiede zu erkennen wären. Die gewählte Option kann unter Umständen einfach phonetisch begründet sein.

al. 2003, 249). In einigen Fällen weist schon der Ausgangstext durch andere sprachliche Mittel in eben diese Richtung (siehe das Modaladverb *unzweifelhaft* im Beispiel (11)):

(11)(...) so daß unzweifelhaft dahinter noch ein Hof liegen mußte, in den die Sonne ungehindert ihre Strahlen sendete. (LE 16)

(...) de forma que, para lá dela, **tinha de haver sem qualquer dúvida** outro pátio ainda, onde os raios de sol penetrassem livremente.

Komplexer erscheinen uns die Beispiele (12) und (13):

(12) Wie: Kalchas zu den Griechen übergelaufen? Unser hochverehrter Seher, der in die innersten Staatsgeheimnisse eingeweiht war, ein Abtrünniger? – Eben das. – Die Nachricht **mußte falsch sein**. (Kass, 41-42)

Quê? Calcas tinha-se passado para os gregos? O nosso venerável profeta, iniciado nos mais íntimos segredos do Estado, um trânsfuga? – Nem mais nem menos. – A notícia **tinha de ser falsa**. (Cass, 50)

(13) Das hab ich lange nicht begriffen: daß nicht alle sehen konnten, was ich sah. Daß sie die nackte bedeutungslose Gestalt der Ereignisse nicht wahrnahmen. Ich dachte, sie hielten mich zum Narren. Aber sie glaubten sich ja. Das **muß** einen Sinn haben. (Kass, 46)

Isso era uma coisa que eu durante muito tempo não consegui entender: que nem todos pudessem ver aquilo que eu via. Que não se apercebessem da pura forma dos acontecimentos, sem outras implicações: Pensei que me tomavam por louca. Mas eles acreditavam em si. Isto **tem que ter** um sentido. (Cass, 55)

Bei Beispiel (12) erlaubt der Kontext eine epistemische Deutung (*ich schätze, dass die Nachricht falsch ist*). Die Abtrünnigkeit des trojanischen Sehers Calcas war aufgrund seiner bewährten Treue zum Staat kaum zu glauben und die dezidierte Sprechereinschätzung in diesem Sinne wird durch das 'stärkere' Modalverb *ter de* angemessen wiedergegeben. Dieser epistemische Wert scheint uns hier aber, sich mit einer nicht-epistemischen (nämlich volitiven) Lesart zu überlagern: *die Nachricht – schätze ich – ist falsch und sie ist so schrecklich, dass ich wünsche, sie wäre falsch*. Diese Überlagerung wird in der Übersetzung durch die Form *ter de* beibehalten. Auch bei Beleg (12) sichert die Übertragung durch *ter que* sowohl eine epistemische

Interpretation (*Ich vermute, das hat einen Sinn*) als auch eine volitive Lesart (*Es ist mein Wunsch, dass das einen Sinn hat*).

In unserem Korpus fanden sich andere Fälle von Vieldeutigkeit. Beleg (14) (*Du müßtest es wissen/ Devias saber se tenho razão*) ist auch ein Beispiel für die Überlagerung von einem epistemischen Wert (*ich schätze, du weißt, ob ich recht habe oder nicht*) und einem nicht-epistemischen (nämlich normativen) Wert (*du solltest wissen, ob ich recht habe oder nicht*). In diesem Fall griff der Übersetzer auf das portugiesische Modalverb *dever* zurück:

(14) "Rai war mein Mann (...) manchmal meine ich, er wollte sterben. (...) du, du sprichst nie über Rai. Du **müßtest** es wissen, aber darüber sprichst du nie."
(hoh737)

Rai era meu marido (...) muitas vezes chego a pensar que ele queria morrer. (...) mas tu, tu nunca falas em Rai. **Devias** saber se tenho razão, mas é coisa em que nunca falas.

(iii) Übersetzung durch *haver de*

Bis jetzt haben sich als präferentielle Optionen für die Übertragungen von epistemischem *müssen* die portugiesischen Modalverben *dever* und *ter de / ter que* erwiesen. Nun wollen wir eine weitere Möglichkeit vorstellen, die uns allerdings nicht im Übersetzungskorpus Deutsch-Portugiesisch begegnet sondern in einem Parallelkorpus Portugiesisch-Deutsch, an dem noch gearbeitet wird. Es handelt sich um das Modalverb *haver de* in epistemischer Lesart, das durch (epistemisches) *müssen* übersetzt wurde:¹⁴

(15) "– Não, tu **hás-de ter** qualquer segredo, qualquer mistério... – insinuava o Languna, a sondar."(NCM, 39)

¹⁴ Dieser Befund zeigt, dass es von Vorteil ist, bei parallelkorpus-basierten Studien eine Perspektive einzunehmen, die beide Übersetzungsrichtungen einbezieht. Darüberhinaus ist er ein gutes Argument dafür, dass Übersetzungsseminare in beiden Sprachrichtungen zum Studienplan einer Übersetzer Ausbildung gehören.

"»Nein, du **mußt** irgendeinen Geheimtrick haben, irgendein Rätsel steckt dahinter...«, unterstellte Laguna ihm, um ihn auszuforschen."(NEG, 32)

- (16) O rapaz não caiu do céu! **Há-de ter vindo** de alguma parte. Ao menos perguntar-lhe a terra onde nasceu! (NCM, 203)

Der Junge ist doch nicht vom Himmel gefallen! Er **muß** doch irgendwoher kommen. Frage ihn wenigstens, wo er geboren ist! (NEG, 164)

Diese Belege sind deshalb von besonderem Interesse, weil *haver de* einen außergewöhnlichen Fall darstellt, wie es uns scheint. In der Tat weist dieses Verb eine sehr breite Palette an Verwendungsmöglichkeiten in sehr unterschiedlichen Kontexten auf: neben dem epistemischen Wert kann es auch 'Verpflichtung' oder 'Wille' vermitteln, wobei es in Ankündigungen, Voraussagen, Drohungen, Versprechen, (rhetorischen) Fragen u. a. anzutreffen ist. Vielleicht wird es aufgrund dieser Vielfalt in der einschlägigen Literatur sehr unterschiedlich behandelt und selten sind die Arbeiten, die – wie Johnen (2003) – es in seiner ganzen Reichweite berücksichtigen¹⁵. Was diese epistemische Dimension angeht, illustrieren die oben angeführten Belege (15) und (16) eine Verwendung von *haver de*, die eine bloße Annahme auszudrückt (15), wobei in (16) eine Schlussfolgerung gezogen wird, die sich notwendigerweise aus den bekannten Fakten ergibt. Hiermit wird die Behauptung von Johnen (2003, 444) bestätigt, dass die von *haver de* zum Ausdruck gebrachte Einschätzung "von einer bloßen Vermutung (...) über die Einschätzung, dass der epistemisch qualifizierte Sachverhalt der einzig denkbare (...) oder ein sich aufdrängender Schluss aus den Fakten der Wirklichkeit ist (...) bis hin zu einer festen religiösen Überzeugung (...) reichen" kann.

¹⁵ Einige Beispiele: Die Grammatik von Mateus *et al.* (2003, 245ff) erwähnt *haver de* überhaupt nicht; bei Cunha und Cintra (1984, 459, 393) erscheint es als Ersatz des Futurs und mit der Bedeutung 'Vorhaben'; Bechara (1999, 232) ordnet es unter die Modalverben, die Notwendigkeit und Verpflichtung ausdrücken; in keiner dieser Arbeiten wird eine epistemische Dimension genannt. Es ist jedoch zu beachten, dass in einer früheren Ausgabe von Mateus *et al.* (1989, 110) von einer epistemischen Lesart von *haver de* gesprochen wird. Hundertmark (1982, 341ff) und Gärtner (1998, 33f, 44f) führen, außer einer temporalen Bedeutung, die Werte "Wille", "Absicht", "Wunsch" und u. a. auch "Annahme"/"Vermutung" an; Schemann (1982, 41ff und 110ff) weist auf alle diese und noch andere mögliche Verwendungsweisen hin. Diese Heterogenität in der Behandlung von *haver de* ist auch in den portugiesischen Referenzwörterbüchern vorzufinden (vgl. DLPC (2001), Houaiss und Villar (2003), DELP (2004), DELP (2013)).

(iv) Übersetzung durch epistemische Adverbialausdrücke

Außer der Übertragung von *müssen* durch die portugiesischen Modalverben *dever* und *ter de / ter que* und auch durch das im Parallelkorpus Portugiesisch-Deutsch verwendete Modalverb *haver de* sind in unserem Hauptkorpus noch andere Ausdrucksmittel zu finden, die die Bedeutung des deutschen Modalverbs wiedergeben, nämlich **epistemische Adverbialausdrücke**, die schon für sich allein die modale Bedeutung gewährleisten. Das ist der Fall von *com toda a certeza* im Beispiel (17):

- (17) (...), so **mußte** das Haus bei der beträchtlichen Länge des Grundstückes sogar bei mäßiger Steigung zu außerordentlicher Höhe anwachsen. (LE 91,1)

a casa, tendo em conta o comprimento considerável do terreno, crescia com toda a certeza até uma altura extraordinária, mesmo que se fosse elevando de forma pouco acentuada.

(v) Übersetzung durch den Modus

Einen anderen Weg ging der Übersetzer im Beispiel (18), wo die epistemische Dimension durch den **Modus des Vollverbs** vermittelt wird, nämlich durch die **Konditionalform** *haveria*, die imstande ist, Nicht-Faktizität wiederzugeben:¹⁶

- (18) Die Wand hatte im Erdgeschoß keine Öffnungen, denn wo einst Türen und Fenster gewesen, da waren sie zugemauert worden, und es **mußte wohl** ein Magazin dahinter liegen, das vielleicht zur Buchbinderei des ersten Hofes gehörte. (LE 30)

No rés-do-chão a parede não tinha aberturas, porque tinha sido tapada onde antes houvera portas e janelas, e decerto haveria atrás dela um armazém, que talvez pertencesse à oficina de encadernação do primeiro pátio.

Im deutschen Text unterstreicht die Modalpartikel *wohl* den epistemischen Wert des Modalverbs¹⁷. In der portugiesischen Übersetzung wird sie durch ein gleichwertiges

¹⁶ Vgl. Cunha und Cintra (1984, 461), die den Konditional als "Futuro do Pretérito" betrachten, eine Form, die u. a. 'Wahrscheinlichkeit', 'Zweifel' und 'Vermutung' ausdrückt: *Eu teria, talvez, uns doze anos(...)*.

Modaladverb – *decerto* – übertragen. Wir fragen uns, ob die Option für die Konditionalform nicht vom Gebrauch des verstärkenden Modaladverbs mitbedingt wird. Ohne dieses würde die Konditionalform allein als Ausdruck der modalen Bedeutung nicht stark genug wirken. Wenn sich der Übersetzer aber für die Übertragung durch *dever* entschieden hätte, würde die Verstärkung durch das Modaladverb sich als pleonastisch erweisen¹⁸. Als Träger des Konditionals kann aber auch das portugiesische Modalverb fungieren, wie Beispiel (19) belegt:

(19) Andreas aber war indessen zu einem der Fenster getreten, unter welchen seiner Ansicht nach das Gärtchen mit den Wespen liegen mußte (...). (LE, 118)

Andreas, porém, tinha-se entretanto chegado a uma das janelas, por sob a qual deveria estar, a seu ver, o jardinzinho das vespas (...).

Auch hier unterstreichen die Adverbialausdrücke (*seiner Ansicht nach/ a seu ver*) den epistemischen Wert der Modalverben.

(vi) Übersetzung durch epistemisch gefärbtes Vollverb

In den Ausgangstexten sind auch Belege vorhanden, in welchen ein Nebensatz mit *müssen* von einem epistemisch gefärbten Vollverb wie *schätzen* oder *scheinen* abhängt. Im Bewusstsein dieser Verdoppelung von sprachlichen Mitteln verzichten einige Übersetzer auf eine Wiedergabe des Modalverbs, indem sie dem Vollverb alleine die modale Bedeutung zuschreiben:

¹⁷ Zu dieser Überlagerung von Ausdrucksmitteln der epistemischen Modalität bemerkt Droessiger (2009, 19): “In einigen deutschen Belegen befindet sich neben dem Modalverb *müssen* auch die Modalpartikel *wohl*. In solchen Fällen beeinflusst sie den ausgedrückten Wahrscheinlichkeitsgrad kaum und wirkt eher pleonastisch”. Wie die Autorin feststellt, wird in den von ihr analysierten litauischen Übersetzungen die Partikel deshalb nicht beachtet.

¹⁸ Auf eine explizite (und eventuell pleonastisch wirkende) Übertragung der Partikel verzichten die Übersetzer sowohl im schon besprochenen Beispiel (6) als auch im folgenden im Korpus ebenfalls vorzufindenden Beleg, wobei die Modalität allein dem portugiesischen Modalverb *dever* zugeschrieben wird:

Er konnte nicht viel erspähen, doch war es kaum glaublich, daß solch großer freier Raum sich im Rücken der Geschäftshäuser befinden sollte, wenn es auch wohl so sein mußte, da erst in weiter Ferne Gebäude (...) auszunehmen waren. (LE 32)

Não conseguiu lobrigar grande coisa, mas era quase inacreditável que houvesse nas traseiras das casas comerciais um espaço livre tão grande, embora devesse ser mesmo assim, já que só a grande distância se conseguiam distinguir edifícios (...).

(20) Ich schätzte, er **müsse** ein Patient Mahlers sein oder jedenfalls ein Freund, der sich von ihm behandeln ließ. (UmiTM 332)

Calculei que fosse um doente do Mahler ou, em qualquer caso, um amigo que andasse a ser tratado por ele.

(21) Ihm schien immer, Glum **müßte** älter sein als die Großmutter, aber Glum war fünfzehn Jahre jünger als die Großmutter. (hoh1181)

Aparentava mais idade do que a avó, mas era quinze anos mais novo do que ela.

(vii) Übersetzung durch feste Wendung

In Beispiel

(22) entspricht dem Vollverb *scheinen* eine portugiesische feste Wendung (*dar a impressão de*), die dieselbe modale Prägung aufweist:

(22) Glum (...) vollführte mit der Zunge merkwürdige Turnübungen vor dem dunkler geröteten Hintergrund, und es schien, als **müßte** etwas Rundes, Dickes aus seinem Mund gerollt kommen, aber es kam nur ein Wort: »Die«. (hoh1182)

Glum (...) executava estranhos movimentos com a língua num fundo vermelho-escuro, e dava a impressão de ir sair dela algo de rotundo, grosso, mas afinal, saía só uma palavra: «A».

Fazit

Als Fazit möchten wir hervorheben, dass die Übersetzer beim Übertragen des epistemischen *müssen* am häufigsten das portugiesische Modalverb *dever* wählen: *deve ter sido por essa altura que começaram aqueles sonhos em que Eneas me aparecia; Deve ser uma mulher de primeira ordem; Já devia ter chegado ao quarto andar; Deve ter sido assim.*

Die pädagogische Erfahrung zeigt, dass das portugiesische Modalverb *dever* Nichtmuttersprachlern (u. a. Sprachlernern und angehenden Übersetzern) große Schwierigkeiten bereitet, da *dever* nicht exklusiv die epistemische Dimension von *müssen* wiedergibt: wie erwähnt ist *dever* auch in der Lage (z.B. Mateus *et al.* 2003, 246), einige der nicht-epistemischen Verwendungsweisen von *müssen* wiederzugeben, vor allem die normative (so wie sie in unserem Teilkorpus von juristischen Texten sehr oft und besonders klar zum Ausdruck kommt, vgl. (2a)). Ein weiteres Problem von Nichtmuttersprachlern beim Umgang mit *dever* folgt weiterhin daraus, dass dieses äußerst anpassungsfähige portugiesische Modalverb auch in der Lage ist, eine normative Verwendung von einem anderen deutschen Modalverb, nämlich *sollen*, wiederzugeben (*Wer weiß denn hier nicht, daß man nicht töten soll?! / Quem é que aqui não sabe que não se deve matar?!; Der Unterricht von Regional- und Minderheitensprachen sollte ebenfalls in geeigneter Form berücksichtigt werden / O ensino das línguas regionais e minoritárias deverá também ser considerado, quando oportuno*) (siehe Hörster, Athayde und Carecho 2011, 92).

Dazu kommt eine andere, seltenere Übersetzung des epistemischen Verbs *müssen*: die durch *ter de / ter que*, bei der eine Graduierung der Vermutung klar zu erkennen ist. Die durch *müssen* ausgedrückte Einschätzung lässt sich in diesen Fällen als eine fast sichere Annahme interpretieren, im Gegensatz zu der durch *dever* vermittelte Vermutung (*A notícia tinha de ser falsa; Isto tem que ter um sentido*). In unserem Hauptkorpus wird diese semantische Färbung auch durch Modaladverbien/modale Ausdrücke verstärkt (*para lá dela, tinha de haver sem qualquer dúvida outro pátio ainda*), die der möglichen Mehrdeutigkeit von *ter de/ ter que* (epistemisch oder nicht-epistemisch) entgegenwirken.

Dem Übersetzer steht noch ein anderes portugiesisches Modalverb zur Verfügung, nämlich *haver de*, das sich als äußerst polyfunktional erweist: außerhalb der nicht-epistemischen Dimensionen 'Verpflichtung' und 'Wille' u. a. ist dieses Modalverb imstande, die semantischen Werte 'Annahme' und 'Schlussfolgerung'

auszudrücken, die als epistemisch zu kategorisieren sind (*tu há-de ter qualquer segredo; Há-de ter vindo de alguma parte*).

Andere Ausdrucksmittel der Modalität, die gelegentlich im Originaltext die modale Bedeutung tragen, sind u. a. Modalpartikel oder Modaladverbien. In den portugiesischen Zieltexten war festzustellen, dass bei Modalpartikeln - in unserem Beleg *wohl* - diese zusätzliche Markierung (als kontextuelle Anreicherung) mehrmals ausgelassen wurde (*wenn es auch wohl so sein mußte/ embora devesse ser mesmo assim*).

Bei anderen Modalitätsoperatoren, wie im Fall von Adverbien oder Adverbialausdrücken, konnten wir zwei Vorgehensweisen beobachten: (a) sie wurden beibehalten, womit die epistemische Lesart des Modalverbs verstärkt wurde (*so daß unzweifelhaft dahinter noch ein Hof liegen mußte/ para lá dela, tinha de haver sem qualquer dúvida outro pátio ainda; unter welchen seiner Ansicht nach das Gärtchen mit den Wespen liegen mußte/ por sob a qual deveria estar, a seu ver, o jardimzinho das vespas*); (b) der Übersetzer griff nur auf die Adverbialausdrücke zurück und verzichtete dabei auf ein portugiesisches Modalverb (*so mußte das Haus (...) anwachsen / a casa (...) crescia com toda a certeza*).

Das Phänomen der Ausdrucksmittelverdoppelung kann aber im Deutschen durch die Kombination von *müssen* in einem Nebensatz und einem einleitenden modalgefärbten Vollverb im Hauptsatz erfolgen (*Ich schätzte, er müsse ein Patient Mahlers sein; Ihm schien immer, Glum müßte älter sein als die Großmutter*). Interessanterweise zeigten die im Korpus vorkommenden Optionen der Übersetzer die Möglichkeit einer synthetischen Lösung, bei der das Modalverb weggelassen und die Modalität dem Vollverb allein zugeschrieben wurde (*Calculei que fosse um doente do Mahler; Aparentava mais idade do que a avó*).

Der Modus, und zwar der Konditional, erwies sich auch als ein möglicher Ausdrucksträger der durch *müssen* vermittelten Modalität (*unter welchen seiner Ansicht nach das Gärtchen mit den Wespen liegen mußte / por sob a qual deveria estar, a seu ver, o jardimzinho das vespas*).

Eine besondere Herausforderung für den Übersetzer sind die Fälle, in denen sich mehrere Lesarten des deutschen Modalverbs überlappen. Hier muss er sich an Kontextdaten orientieren oder auch an Informationen, Kenntnissen oder Schlussfolgerungen, die er aus seinem Weltwissen heranzieht.

Aus der vorangehenden Darstellung wird klar, dass sowohl die deutschen als auch die portugiesischen Modalverben äußerst mehrdeutig und dadurch besonders kontextempfindlich sind. Als eine grundsätzliche Richtlinie für den Übersetzer ergibt sich also, dass er sich vor einer voreiligen Lektüre des Originals hüten und dabei immer den gesamten Kontext im Auge behalten sollte. Vor allem angehende Übersetzer sollten die vorhandenen zweisprachigen Wörterbücher mit großer Vorsicht gebrauchen, da sie stereotypische Lösungen anbieten, ohne dass die verschiedenen Lesarten durch genügend Belegsätze illustriert wären. Unserer eigenen Arbeitserfahrung nach können sich Grammatiken in manchen Fällen als präziser und hilfreicher erweisen, hauptsächlich diejenigen, die wie Hundertmark-Santos Martins (1982) und Gärtner (1998), oft beide Sprachen miteinander in Beziehung bringen. Auch Untersuchungen wie die von Schemann (1982) können sehr nützliche Einsichten bieten.

Den nicht-epistemischen Lesarten von *müssen* werden wir uns in nächster Zukunft widmen, als Fortführung der Arbeit an dem Projekt "Die Übersetzung deutscher Modalverben ins Portugiesische".

Referências bibliográficas

Abraham, Werner. 2003. Canonic and non-canonic deliberations about epistemic modality: Its emergence out of where?. In Koster, Jan und Henk van Riemsdijk,

eds. *Germania et alia: A linguistic webschrift for Hans den Besten*.
www.let.rug.nl/~koster/DenBesten/Abraham.pdf [letzter Zugriff: 29.01.2010]

Aikhenvald, Alexandra. 2004. *Evidentiality*. Oxford: Oxford University Press.

Bechara, Evanildo. 1999. *Moderna Gramática da Língua Portuguesa*. 37.^a edição revista e ampliada. Rio de Janeiro: Editora Lucerna.

Bußmann, Hadumod. 1990. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.

Campos, Henriqueta Costa. 1997. *Tempo, Aspeto e Modalidade. Estudos de Linguística Portuguesa*. Porto: Porto Editora.

Cunha, Celso und Luís Filipe Lindley Cintra. 1984. *Nova Gramática do Português Contemporâneo*. Lisboa: Edições João Sá da Costa.

De Haan, Ferdinand. 1999. Evidentiality and Epistemic Modality: Setting Boundaries. *Southwest Journal of Linguistics* 18: 83-101.

De Haan, Ferdinand. 2000. The Relation Between Modality and Evidentiality. *Linguistische Berichte*. Sonderheft 00/2000: 1-17.

http://www.academia.edu/755480/The_relation_between_modality_and_evidentiality
[letzter Zugriff: 01.01.2013].

[DELP] *Dicionário Editora da Língua Portuguesa*. 2004. Porto: Porto Editora.

[DELP] *Dicionário Editora da Língua Portuguesa*. 2013 (Acordo Ortográfico). Porto: Porto Editora.

[DLPC] *Dicionário da Língua Portuguesa Contemporânea*. 2001. Academia das Ciências de Lisboa/Fundação Calouste Gulbenkian. 2 volumes. Lisboa: Editorial Verbo.

Droessinger, Gražina. 2009. Zu Übersetzungsmöglichkeiten des Modalverbs müssen in epistemischer Lesart ins Litauische. *KALBOTYRA* 60(3), 14-25.

[Duden] Dudenredaktion, ed. 2005. *Duden, Die Grammatik*. Mannheim [u. a.]: Dudenverlag.

Gärtner, Eberhard. 1998. *Grammatik der portugiesischen Sprache*. Frankfurt a. M.: TFM.

Hörster, Maria António, Francisca Athayde und Judite Carecho. 2001. Die trickreichen deutschen Modalverben und ihre Übersetzung ins Portugiesische. Der Fall sollen

anhand von Beispielen aus literarischen und pragmatischen Texten. *REAL, Revista de Estudos Alemães*. n.º 2, Julho de 2011, 88-108.
http://real.fl.ul.pt/uploads/textos/430_sollen_hoerster_athayde_carecho_final.

Houaiss, Antônio und Mauro Villar. 2003. *Dicionário Houaiss da Língua Portuguesa*, 6 vol. Lisboa: Círculo de Leitores.

Hundertmark-Santos Martins, Maria Teresa. 1982. *Portugiesische Grammatik*. Tübingen: Niemeyer.

Hundt, Markus. 2003. „Zum Verhältnis von epistemischer und nicht-epistemischer Modalität im Deutschen“. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 31, 343-381.

Johnen, Thomas. 2003. *Die Modalverben des Portugiesischen (PB und PE): Semantik und Pragmatik in der Verortung einer kommunikativen Grammatik*. Hamburg: Kovač.

Kanala, Tanja. 2006. *Die deutschen notwendigkeitsbezeichnenden Modalverben müssen und sollen in Relation zu den schwedischen måste, skola und böra. Eine kontrastive Untersuchung im Rahmen des Variantenansatzes*. Pro Gradu-Arbeit. Institut für moderne und klassische Sprachen / Deutsche Sprache und Kultur. Universität Jyväskylä.

Leiss, Elisabeth. 2009. Drei Spielarten der Epistemizität, drei Spielarten der Evidentialität, drei Spielarten des Wissens. In Abraham, Werner und Elisabeth Leiss, (eds.) *Modalität. Epistemik und Evidentialität bei Modalverb, Adverb, Modalpartikel und Modus*. Tübingen: Stauffenburg, 3-24.

Maché, Jakob. 2009. Das Wesen epistemischer Modalität. In: Abraham, Werner und Elisabeth Leiss (eds.) *Modalität. Epistemik und Evidentialität bei Modalverb, Adverb, Modalpartikel und Modus*. Tübingen: Stauffenburg, 25-55.

Mateus, Maria Helena Mira *et al.* 2003. *Gramática da Língua Portuguesa*. Lisboa: Caminho.

Oliveira, Fátima. 1988. *Para uma semântica e pragmática de 'dever' e 'poder'*. Diss. Faculdade de Letras da Universidade do Porto.

Oliveira, Fátima. 2000. Some Issues about Portuguese Modals *dever* and *poder*. *Belgian International Journal of Linguistics* 14: 145-162.

Schemann, Hans. 1982. *Die Definitionskriterien von Verbalperiphrasen. Die portugiesischen Verbalperiphrasen. Corpus und Analyse*. Tübingen: Niemeyer.

Von Fintel, Kai und Anthony S. Gillies. 2010. *Must. . . stay . . . strong!*
<http://hdl.handle.net/1721.1/65909> (as published:
<http://dx.doi.org/10.1007/s11050-010-9058-2>) [letzter Zugriff: 23.12.2012]

Weinrich, Harald.1993. *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim [u. a.]:
Dudenverlag.

Zifonun, Gisela, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker und Joachim Ballweg. 1997.
Grammatik der deutschen Sprache. Berlin, New York: de Gruyter (= Schriften
des IdS 7.3).

Fontes dos exemplos

[Emil] Kästner, Erich. s.d. *Emil und die Detektive. Emil und die drei Zwillinge*.
[Jubiläumsausgabe zum 75. Geburtstag des Cecilie Dressler Verlags] Hamburg, Zürich:
Cecilie Dressler Verlag, Atrium Verlag.

[Emílio] Kästner, Erich. 1970. *Emílio e os detectives*. 8.^a edição, Lisboa: Livraria
Clássica Editora. (Tradução de Virgínia de Castro Almeida).

[G] Aichinger, Ilse.1978. Der Gefesselte. In Aichinger, Ilse. *Meine Sprache und ich*.
Frankfurt a. Main: Fischer, 7-19.

[G] Aichinger, Ilse. 1984. O amarrado. In Scheidl, Ludwig, ed. *Novas histórias com
tempo e lugar*. Porto: Afrontamento, 93-104. (Tradução de Maria António Hörster).

[hoh, haus] Böll, Heinrich. 1977. *Haus ohne Hüter*. In *Heinrich Böll. Werke, Romane
und Erzählungen 2*, hg. von Bernd Balzer. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 237-498.

[hoh, casa] Böll, Heinrich. s. d. *Casa indefesa*. 3.^a ed. Lisboa: Edição Livros do Brasil.
(Tradução de Jorge Rosa).

[Kass] Wolf, Christa. 2002. *Kassandra*. München: dtv.

[Cass] Wolf, Christa. 1989. *Cassandra*. Lisboa: Edições Cotovia. (Tradução de João
Barrento).

[LE] Broch, Hermann. 1980. Eine leichte Enttäuschung. In Broch, Hermann.
Kommentierte Werkausgabe, Band 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 127-144.

[LE] Broch, Hermann. 1984. Uma ligeira decepção. In Scheidl, Ludwig, ed. *Novas histórias com tempo e lugar*. Porto: Afrontamento, 19-32. (Tradução de António Sousa Ribeiro).

[NCM] Torga, Miguel. 1991. *Novos contos da montanha*. Coimbra.

[NEG] Torga, Miguel. 1991. *Neue Erzählungen aus dem Gebirge*. München: Piper. (Tradução de Curt Meyer-Clason).

[Umi] Bachmann, Ingeborg. 1962. Unter Mördern und Irren. In Bachmann, Ingeborg. *Das dreissigste Jahr*. München: Piper, 105-141.

[UmiTM] Bachmann, Ingeborg. 1984. No meio de assassinos e de loucos. In Scheidl, Ludwig, ed. *Novas histórias com tempo e lugar*. Porto: Afrontamento, 139-158. (Tradução de Idalina Aguiar de Melo).

[ur] Grass, Günther. 1992. *Unkenrufe*. Göttingen: Steidl.

[ur, ma] Grass, Günther. 1994. *Mau Agoiro*. Venda Nova: Bertrand. (Tradução de Maria Antonieta C. Mendonça).

[VL] Vertrag von Lissabon. Zur Änderung des Vertrags über die Europäische Union und des Vertrags zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft. *Amtsblatt der Europäischen Union* 17.12.2007. 2007/c 306/01. <http://eur-lex.europa.eu/JOHtml.do?uri=OJ:C:2007:306:SOM:DE:HTML>

[TL] Tratado de Lisboa que altera o Tratado da União Europeia e o Tratado que institui a Comunidade Europeia, assinado em Lisboa em 13 de Dezembro de 2007. *Jornal oficial da União Europeia* 17.12.2007. 2007/c 306/01. <http://eur-lex.europa.eu/JOHtml.do?uri=OJ:C:2007:306:SOM:PT:HTML>

Über die Kategorisierung der Sprachvarietäten und die des Mediolekts im Besonderen (1)

Ernst Kretschmer

Università di Modena e Reggio Emilia

1. Einleitung

Obwohl der Begriff der „Sprachvarietät“ seit langem zum Grundwortschatz der Soziolinguistik zählt, ist seine Definition umstritten. Er ist ein komplexer, in sich verschlungener Begriff, denn er korreliert eine sprachliche Form, die als solche linguistisch zu beschreiben ist, mit einem außersprachlichen Grund für diese Form, den es – je nach Grund – mit Instrumenten anderer Disziplinen zu erfassen gilt. Zwar kann man eine Varietät innerhalb eines Sprachsystems formal als ein „Gefüge“ (Albrecht 2005, 232) oder „Bündel“ (Lüdtke/Mattheier 2005, 15) zusammengehöriger Varianten betrachten. Doch wann Varianten den Status einer „Varietät“ erreichen, ist ebenso schwer zu bestimmen, wie Anzahl und Art der Gründe, die sie bedingen können. Beispielhaft drückt sich diese wesenhafte Vagheit des Begriffs in der Definition Berrutos für das Handbuch *Sociolinguistics - Soziolinguistik* aus, in der Angaben wie „gewiss“ und „bestimmt“ in quantitativer wie qualitativer Hinsicht für Unverbindlichkeit sorgen:

Wenn eine Menge von gewissen kongruierenden Werten bestimmter sprachlicher Variablen (d. h. Realisierungen gewisser Formen, die in der betreffenden Sprache variieren) zusammen mit einer gewissen Menge von Merkmalen auftreten, die Sprecher und/oder Gebrauchssituationen kennzeichnen, dann können wir von einer sprachlichen Varietät sprechen (Berruto 2004, 189).

Im vorliegenden Beitrag wird danach gefragt, wie die Merkmale der Sprecher und Gebrauchssituationen, also die außersprachlichen Variablen, die den sprachlichen Varietäten zugrunde liegen, kategorisiert werden können. Natürlich ist diese Frage nicht neu. Seit Coseriu haben sich zahlreiche gestandene Soziolinguisten mit ihr beschäftigt (u. a. Albrecht 1986; Ammon 1987, 1995; Berruto 1980, 2004; Dittmar 1997; Löffler 2010). Hier wird der Versuch unternommen, sie in einer historischen Perspektive zu stellen, aber auch der, sie von der Gegenwart aus zu beantworten, die von einer Medienvielfalt geprägt ist, von der die Pioniere der Varietätenlinguistik nicht einmal träumen konnten.

2. Überlegungen zur Kategorisierung aus der Vor- und Frühgeschichte der Varietätenlinguistik

Wie es in der Geschichte der Wissenschaften nicht selten geschieht, fällt es auch den Vertretern der Varietätenlinguistik schwer, die Anfänge ihrer Disziplin zu bestimmen. Betrachtet man die Stilistik als einen ihrer konstitutiven Teilbereiche, kann man sie bis in die antike Rhetorik und deren Lehre von den *genera elocutionis* zurückreichen lassen. Wenn dort auch nicht eigentlich ein wissenschaftlich deskriptives, sondern ein normativ präskriptives Interesse die Überlegungen lenkt, die zum Postulat der Angemessenheit und Ausgewogenheit führen, wird doch deutlich die Frage nach den Sprachregistern gestellt, deren Wahl sich aus der Abhängigkeit von den Kommunikationspartnern, den Kommunikationssituationen und den zu kommunizierenden Inhalten ergibt. In dieser Hinsicht hätten schon Aristoteles und Cicero einen Beitrag zur Erforschung eines Phänomens geleistet, das heute diaphasische Variation genannt wird. Weitaus jüngere Anfänge lassen sich im 19. Jahrhundert ansetzen, als sich die Linguistik als eigenständige Wissenschaft etablierte. Indem August Schleicher und seine Nachfolger die Entwicklung von Sprachen im Bild des Stammbaums nachzuzeichnen versuchten, wie des Deutschen etwa aus dem Indoeuropäischen über das Germanische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, betrieben sie, auch wenn sie es nicht wussten, diachrone Varietätenlinguistik. Nahezu gleichzeitig bildete sich in der Folge Johann Andreas Schmellers die Dialektologie systematisch aus, um unter dem Namen der „Mundarten“ das zu untersuchen, was terminologisch modern als diatopische Variation bezeichnet wird. Im 20.

Jahrhundert vervollständigt sich schließlich das historische Bild mit den Arbeiten Basil Bernsteins und William Labovs, die als Beginn der eigentlichen Soziolinguistik betrachtet werden. Die Abhängigkeit der Sprache von der Zugehörigkeit ihrer Sprecher zu bestimmten gesellschaftlichen Schichten gerät nun in den Blick und findet in dem Begriff der diastratischen Varietät ihren Ausdruck.

Wie man leicht bemerkt, wurde für die Bezeichnung der vier Schwerpunkte, die sich aus dem knappen wissenschaftsgeschichtlichen Abriss ergeben (vgl. Lüdtkke/Mattheier 2005) und unter Varietätenlinguisten wohl unstrittig sind, im wesentlichen die Varietäten-Terminologie Eugenio Coserius verwendet, die bis heute als klassisches Referenzmodell dient – diatopisch, diastratisch und diaphasisch –, ergänzt durch die diachrone Dimension, die Kirsten Nabrings 1981 in dieses integrierte. Dass die diachrone Varietät von Coseriu nicht vorgesehen war, gibt einen ersten Hinweis auf das Problem der Kriterien, nach denen sich eine kategoriale Ordnung sprachlicher Varietäten bilden lässt. Dieses Problem aber stellten sich wiederum, mehr oder weniger explizit, schon zwei Vorläufer der Varietätenlinguistik, die in dieser Hinsicht durchaus als ihre Pioniere gelten dürfen: William Dwight Whitney (1827-1894) und Georg von der Gabelentz (1840-1893).

3. William Whitney. Die Überlappung der fünf „Dialekte“

Als William Dwight Whitney 1875 *The Life and Growth of Language*¹, nannte er es im Untertitel *An Outline of Linguistic Science*. Wie seine zeitgenössischen Kollegen ging der Professor für Sanskrit und Vergleichende Sprachwissenschaft in Yale davon aus, dass sein Fach in erster Linie ein historisches war. Sein Interesse galt in der Folge Franz Bopps und Jacob Grimms der Frage, wie die europäischen Sprachen aus ihrer gemeinsamen indoeuropäischen Wurzel entstanden waren und über welche Stufen und Wege sie sich getrennt entwickelt hatten. Dabei erfasst er das Leben und Wachsen der Sprache als einen dynamischen Prozess, in dem zentrifugale und zentripetale Kräfte einander entgegen

¹ August Leskiens Übersetzung ins Deutsche erschien im Folgejahr 1876 bei Brockhaus in Leipzig.

wirken: Während die einzelnen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre jeweils eigenen, unterschiedlichen Sprechweisen vertreten, die stets dazu neigen, auseinanderzustreben², stellt die Gemeinschaft selbst ein Gravitationszentrum dar, das unter dem Postulat der Verständigung die individuellen Weisen auf sich zieht, um sie zu verschmelzen und zu einer einzigen Sprache zu formen³. Der Status aber, zu dem diese Dialektik führt, kann nur relativ stabil sein: Die Sprache einer Sprachgemeinschaft bleibt in dem Maße gleich, dass sie die Verständigung ihrer Mitglieder erlaubt, und ändert sich doch ständig, soweit sie deren individuellen Tendenzen folgt.

Auch wenn Whitney sein Modell mit dem Ziel entwickelt, das Phänomen des Sprachwandels zu beschreiben, gelangt er dabei, gleichsam *en passant*, zu einer synchronen Differenzierung der Gesamtheit einer Einzelsprache in gewisse Teil- oder Untersprachen, die sich aus ihrer Abhängigkeit von außersprachlichen Bedingungen ergeben. Er stellt fest, dass alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre jeweils eigene, individuell gekennzeichnete Sprache sprechen⁴, und erkennt zugleich, dass sich diese Vielzahl nach einem kategorialen Raster ordnen lässt: Bestimmte Kennzeichen von Sprache hängen vom Siedlungsraum der Sprecher ab,⁵ andere von ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Klassen, die sich nach Gesellschaftsschicht, Beruf und Bildungsstand einteilen lassen⁶. Wiederum andere sind an das Alter der Sprecher gebunden⁷. In der Bedeutung des griechischen *dialéktos*, das ursprünglich mehr als die Mundart im heutigen Sinn umfasst, bezeichnet er solche Ausprägungen der Einzelsprache als „dialects“ oder – wenn auch hyperonymisch und terminologisch noch unreflektiert – als „varieties“ (Whitney 1875, 156) und zeichnet damit den Gebrauch der Ausdrücke als Synonyme vor wie er noch heute in der angelsächsischen Varietätenlinguistik üblich ist (Berruto 2004, 189; vgl. auch Abb. 4).

² „Individuals are the diversifying or centrifugal force in the growth of speech“ (Whitney 1875, 163).

³ „But just so far as communication extends, like the centripetal forces, which dominates the other, and keeps the moving body upon a certain track never too far remote from the centre, the individualities are curbed and restrained, and their jarring action forced into and held in accordance“ (Whitney 1875, 164).

⁴ „In a true and defensible sense, every individual speaks a language different from every other“ (Whitney 1875: 154).

⁵ „local [...] peculiarities of pronunciation and phraseology“ (Whitney 1875, 154 f.).

⁶ „social, vocational, or educational“ (Whitney 1875, 159).

⁷ „Finally, there are the differences of age: the nursery, in particular, has its dialect, offensive to the ears of old bachelors; and older children have their language at least characterized by limited vocabulary“ (Whitney 1875, 156).

Whitney denkt auch über das Verhältnis nach, in dem Sprachvarietäten zueinander stehen, und gelangt dabei zu den Metaphern der „Überlappung“ und „Überlagerung“:

Let us suppose then, that there is a definite community X, of one speech. It is divided – not, of course, by definite or fixed lines – into the various local parts A, B, C, etc., and into classes, whether social, vocational, or educational, A, B, C, etc, and a, b, c, etc.; the various divisions variously overlapping and overlying one another (Whitney 1875, 159).

Warum Whitney die altersspezifischen Varietäten hier ausblendet, erklärt er nicht. Es geht ihm hier nicht um die Anzahl der Varietäten, die sich überlappen oder überlagern, sondern um das Phänomen als solches. Nimmt man das hin, ergibt sich für das Verhältnis der übrigen vier zueinander das folgende Bild:

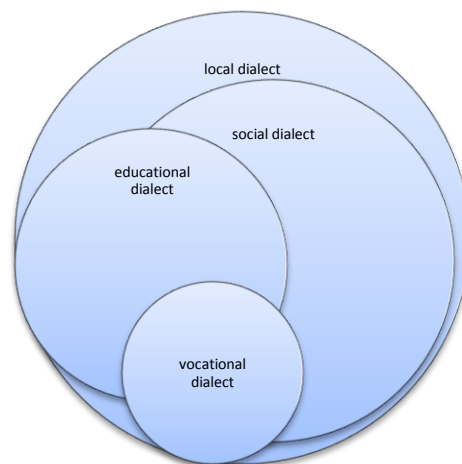


Abb. 1 Whitney: Die Überlappung der „Dialekte“ in einer Sprachgemeinschaft

4. Georg von der Gabelentz. Das Ineinandergreifen unzähliger Sprachgemeinschaften und deren Haupt- und Unterdialekte

1891, im Jahr seiner Berufung auf den Berliner Lehrstuhl für ostasiatische Sprachen und allgemeine Sprachwissenschaft, veröffentlichte Georg von der Gabelentz seine Einführung in die *Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*.

Das zweite der vier Bücher, in die er die Studie einteilt, widmet er den Überlegungen zur „Einzelsprache“, worunter er historische Sprachen wie das Deutsche, Portugiesische oder Italienische versteht, die gemeinhin als Sprache eines Volkes gelten, das gewöhnlich auch in nationalen Grenzen lebt (Gabelentz 1901, 8). Er beginnt es mit der Frage, wie viele Sprachen es auf der Welt gibt. Die Schätzungen, die er erwägt – 1000, 1200, 1500 oder 2000 –, liegen weit unter der heutigen Annahme von 6500, das Paradoxon aber, zu dem er gelangt, bleibt dennoch bestehen:

In dem Sinne wie die Frage gemeint ist, sind die Antworten richtig, und zwar alle vier gleich richtig; sie werden auch schwerlich durch eine genauere und richtigere ersetzt werden, wenn man dereinst alle Völker und ihre Sprachen kennt (Gabelentz 1901, 54).

Da alle Antworten damit auch gleichermaßen falsch sind, liegt der Sinn der Feststellung darin, dass es keine Antwort auf die Frage gibt. Oder: Es gibt so viele Sprachen auf der Welt, dass man sie nicht zählen kann. Zur Klärung dieses Dilemmas entwirft Gabelentz ein Modell, in dessen Mittelpunkt der Begriff der „Sprachgemeinschaft“ steht, also „einer größeren oder kleineren Anzahl Menschen“, die das „Gemeingut“ derselben Sprache teilen (8):

Setzen wir also folgenden Fall: Zwei Nachbarn desselben Ortes, A und B, haben bisher nur ihre Muttersprache in der heimischen Mundart gehört und gelernt. Nun kommt ein Fremder, C, zu ihnen; A versteht ihn nicht, B aber, der rascheren Verstand und schärferes Gehör hat, versteht ihn und redet mit hm. In diesem Fall ist zu entscheiden: Es besteht Sprachgemeinschaft zwischen A und B und zwischen B und C, aber nicht zwischen A und C. (55 f.).

Um das Verhältnis der Sprachgemeinschaften zwischen A, B und C zu verdeutlichen, führt Gabelentz die Metapher des Kreises ein: Um A, B und C zieht sich jeweils ein Kreis, der seine Sprachgemeinschaft bezeichnet, wobei der Kreis um B herum von den dreien der größte ist. Verallgemeinert man das Beispiel,

so zieht sich um jeden Einzelnen ein weiterer oder engerer Kreis der Sprachgemeinschaft, und in diesem Verstande mag es fast ebenso viele

Grenzlinsen der Sprachgemeinschaft geben, wie es sprechende Menschen gibt (56).

Die Metapher erweist sich als überaus nützlich, da sie sich auf ähnliche Konstellationen übertragen lässt. Nimmt man als C einen Text an, dessen Sprache der Vergangenheit der „Altvordern“ (56) angehört, mag er dem Leser A ganz fremd, dem Leser B aber in dem Maß vertrauter erscheinen wie er ihn seinem Kreis seiner Sprache wiedererkennt. Setzt man „statt der einzelnen Menschen ganze Landschaften und den Durchschnitt ihrer jeweiligen Bewohner“ (56), ergeben sich daraus die Kreise, die regionale Sprachgemeinschaften verbinden und trennen. Auch kann an die Stelle der einzelnen Menschen die gesellschaftliche Schicht treten, der sie angehören, um analoge Kreisbildungen sichtbar zu machen.⁸ Vor allem aber gestattet die Metapher des Kreises den Begriff des „Ineinandergreifens“, der für alle drei Konstellationen, ob diachron, diatopisch oder diastratisch, gleichermaßen gilt. Denn alle Kreise „greifen ineinander, überragen einander“ (56), überschneiden sich auf so vielfältige Weise, dass das Gesamtbild der Sprachgemeinschaften mit den verwirrenden Ornamenten einer Guilloche verglichen werden kann, die Taschenuhren, Reispässe und Geldscheine zieren. Das Grundmodell aber, das Gabelentz mit dem Ineinandergreifen der Kreise von A, B und C für die Entstehung von Sprachgemeinschaften in ihren möglichen diachronen, diatopischen und diastratischen Dimensionen ersann, lässt sich graphisch so darstellen:

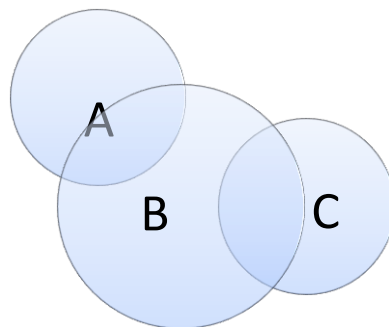


Abb. 2 Gabelentz: Die Bildung von Sprachgemeinschaften

⁸ „Die Cultursprachen beweisen, dass die Sprachen sich nicht nur nach Raum und Zeit, sondern auch nach Volksclassen spalten. Gesellschaftliche Stellung und Berufsart bringen es mit sich, dass sich die Bevölkerung in verschiedene engere und weitere Kreise zusammenschliesst, deren Angehörige vorzugsweise untereinander verkehren, mithin nach dem Gesetze von der Sprachmischung mehr Anregung voneinander als von auswärts empfangen“ (Gabelentz 1901, 288).

Geht man mit Gabelentz noch einmal von der diatopischen Dimension des Modells aus, steht man wie er vor der Frage, wie sich die sprachlichen Unterschiede zwischen den Gemeinschaften A, B und C ordnen und benennen lassen. Er erörtert die Frage, indem er an den allgemeinen Sprachgebrauch anknüpft:

Die Bewohnerschaften zweier Ländergebiete reden einander ähnlich, aber nicht gleich; [...] und nun sagt man kurzweg: Es sind verschiedene Sprachen, oder: Es sind verschiedene Dialekte derselben Sprache [...]. Oft lauten auch die Antworten ungleich: der Eine erkennt nur eine Mehrheit von Dialekten, wo der Andere von ebenso vielen Sprachen redet (54).

Den Grund für die Uneinigkeit in der Benennung erkennt er in dem Kriterium, das der Eine wie der Andere seinen Aussagen intuitiv zugrunde legt: Es ist der Grad der „Ähnlichkeit“ bzw. „Verschiedenheit“ (54) oder auch der Grad des „Heimischen“ bzw. „Fremden“ (57), den zwei Sprachen in ihrem Verhältnis zueinander aufweisen. Da beide Paare – ähnlich/heimisch und verschieden/fremd – sich antonymisch entgegengesetzt an den Enden einer Skala befinden, kann eine Sprache in dieser Hinsicht nur graduell eingeordnet werden, und da vor allem „heimisch“ und „fremd“ psychologische Befindlichkeiten beinhalten, kann dies nur subjektiv geschehen:

Einen springenden Punkt, wie etwa die Gefrier- und Siedepunkte des Thermometers, wird man auf dieser Skala nirgends entdecken. Alles ist hier Sache des Gefühles: zwischen dem Gefühle des ganz Fremden und des ganz Heimischen liegt eine Reihe unzähliger Möglichkeiten (57).

Trotz dieser Schwierigkeit schlägt Gabelentz eine Klassifizierung der sprachlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften vor und stattet wegen dieser Schwierigkeit sein Modell mit „fließenden Grenzen“ (X) aus:

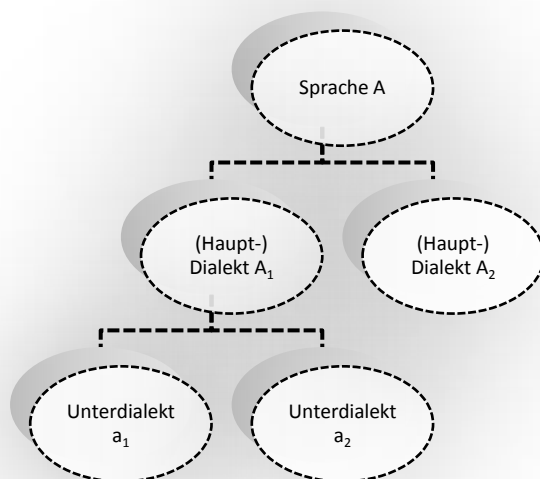


Abb. 3 Gabelentz: Sprache und Dialekte

Gabelentz definiert:

Wo nun zwischen Sprachgenossen die Arbeit der Verständigung als eine mühsame empfunden wird, da möchte ich von verschiedenen (Haupt-)Dialekten reden. Dialektgenossen sind also solche, die sich leicht verständigen. Örtliche Verschiedenheiten in ihrer Rede nenne ich *Unterdialekte* oder *Mundarten* im engeren Sinne (57).

5. Whitney und Gabelentz in der Zusammenschau

In ihrer Vor- oder Frühgeschichte des 19. Jahrhunderts wurden für die Varietätenlinguistik wesentliche begriffliche Grundlagen gelegt, die sich in folgenden Punkten zusammenfassen lassen:

a) Bereits Whitney und Gabelentz erkennen, dass sich eine historische Einzelsprache in verschiedene Varietäten differenzieren lässt. Beide gehen davon aus, dass diese Differenzierung grundsätzlich bis zum einzelnen Sprecher und seinem Idiolekt hinunterführt,

um diesen dann in übergeordnete Variationszusammenhänge einzuordnen, und gelangen dabei, mehr oder weniger explizit, zu einer Kategorisierung von Varietäten. Während Whitney die beruflichen Fachsprachen, Bildungssprachen und Alterssprachen in Betracht zieht und Gabelentz die historischen Chronolekte, stellen beide gemeinsam Dialekte und Soziolekte fest.

b) Sowohl Whitney als auch Gabelentz kategorisieren sprachliche Varietäten, indem sie sprachliche Variablen mit außersprachlichen Variablen der Sprachgemeinschaft korrelieren.

c) Anders als Whitney, der Varietäten allein auf horizontaler Ebene einander gegenüberstellt, erkennt Gabelentz die Notwendigkeit, sie auch in vertikaler Hierarchie zu ordnen und somit in ihren Kategorien zusätzliche Unterkategorien einzurichten.

d) Whitney und Gabelentz sind sich beide der Problematik dieser Klassifikation bewusst, die vor allem darin besteht, dass ein einzelner Sprecher mehreren Sprachgemeinschaften angehört und somit über mehrere Varietäten verfügt. Beide versuchen diesen Umstand mit Begriffen wie „Überlappung“, „Überlagerung“, „Ineinandergreifen“ oder „Überragen“ zu erfassen.

e) Während Whitney von der Sprachgemeinschaft in ihrer Ganzheit ausgeht, um sie von außen in ihre Varietäten zu differenzieren, wählt Gabelentz den umgekehrten und in diesem Sinn inneren Weg. Er beginnt den Aufbau seines Modells mit dem einzelnen Sprecher, dessen individueller Sprachkreis auf die Sprachkreise anderer Sprecher trifft, und lässt aus dieser Grundkonstellation, die sich so oft wieder einstellt wie es Sprecher gibt, deren Kreise ineinandergreifen, die Sprachgemeinschaft entstehen.

6. Leiv Flydal, Eugenio Coseriu und die Architektur der Sprache

Die Begriffe der „diatopischen“ und „diastratischen“ Variation führte 1951 der norwegische Romanist Leiv Flydal ein. Ihre Verbreitung aber erfuhren sie erst durch Eugenio Coseriu, der sie ab Mitte der 1950er Jahren in mehreren Vorträgen und Aufsätzen theoretisch reflektierte, zum ersten Mal wohl 1955 in Montevideo im Rahmen seiner Sprachgeographie. Mit „diatopisch“ erhalten Whitneys „local dialects“ und Gabelentz‘ „Haupt- und Unterdialekte“ eine neue Bezeichnung, mit „diastratisch“ die „social dialects“ und die Varietäten der „Volksklassen“. Schon in Montevideo fügt Coseriu den Kategorien Flydals

eine dritte hinzu, die er in Anlehnung an das griechische *φάτις* – Rede, Gespräch – „diaphasisch“ nennt, um damit Varietäten „in expressiver Hinsicht, d.h. hinsichtlich verschiedener Situationen des Sprechens und der darauf bezogenen Sprachstile“ zu differenzieren (Cosseriu 1988, 24). Neben der Dialektologie und der Soziolinguistik weist er der Stilistik einen festen Platz in Varietätenlinguistik zu und nimmt damit die antike Rhetorik in ihre Geschichte auf. Diese Erweiterung der Kategorien aber hat zugleich ihre Verwischung zur Folge. Bei Whitney und Gabelentz wie auch bei Flydal war der Zusammenhang von sprachlicher Varietät und außersprachlicher Wirklichkeit noch ein streng kausaler: Ein Sprecher spricht eine diatopische oder diastratische Varietät, weil die außersprachlichen Faktoren des Wohnortes und der Gesellschaftschicht seine Sprache wesentlich prägen. Die „Situationen des Sprechens“ hingegen stehen mit den diaphasischen Varietäten in einem teleologischen Zusammenhang: Der Sprecher wählt sie, um sich in einer Situation einer Sprache zu bedienen, die dieser – im umfassenden Sinn der Rhetorik – angemessen ist. Für die Kategorisierung der Varietäten ergibt sich daraus eine hierarchische Struktur: Innerhalb einer Sprache lassen sich die Kategorien der kausal bedingten und der teleologisch bestimmten Varietäten unterscheiden. Während die zweite zunächst ungeteilt bleibt, lassen sich in der ersten die Unterkategorien diatopisch und diastratisch unterscheiden. In der angelsächsischen Varietätenlinguistik wird diese Struktur mit folgender Terminologie abgebildet (vgl. Albrecht 2005, 232 f.; Halliday 1978, 110 ff.):

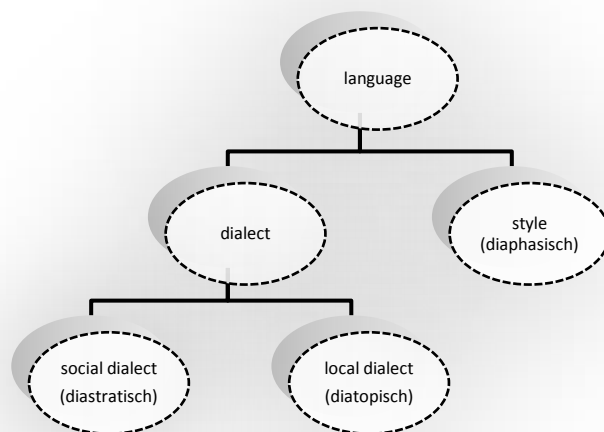


Abb. 4 Die kategoriale Hierarchie von „diatopisch“, „diastratisch“ und „diaphasisch“

Coseriu greift auch die Frage nach dem Verhältnis der Varietäten zueinander auf, das Whitney und Gabelentz mit den Metaphern des sich Überlappens oder Ineinandergreifens zu fassen versuchten, und beantwortet sie durch die Einführung der „funktionellen Sprache“, in der die drei Varietäten als Einheit aufgehoben sind. Sie bilden die innere Struktur der funktionellen Sprache, die als solche zugleich syntopisch, synstratisch und synphasisch ist,⁹ und tragen somit zum Aufbau der historischen Gesamtsprache bei: Deren „Architektur“, wie Coseriu sie in Anlehnung an Flydal nennt, setzt sich aus den verschiedenen funktionellen Sprachen zusammen (Coseriu 1988, 262-266). Klar wird damit auch, dass eine „diachrone“ Varietät, wie Gabelentz sie ins Auge gefasst hatte, in diesem Modell, das der synchronen Beschreibung von Sprachstrukturen dient, keine Rolle spielt.

⁹ „Mit anderen Worten: Sie ist eine vollkommen bestimmte Mundart auf einem vollkommen bestimmten Sprachniveau in einem vollkommen bestimmten Sprachstil. Wir nennen die Sprache, die die drei Typen der Einheitlichkeit aufweist, darum funktionell, weil sie die Sprache ist, die jeweils unmittelbar im Sprechen funktioniert [...]“ (Coseriu 1988, 25 f.).

7. Heinrich Löfflers sieben Lekte und Norbert Dittmars sechs Dimensionen

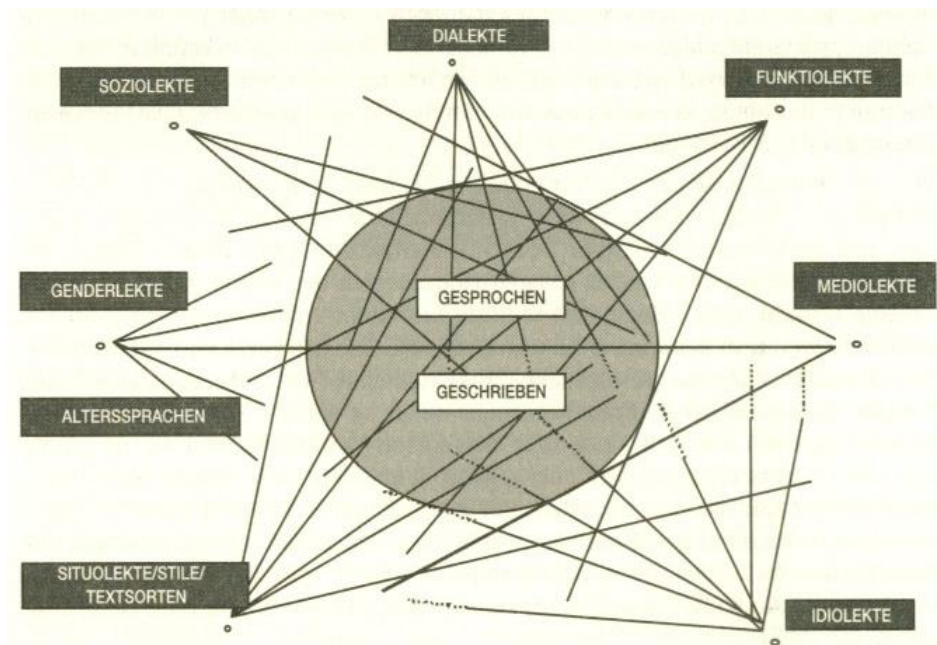


Abb. 5 Löfflers Varietäten-Modell (Löffler 2010, 79)

Heinrich Löfflers Modell der Sprachvarietäten zählt zu den bekanntesten seiner Art. 1985 zum ersten Mal in der Einführung in die *Germanistische Soziolinguistik* erschienen, stellt es noch heute für zahlreiche Studenten den ersten Zugang zu einer komplexen Thematik dar. Auch Schulbuchautoren greifen zum Zweck der visuellen Didaktisierung gerne darauf zurück (Erlach/Schurf/Brenner/Mielke 2011, 15). Mit Ausnahme der „Genderlekte“, die in der ersten Auflage noch „Sexlekte“ waren (Löffler 1985: 87), und einer allgemeinen graphischen Vereinfachung, die der besseren Übersicht diene, sind Anlage und Form des Modells auch in der vierten Auflage von 2010 noch dieselben. Löffler entwirft darin sieben „sprachliche Großräume“, die er „Lekte“ nennt (ebd.). Neben „Idiolekt“, „Soziolekt“ und „Dialekt“, die sich schon gemeinsam bei Whitney und Gabelentz finden, erscheint auch Whitneys „Alterssprache“. Unter „Funktiolekt“ werden Alltags- und Literatursprache,

Wissenschafts- und Fachsprache sowie Verwaltungs- und Pressesprache zusammengefasst (96-112), unter „Situolekt“ die „interaktionalen Varietäten“ der Textsorten und Stile (146-150). Mit der Varietät des „Genderlekts“ werden soziolinguistische Forschungen zum Zusammenhang von Sprache und gesellschaftlichen Geschlechterrollen aufgegriffen, die Mitte der 1970er Jahre in den USA ihren Ausgang nahmen (Lakoff 1975, Key 1975) und wenig später auch in Deutschland einsetzten (Andresen 1978). Mit dem „Mediolekt“ sollen die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache erfasst werden. Es fehlt der Chronolekt als diachron bestimmte Varietät.

Zwölf Jahre nach Löfflers *Germanistischer Linguistik* stellt auch Norbert Dittmar in seinen *Grundlagen der Soziolinguistik* ein eigenes Varietätenmodell vor (Dittmar 1997, 173-248), das er nach sechs „Ordnungsdimensionen“ – Person, Raum, Gruppe, Kodifizierung, Situation, Kontakt – und deren „Merkmalen“ aufbaut, um diesen 18 Varietäten zuzuweisen (179 f.). Die höhere Anzahl ist vor allem auf eine Differenzierung der Lekte Löfflers zurückzuführen, die dieser zwar durchaus auch vornimmt, aber nicht ausdrücklich in sein Modell einbindet. So unterscheidet Dittmar in der Dimension des Raumes „lokale“, „regionale“, „städtische“ und „überregionale“ Varietäten, während Löffler sich auf einen „Dialekt“ beschränkt, um dann in dessen Rahmen „Staddialekte“, „Stadumlanddialekte“ und „Industriesprachen“ zu beschreiben (Löffler 2010, 135 ff.). Der zweite Grund hingegen ist in einer begrifflichen Umstrukturierung der Varietäten zu suchen. So führt Dittmar in der Dimension des Kontaktes „Pidgin“, „Kreolsprachen“ und „Dialekte prestigebesetzter Weltsprachen außerhalb des Mutterlandes“ als eigenständige Varietäten ein, die Löffler in der Gruppe der „Soziolekte“ nur berühren kann (Löffler 2010, 125 f.).

Aus dem hier in aller Kürze durchgeführten Vergleich der Varietätenmodelle Löfflers und Dittmars kann zunächst gefolgert werden, dass die seit Whitney und Gabelentz immer wieder festgestellten fließenden Übergänge zwischen den Varietäten, ihre Überlappungen und Überlagerungen, sich auf der Beschreibungsebene in relativ offenen Kategorien zeigen. Das gilt sowohl in der vertikalen Ordnung als auch in der horizontalen Erweiterung. Schon Gabelentz hatte darauf hingewiesen, dass man Varietäten in Haupt- und Untervarietäten hierarchisieren, aber zugleich – auf Grund des sprachlichen Flusses – Subjektivität dabei

kaum vermeiden kann. Ähnliches gilt für die Schaffung neuer Kategorien. Allein auf Grund des ewigen Widerstreits der zentrifugalen und zentripetalen Kräfte der Sprache, den Whitney beschrieb, ist mit solchen zu rechnen. Die „Kontaktvarietät“ ist ein gutes Beispiel dafür. Auch wenn Löffler sie 2010 noch immer nicht in den Stand der Varietäten erheben möchte, ist sie auf dem Weg, es zu schaffen (vgl. Lüdtko 2005), so dass auch der passende „Ethnolekt“ (Androutsopoulos 2011) im Gegensatz zum „Sexlekt“ oder „Sexolekt“ keine schlechten Überlebenaussichten besitzt. Da es grundsätzlich unendlich viele Möglichkeiten gibt, sprachliche mit außersprachlichen Variablen zu korrelieren, mag sich noch manches andere „Gefüge“ oder „Bündel“ von Varianten als Varietät erweisen. So liegt es keineswegs fern, die Abhängigkeit sprachlicher Varianten von der Religionszugehörigkeit ihrer Sprecher zu untersuchen (Thun 2005, 117 f.), um darin möglicherweise verschiedene „Religiolekte“ zu entdecken. Letztlich hängt die Durchsetzung einer Varietätenkategorie von der Plausibilität ab, welche die wissenschaftliche Gemeinschaft ihr zugesteht.

Die von Löffler und Dittmar vorgeschlagenen Varietäten lassen sich im wesentlichen nach den zwei Kriterien ordnen, die im Zusammenhang mit Coseriu „kausal bedingt“ und „teleologisch bestimmt“ genannt wurden. Der letzteren Gruppe gehören bei Löffler die „Funktiolekte“ und „Situolekte“ an, während sie Dittmar in der Ordnungsdimension „Situation“ mit dem Merkmal „Kontext-und Musterwissen“ erfasst und darin „Register“, „Stile“ und „Fachsprachen“ unterscheidet. Im Übrigen kennzeichnet beide Modelle eine Eigenschaft, die Löffler selbst an seiner Graphik feststellt: Sie vermitteln einen „etwas verwirrenden Eindruck“ (Löffler 2010, 79). Dieser geht gewiss auf jenen Umstand zurück, den schon Whitney und Gabelentz erkannten: „Die Übergänge sind fließend und die Unterscheidungskategorien überschneiden sich“ (Löffler 2010, 79), so „dass alle Klassifizierungsversuche eine Frage des Standpunktes sind und immer nur unzureichend sein können“ (ebd.). Dennoch lässt sich vorsichtig über eine Umordnung in der Darstellung nachdenken, mit der möglicherweise ein höherer Grad an Klarheit erreicht werden kann.

8. Die zwei Perspektiven bei der Betrachtung der Lekte

Das, was in Löfflers Graphik ein wenig verwirrt, ist nicht so sehr das Bild der Strahlenbündel, „die weitere Unterteilungen innerhalb eines ‚Lektes‘ darstellen und sich gegenseitig überlagern und überschneiden“ (Löffler 2010, 80), sondern vielmehr die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache. Einerseits baut er darauf die eigenständige Varietät des „Mediolekts“ auf, die sich in der Ordnungsdimension der „Kodifizierung“ mit dem Merkmal der „normativen Korrektheit“ auch bei Dittmar implizit wiederfindet. Andererseits aber geht er davon aus, dass diese Unterscheidung sich durch alle Lekte zieht. Damit wäre der Mediolekt doppelt bestimmt: Er ist eine Varietät, die sich aus den Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ergibt und wird zugleich, als eine der Varietäten, von diesen abermals durchzogen. Diese gewisse Inkongruenz ist m. E. durch das Ineinanderschieben zweier Perspektiven zu erklären, die getrennt zu zwei verschiedenen Beschreibungsmodellen führen.

In der ersten Perspektive werden die Lekte in Bezug auf den einzelnen Sprecher ins Auge gefasst, dessen Sprache in Anlehnung an Coseriu als „funktionell“ betrachtet wird, als Sprache, „die jeweils unmittelbar im Sprechen funktioniert“ (Coseriu 1988, 26) oder, im Sinne Saussures als „parole“. Fasst man an diesem Punkt die diaphasisch-teleologisch bestimmten Varietäten der Sprache im angelsächsischen Sinn als „Stil“ zusammen und behält die Bezeichnung der „Varietät“ den kausal – diatopisch oder diastratisch – bedingten vor, dann ließe sich die funktionelle Sprache in jedem Moment ihrer Realisierung hinsichtlich dreier Abhängigkeiten beschreiben. Die Sprache des Sprechers ist zu jeder Zeit durch die Varietäten bedingt an denen er teilhat, seinen Dialekt, Soziolekt, Genderlekt oder Ethnolekt. Zugleich ist sie stilistisch vom Zweck bestimmt, den er in der Situation des Kommunizierens nach dem Prinzip der Angemessenheit verfolgt, und ist zugleich – und das auf natürlichste Weise – an ein Medium gebunden, ohne dass sie sich als Sprache nicht realisieren kann. Das Medium aber nimmt zwischen der kausal bedingten Varietät und dem teleologisch bestimmten Stil eine Zwischenstellung ein. Seine Wahl wird zum einen von den Varietäten bedingt, wofür Dialekte und Ethnolekte Beispiele sind, die vorwiegend gesprochen und nicht geschrieben werden. Seine Wahl wird zum anderen aber auch durch Situationen, Zwecke und Ziele bestimmt, wie es die Erfahrung mit Briefen und Telefonaten, E-mails oder SMSs alltäglich belegt. Zum dritten bedingt und bestimmt schließlich das Medium selbst durch seine

Beschaffenheit die Weisen, wie Varietäten sich äußern und Stile sich bilden können. Unzureichend wie auch sie es sein muss, versucht Abbildung 6 diesen Zusammenhang darzustellen.

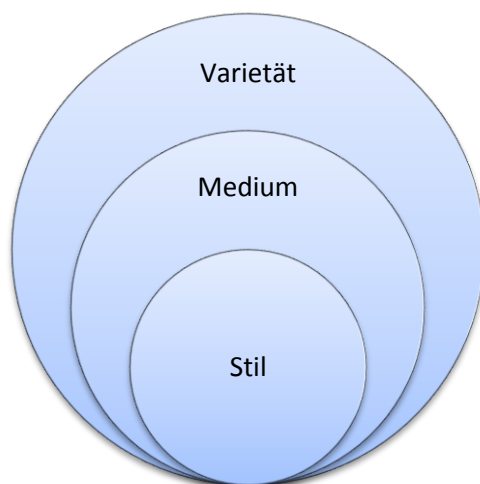


Abb. 6 Die „funktionelle“ Sprache nach Varietät, Medium und Stil

In der zweiten Perspektive, die in Löfflers Graphik ebenfalls implizit angelegt ist, erscheinen die Lekte als Konstrukte, die als solche aus der Beobachtung der sprachlichen Wirklichkeit abgeleitet sind, aber nicht diese Wirklichkeit sind. Da mit ihnen die sprachliche Wirklichkeit geordnet werden soll, haben sie eine diskrete Natur. Sie trennen auf der Ebene der „langue“ das, was auf der Ebene der „parole“ niemals getrennt erscheint. Darum liegt es auch in ihrer Natur, dass ihre Konstruktion vom „Standpunkt“ dessen abhängt, der sie auf Grund seiner Wahrnehmung und seines Interesses konstruiert. Oder, um eine andere Metapher zu benutzen, die schon mehrmals verwendet wurde: Es hängt vom Standpunkt des Betrachters ab, welche Varianten er zu einem Lekt zusammenbündelt, um diesen von anderen Lekten zu unterscheiden. Insofern scheint es widersinnig, den Lekten auf der Ebene der „langue“ gerade jene Diskretheit abzusprechen, um deren Willen sie geschaffen wurden. Abbildung 7 soll das modellhaft verdeutlichen: Die Lekte bilden eine einfache Reihe diskreter Einheiten. Der schon erwähnte „Religiolekt“ steht – mit den leeren Lekten – für die grundsätzliche Offenheit

dieser Reihe für weitere Bildungen. Die Unterscheidung von „Sexolekt“ und „Genderlekt“, die Sprache einerseits mit dem biologischen Geschlecht und andererseits mit der sozialen Geschlechterrolle korrelieren, zeigt, wie eng die Standpunkte, von denen aus Lekte gefügt und gebündelt werden, bei einander liegen können. Der „Chronolekt“, der in Löfflers Modell nicht einmal hypothetisch erscheinen konnte, erhält hier vom historischen Standpunkt aus oder, an Dittmar angelehnt, in der Ordnungsdimension der „Zeit“ seinen Platz, während der „Gerontolekt“, der für Löfflers „Alterssprachen“ steht, den inneren Zwang solcher Modelle zum terminologischen Gleichklang verdeutlicht.



Abb.7 Die einfache, offene Reihung der Lekte

9. Das Problem des Mediolekts

Der Mediolekt ist einer der jüngeren Lekte. In Anlehnung an die von Flydal und Coseriu eingeführte Terminologie schuf Mioni ihm erst 1983 eine „diamesische“ Dimension. (Mioni 1983, 508; vgl. auch Berruto 1993). Obwohl im Namen selbst unverkennbar das Substantiv „Medium“ steckt, stand bei seiner Erforschung lange, so auch für Dittmar 1997 und noch für Löffler 2010, die Unterscheidung zwischen „gesprochener“ und „geschriebener“ Sprache im Mittelpunkt. Das ist umso erstaunlicher, als die Unterschiede zwischen beiden,

wie schon Saussure bemerkte¹, nur sekundär auf den Medien, primär aber auf verschiedenen Zeichensystemen, dem phonischen und dem graphischen, beruhen. Diese Dominanz mag mit der deutschen Forschungstradition zusammenhängen, die sich bis auf das Kapitel „Sprache und Schrift“ in Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte* von 1880 und den Vortrag *Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch* zurückverfolgen lässt, den Otto Behagel 1899 im Deutschen Sprachverein hielt (s. Fiehler 2004, 39 ff.). Für die Begriffsbildung „Mediolekt“ und dessen Erforschung war auch die Arbeit Kochs und Österreichers von Bedeutung, in der 1985 nicht nur die Dichotomie als solche, sondern auch die Metapher des „Querliegenden“ in das Varietätensystem Coserius eingefügt wurde, die noch in Löfflers Modell erkennbar ist:

So wichtig diese dreidimensionale Modellierung der Sprachvarietät auch ist, so kann doch der gesamte Varietätenraum einer historischen Einzelsprache nur ausgeschöpft werden, wenn man zusätzlich den dazu gewissermaßen ‚querliegenden‘ Aspekt *gesprochen/geschrieben* einbezieht, der nicht auf die diasystematischen Unterschiede reduzierbar ist (Koch/Oesterreicher 1985, 16).

Ebenso trug ihre Ausarbeitung der Söllschen Unterscheidung von „Medium“ – verstanden als phonisches und graphisches Zeichensystem – und der strategischen „Konzeption“ (Söll 1985), die im Gesprochenen und Geschriebenen angelegt ist², dazu bei, dass man die beiden als Hauptmediolekte bestimmte: Der Mediolekt des Gesprochenen zeichnet sich demnach als „Sprache der Nähe“, der des Geschriebenen hingegen als „Sprache der Distanz“ aus, woraus für beide jeweils weitere Kennzeichen folgen wie etwa die „Prozesshaftigkeit“ und „Vorläufigkeit“ des einen gegenüber der „Verdinglichung“ und „Endgültigkeit“ des anderen (Koch/OEsterreicher 1985, 23). Auch Löffler baut sein Modell der Mediolekte auf dieser Dichotomie auf, von der hier exemplarisch nur die eine Seite kurz umrissen werden kann. Für die gesprochene Sprache, den Mediolekt I, nimmt er folgende „konstitutive Voraussetzungen“ an: „ein hohes Maß an möglicher Konsens- oder

¹ „Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen“ (Saussure 2001, 28).

² „Einerseits kann man im Bereich des *Mediums* den *phonischen* und den *graphischen Kode* als die beiden Realisierungsformen für sprachliche Äußerungen unterscheiden. Andererseits lassen sich hinsichtlich der kommunikativen Strategien, der *Konzeption* sprachlicher Äußerungen, idealtypisch die beiden Modi *gesprochen* und *geschrieben* unterscheiden“ (Koch/Oesterreicher 1985, 17).

Dissensaufdeckung (Aufdeckungs-Disposition), ein hoher Grad an Überzeugungskraft (Persuasions-Disposition), ein hoher Grad an Nähe und Kontakt, eine geringere Verbindlichkeit oder Rechtskraft der einzelnen Äußerungen“ (Löffler 2010, 82 f.). Die Struktur der gesprochenen Sprache hingegen bildet er in einer verästelten Hierarchie ab, die nach unten in den mediengebundenen Äußerungsformen ausläuft, die sich auf der Ebene „parole“ tatsächlich realisieren, ob in einem Telefongespräch, als Predigt von der Kanzel oder über eine Quizshow, die im Fernsehen läuft.

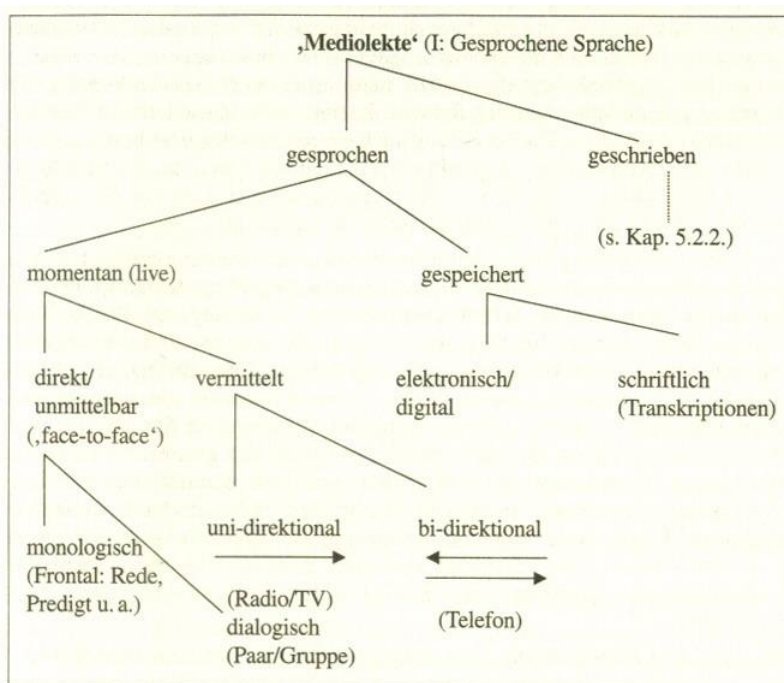


Abb. 8 Der Mediolekt der gesprochenen Sprache nach Löffler (Löffler 2010, 82)

Trotz der plausiblen Stringenz der Hierarchie, die auch dem Pendant für die geschriebene Sprache eigen ist (88), stellt Löffler in seiner Zusammenfassung der beiden Mediolekte ein Dilemma fest, welches das Modell als solches erschüttert:

Die Neuen Medien haben die Grenzen der beiden Bereiche verwischt oder aufgehoben, so dass man in vielen Fällen nicht mehr sicher sagen kann, ob gesprochen oder geschrieben wird oder ob Gesprochenes geschrieben (E-Mail, SMS) und Geschriebenes gesprochen wird (Fernseh-Moderation u. a.) (93).

Wenn das so ist, stellt sich die Frage, ob die Einteilung der Medialekte in diese zwei „Bereiche“ für ihre Beschreibung sinnvoll ist. Dass die Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache dafür wesentlich ist, kann nicht bezweifelt werden. Problematisch aber wird es, wenn man sie als Ausgangskategorien bestimmt, innerhalb derer sich die übrigen Kennzeichen der Medialekte dann mittels Deduktion aus den Subkategorien ergeben müssen. Abgesehen davon, dass dann in vielen Fällen nicht mehr plausibel zu begründen ist, in welchen der beiden Medialekte ein Text gehört, fallen aus diesem Modell von vornherein die medialen Kennzeichen aus, die sich nicht von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ableiten lassen, wie zum Beispiel die „Bildlichkeit“, die bei der Beschreibung visueller Medien als Kategorie unerlässlich ist.

Sinnvoller scheint es, den Aufbau eines Beschreibungsmodells auf der Ebene zu beginnen, die bei Löffler als unterste erscheint, indem man jeder Korrelation von Sprache und Medium, die ein Bündel eigener Varianten aufweist, schlicht den Status eines „Medialekts“ zuweist. Welche Parameter bei der Beschreibung der einzelnen Medialekte nützlich sind und welche davon auf die Varietätenkategorie des „Medialekts“ im Ganzen angewandt werden können, wird sich in der analytisch-interpretativen Auseinandersetzung mit den einzelnen Medialekten herausstellen. Die ersten Elemente für einen behutsamen Aufbau von unten stellt Löffler selbst bereit. Das klassische Telefongespräch etwa lässt sich als bi-direktional oder dialogisch beschreiben. Über die Verwandlung von Schallwellen in elektrische Signale und deren Rückverwandlung in Schallwellen ist es technisch vermittelt und doch zeitlich nahezu unmittelbar. Es ereignet sich in der räumlichen Distanz zwischen den Gesprächspartnern, so dass kein visueller Kontakt besteht. Das führt zu besonderen Formen der Gesprächsorganisation ...

Folgt man Ulrich Schmitz, kann man bei der Bestimmung der Medialekte vorläufig von folgenden Medien ausgehen (Schmitz 2004, 63-103). Während unter den „interaktiven Diensten im Internet“ Systeme wie EWS (Edo Workspace) oder BSCW (Basic Support for Coopertive Work) sowie Mailinglisten, Newsgroups oder Diskussionsforen zusammengefasst werden, gelten als „Nebenbei-Medien“ – unter zahlreichen anderen – Plakate oder Leuchtreklamen, Aufkleber und Plastiktüten.

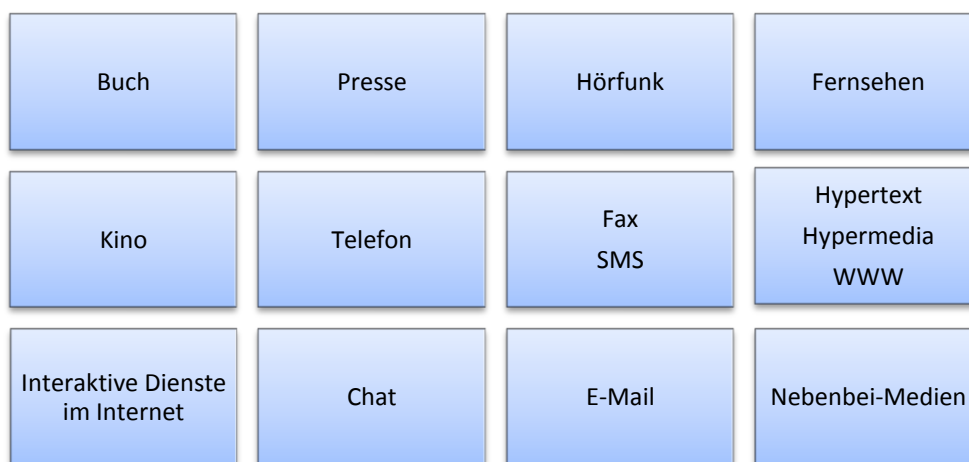


Abb. 9 Die einfache, offene Reihung der Mediolekte nach ihren Medien

Die Basis für die Bestimmung von Mediolekten ist damit breiter geworden, und doch werden damit zugleich Aspekte ausgeblendet, die in Löfflers Modell in den Blick kommen. Die durchaus interessanten Fragen, wie sich eine Liebeserklärung «face-to-face» von einem Liebesbrief unterscheidet und die sonntägliche Kanzelpredigt von den *Tischreden* Martin Luthers, die seine Gäste noch während des Essens notierten, wird in diesem Rahmen kaum eine Antwort erfahren. Der neue Standpunkt gegenüber den Medien erlaubt es nicht. Die Versuchung ist groß, hier als Lösung einen weiteren Lekt einzuführen, der spezifische Varianten bündelt, um klar zu stellen, „dass zwischen den Voraussetzungen für das geschriebene Wort und denen für das gesprochene Wort tiefgreifende Unterschiede bestehen“ (Behagel 1927, 13). In der Tradition Karl Bühlers, der in Platons *Kratylos* das sprachliche Zeichen als Werkzeug entdeckte, als „organon“, um danach sein eigenes Kommunikationsmodell zu benennen, ließe sich dafür leicht der „Organolekt“ ins Leben rufen. Die Beschreibung der Organolekte könnte mit einer bombigen Feststellung Hermann Pauls beginnen: „Sprache und schrift verhalten sich zu einander wie linie und zahl“ (Paul 1886, 321; Kapitel XXI, „Sprache und schrift“).

- Albrecht, Jörn. 1986. „Substandard“ und „Subnorm“. Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der „Historischen Sprache“ aus varietätenlinguistischer Sicht. In Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hrg.), *Sprachlicher Substandard*. Tübingen: Niemeyer, 65-88.
- Albrecht, Jörn. 2005. *Übersetzung und Linguistik*. Tübingen: Narr.
- Ammon, Ulrich. 1987. Sprache – Varietät / Standardvarietät – Dialekt. In Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J., *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch*. 1. Bd. Berlin. New York: de Gruyter, 316-335.
- Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Andresen, Helga (u. a.) (Hrsg.). 1978. *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1 Osnabrück: Universität Osnabrück Fachbereich Kommunikation, Ästhetik (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 8)
- Androutsopoulos, Jannis. 2011. Die Erfindung des Ethnolekts. In *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 41/164, 93-120.
- Behagel, Otto. 1927. Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (1899). In Behagel, Otto *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*. Lahr: Schauenburg, 11-34
- Bernstein, Basil B. 2003. *Class, Codes and Control. Volume 1 - Theoretical Studies Towards A Sociology Of Language* [1971]. London, New York: Routledge.
- Berruto, Gaetano. 1980. *La variabilità sociale della lingua*. Torino: Loescher.
- Berruto, Gaetano. 1993. Varietà diamesiche, diastratiche, diafasiche, In Sobrero, Alberto A. (cur.), *Introduzione all'italiano contemporaneo*. Roma, Bari: Laterza, 2 voll., vol. 2 (*La variazione e gli usi*), 37-92.
- Berruto, Gaetano. 2004. Sprachvarietät - Sprache (Gesamtsprache, historische Sprache). In Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (Hrsg.), *Sociolinguistics - Soziolinguistik*. 2., erweit. Aufl. , Bd. 1. Berlin, New York: de Gruyter, 188-195.
- Bühler, Karl. 1999. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* [1934], mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz, Stuttgart: Lucius & Lucius (UTB 1159).
- Coseriu, Eugenio. 1955. La geografía lingüística. In *Revista de la Facultad de Humanidades y Ciencias, Montevideo* 14, 29-69.

Coseriu, Eugenio. 1975. *Die Sprachgeographie* (übersetzt und herausgegeben von Uwe Petersen). Tübingen: Narr.

Coseriu, Eugenio. 1981. Los conceptos de „dialecto“, „nivel“ y „estilo de lengua“ y el sentido propio de la dialectología, in *Lingüística española actual*, III/1, S. 1-32 [deutsche Übersetzung: Die Begriffe „Dialekt“, „Niveau“ und „Sprachstil“ und der eigentliche Sinn der Dialektologie. In: Albrecht, Jörn/Lüdtke, Jens/Thun, Harald (Hrsg.) *Energieia und Ergon. Sprachliche Variation - Sprachgeschichte - Sprachtypologie, Studia in honorem Eugenio Coseriu*, Bd. I: *Schriften von Eugenio Coseriu (1965-1987)*. Tübingen: Narr 15-43.

Coseriu, Eugenio. 1988. *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen: Narr.

Dittmar, Norbert. 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer.

Erlach, Dietrich/Schurf, Bernd/Brenner, Gerd/ Mielke, Angela. 2011. *Kursthemen Deutsch: Sprachwandel und Sprachvarietäten: Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: Cornelsen.

Fiehler, Reinhard. 2004. *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen: Narr.

Flydal, Leiv. 1951. Remarques sur certains rapports entre le style et l'état de langue. In *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskab* XVI. Oslo, 241-58.

Gabelentz, Georg von der. 1901. *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* [1891], 2., vermehrte und verbesserte Aufl., hrsg. von Albrecht Graf von der Schulenburg. Leipzig: Tauchnitz.

Halliday, Michael A.K. 1978. *Language as social semiotic: The social interpretation of language and meaning*. London: Arnold.

Key, Mary Ritchie. 1975. *Male, female language*, Metuchen. N.J.: The Scarecrow Press.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In *Romanistisches Jahrbuch*, 36. Berlin, New York: de Gruyter, 15-43.

Labov, William. 2006. *The Social Stratification of English in New York City* [1966]. Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Lakoff, Robin T. 1975. *Language and woman's place*. New York [u.a.]: Harper & Row.

- Löffler, Heinrich. 2010. *Germanistische Soziolinguistik* [1985], 4., neu bearb. Aufl. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik 28).
- Lüdtke, Jens/Mattheier, Klaus J. 2005. Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege der Forschung. In Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hrsg.), *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua 23), 13-38.
- Mioni, Alberto M. 1983. *Italiano tendenziale: osservazioni su alcuni aspetti della standardizzazione*, in: *Scritti linguistici in onore di Giovan Battista Pellegrini*, a cura di P. Benincà et al. Pisa: Pacini, 2, vol. 1, 495-517.
- Nabrings, Kirsten. 1981. *Sprachliche Varietäten*. Tübingen: Narr.
- Paul, Hermann. 1886. *Principien der Sprachgeschichte* [1880], 2. Aufl. Halle: Niemeyer.
- Saussure, Ferdinand de. 2001. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* [1931], 3. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schleicher, August. 1853. Die ersten Spaltungen des indogermanischen Urvolkes. In *Allgemeine Zeitung für Wissenschaft und Literatur*, August, 786 f.
- Schmeller, Johann Andreas. 1827-1837. *Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet*, in vier Teilen. Stuttgart: Cotta.
- Schmitz, Ulrich. 2004. *Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen*. Berlin: Schmidt.
- Söll, Ludwig. 1985. *Gesprochenes und geschriebenes Französisch* [1974] 3., überarb. Aufl. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Romanistik 6).
- Thun, Harald. 2005. Variation im Gespräch zwischen Informant und Explorator. In Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hrsg.), *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: Lang (VarioLingua 23), 97-126.
- Whitney, William D. 1875. *The Life and Growth of Language: An Outline of Li*

Online-Lexikographie im DaF-Bereich: Eine erste kritische Annäherung: Bestandsaufnahme – Nutzen – Perspektiven¹

Meike Meliss

Universidad de Santiago de Compostela

1. Einleitung

Seit einiger Zeit ist zu beobachten, dass zu dem Handwerkszeug eines DaF-Lerners, unabhängig von Alter, Sprachstufe und Kontext, nicht mehr Grammatiken und Wörterbücher im klassischen Sinne gehören. Das Nachschlagen in Printwerken wird auf allen Stufen und für alle Benutzersituationen durch die Konsultation in den unterschiedlichsten über Internet frei zugänglichen Materialien ersetzt. Diverse Vorteile, die hauptsächlich mit dem schnellen, kostenlosen, oft multimedialen Zugang in Zusammenhang stehen, und „all in one“ Information rund um die Uhr und sogar neuerdings in „Pocketformat“ ermöglicht, stehen außer Zweifel². So scheint es, dass gerade im DaF-Bereich die Printnachschatgewerke bald schon zu einem Relikt anderer Zeiten angehören werden. Aber genauso wie für die Benutzung von Printwörterbüchern, benötigt der DaF-Lerner durch die ganz neu entstehenden *online*-Nachschlagetechniken (Engelberg/Lemnitzer 2009, 111) genügend Information und Schulung, um für seine jeweilige Benutzersituation in dem dafür am besten geeigneten Konsultationssystem die jeweils adäquateste Rechercheoption auszuwählen. Eine nicht gut geleitete Suche in einem nicht angebrachten Medium führt zu inadäquaten Resultaten. Das gilt

¹ Dieser Beitrag ist im Rahmen der durch Drittmittel geförderten Forschungsprojekte DICONALE-estudios (Xunta de Galicia: IN.CI.TE: 10PXIB204 188 PR), DICONALE-online (MINECO-FEDER: FFI2012-32658) und in Verbindung mit dem lexikographischen Netzwerk RELEX (Xunta de Galicia/FEDER: CN2012/290) entstanden.

² Zu weiteren Vorteilen aber auch Risiken der Internet-Lexikographie siehe Haß/Schmitz 2010, S. 3 – 4.

gleichermaßen für Print- wie für Onlineressourcen³, wobei allerdings gerade bei Internetwörterbüchern bei der Suchanfrage das Risiko des Orientierungsverlustes („lost in hyperspace“) verstärkt auftreten kann (cfr. Haß/Schmitz 2010, 4). Es ist daher Aufgabe der Lehrenden, die entsprechende Orientierung und Hilfestellung zu leisten. Leider ist zu bemerken, dass im DaF-Bereich die nötige lexikographische Kompetenz nicht genügend vermittelt wird, was nicht zuletzt oft an der mangelnden lexikographischen Vorbildung der DaF-Lehrer liegt. Ziel des Beitrages ist es daher, einige Internetwörterbücher (IWB) mit freiem Zugang für die Deutsche Sprache in groben Zügen vorzustellen und für ihren Nutzen in unterschiedliche Benutzersituationen im Bereich DaF zu kommentieren, um dem DaF-Lerner und Lehrer die Auswahl aus dem inzwischen recht unübersichtlichen Angebot für seine jeweiligen Bedürfnisse zu erleichtern. In Anlehnung an die vorgeschlagenen Kriterien von Engelberg/Lemnitzer (⁴2009, 220ff.), Storrer (2010) und das Evaluationsraster zur Beurteilung von online-WB von Kemmer (2010) sollen verschiedene aktuelle IWB der deutschen Gegenwartssprache beurteilt werden. Zur Wörterbuch-Typologisierung orientiere ich mich an den Vorschlägen von Engelberg/Lemnitzer (⁴2009), beschränke aber in diesem Rahmen den Gegenstandsbereich auf zweisprachige IWB, spezifische einsprachige DaF-IWB und einige modularisierte allgemeinsprachige Wörterbuchportale, in denen verschiedene IWB miteinander verlinkt sind⁴. Spezial-IWB, die nur einen spezifischen Aspekt der deutschen Sprache behandeln, wie KonstruktionsWB, AusspracheWB, OrthographieWB, VarietätenWB oder ethymologische WB werden hier nur am Rande in Kapitel 5 für die Untersuchung herangezogen.

Bei der Vorstellung der ausgewählten IWB soll besonderes Augenmerk auf den Mehrwert der Internetwörterbücher im Vergleich zu dem Printmedium durch Hypertext⁵ und Multimedia gelegt werden, da ich im Einverständnis mit Storrer von der Prämisse

³ Haß/Schmitz weisen in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass „der Umgang mit Studierenden lehrt, dass ihnen der Unterschied zwischen Laien- und Qualitätswörterbüchern und das Erkennen wissenschaftlicher Seriosität bzw. die Beurteilung der Verlässlichkeit der Informationen schwerfällt und dass sie gelernt werden müssen.“ (2010, 15)

⁴ Zu der Typologie verschiedener Wörterbuchportale, Kriterien der Unterscheidung und Kriterien der Benutzerführung vgl. Engelberg/Lemnitzer ⁴ (2009, 73ff) und Kosa/Lemnitzer/Neumann 2008.

⁵ Eine besondere Rolle spielt dabei die Hypertext-Technik, die beliebig viele Querverweise erlaubt und die multimedialen Möglichkeiten, die „die Potenziale herkömmlicher Lexika besser verwirklichen [lassen] und erheblich ausdehnen“ (Haß/Schmitz 2010, 2).

ausgehe, dass „das Publikationsmedium Internet [verändert] nicht nur die lexicographischen Prozesse, sondern auch die dabei entstehenden Produkte [verändert]“ (Storrer 2010, 155) und in Worten von Tarp einen Mehrwert der IWB erhoffen lässt:

When a deep-rooted millenarian culture practice like lexicography passes from one medium to another, one would expect such a gigantic step to be more than a mere change of platform and that it also involve improvements in terms of quality which in the case of lexicography can be translate into quicker, more accurate and personalized satisfaction of the corresponding user needs. (2012, 253)

Abschließend ist es Ziel des Beitrages, einige Desiderata für zukünftige DaF-Internet-Wörterbücher des Deutschen aufzuzeigen.

2. Zweisprachige Wörterbücher

Sowohl für das Sprachenpaar Deutsch-Spanisch als auch für das Sprachenpaar Deutsch-Portugiesisch und viele weitere Sprachenpaare erweisen sich die online Portale von PONS und LEO als die gängigsten für den zweisprachigen Kontext⁶. Am Beispiel einiger Einträge zu Wahrnehmungsverben soll exemplarisch ihre Leistung kurz diskutiert werden (vgl. Meliss 2013a, 2013b).

2.1. PONS-Portal⁷: zweisprachige IWB:

Das PONS-Portal vereint verschiedene zweisprachige WB und einige andere WB-Typen, die der Verlag auch in Print-Format verlegt. Zu den angebotenen Einträgen aus Pons-online Dt.-Sp. und Dt.-Pt. lassen sich folgende Beobachtungen zusammenfassen, die in Bezug zu unterschiedlichen Produktionssituationen (Rezeption,

⁶ Die zweisprachigen WB anderer Verlage, wie z. B. das von Langenscheidt (LGWBe) oder Slaby/Grossmann/Illig (SGIWBe), liegen zwar digitalisiert vor, haben aber keinen freien online Zugang. In jedem Fall handelt es sich um printadaptierte Versionen.

⁷ Das PONS-Portal existiert seit 2008.

Produktion) und Sprachrichtungen (L1: Muttersprache: AS /ZS, L2 Fremdsprache: AS/ZS) stehen.

2.1.1. **Fremdsprachige Produktion (Deutsch):** Aus der Information zu der hier exemplarisch ausgewählten transitiven Lesart von sp.: *oler* und deren Entsprechungen im Deutschen wird ersichtlich, dass durch die relativ ausführliche muttersprachliche Disambiguierung im Spanischen die Auswahl aus den möglichen angebotenen deutschen Äquivalenten (*riechen, duften, stinken ...*) für fremdsprachige Produktionssituationen in Deutsch angebracht verlaufen kann. Für den korrekten Gebrauch im Kontext wären allerdings ausführlichere Informationen zur Kombinatorik wünschenswert (Abb. 1a). Das deutsche Entsprechungsangebot für L1 Benutzer des Portugiesischen weist hingegen nur ungenügende Information für Produktionssituationen in der deutschen Fremdsprache auf (Abb. 1b), da selbst in der muttersprachigen AS zu wenig Information für die Disambiguierung der Lesarten aufgeführt wird.

2.1.2. **Fremdsprachige Rezeptionssituation (Deutsch):** Es ist auffällig, dass für die fremdsprachige Rezeptionssituation und/oder Übersetzungssituation, in der ein (Übersetzungs-)äquivalent in der Muttersprache (ZS) gesucht wird, für die unterschiedlichen L1-Zielsprachen ein unterschiedlich umfangreiches Informationsangebot für die L2-Ausgangssprache angeboten wird. So bekommt der hispanophone L1- Benutzer für die Suchanfrage zu *riechen* ein viel umfangreicheres Angebot möglicher deutscher Konstruktionen und deren (Übersetzungs-)äquivalente als dies für einen portugiesisch-sprachigen L1 Benutzer der Fall ist (Abb.: 1c + 1d).

Spanish » Deutsch » O » ol » oler

Übersetzungen für oler im Spanisch » Deutsch-Wörterbuch

I. oler [oˈleɾ] irr VERB intr

1. oler (percibir un olor):

oler a	riechen nach +dat
oler bien	gut riechen
oler bien	duften
oler mal	nicht gut riechen
oler mal (alimentos)	schlecht riechen
huele a pescado	es riecht nach Fisch
huele a espliego	es duftet nach Lavendel

2. oler fam (husmear):

oler	ausschnüffeln
intentaban oler lo que estábamos tramando	sie versuchten herauszubekommen, was wir vorhatten

3. oler fam (tener visos de):

oler a	riechen nach +dat
esto huele a engaño	das riecht (mir aber sehr) nach Betrug
esto huele a engaño	das stinkt nach Betrug fam

4. oler (Wendung):

oler a tigre fam	stinken wie ein Iltis
me huele a chamusquina que no me hayan respondido aún fam	daran ist doch etwas faul, dass sie noch nicht geantwortet haben

II. oler [oˈleɾ] irr VERB trans

1. oler (percibir el olor):

oler	riechen
huele la flor	er/sie riecht an der Blume

2. oler fam (sospechar):

oler	wittern
oler	riechen
ha olido el peligro	er/sie hat die Gefahr gewittert

Abbild 1 a: [Pons-online: Spanisch-Deutsch: oler ->](#)

Portugiesisch » Deutsch » C » che » cheirar

Übersetzungen für cheirar im Portugiesisch » Deutsch-Wörterbuch

I. cheirar VERB trans

cheirar	riechen
cheirar (animais)	wittern
cheirar fig	hineinriechen in

II. cheirar VERB intr

cheirar a	riechen nach
cheirar (agradável) a	duften nach
cheirar mal	stinken

Abbild 1b: [Pons-online: Portugiesisch – Deutsch: cheirar ->](#)

Deutsch » Spanish » R » rie » riechen

Übersetzungen für riechen im Deutsch » Spanisch-Wörterbuch

riechen <riecht, roch, gerochen> [ˈriːçən] VERB intr, trans

riechen nach	oler a
übel riechend	hediondo
übel riechend	maloliente
an einem Gewürz riechen	oler una especia
es riecht angebrannt	huele a quemado
es riecht nach Kampfer	huele a alcanfor
aus dem Mund riechen	tener mal aliento
jdn nicht riechen können fam	no tragar a alguien
das konnte ich doch nicht riechen! fam	¿cómo iba a saber yo!
Ich glaube, sie hat was gerochen fig fam	creo que se lo ha olido

Abbild 1c: [Pons-online: Deutsch-Spanisch: riechen ->](#)

Deutsch » Portugiesisch » R » ri » riechen

Übersetzungen für riechen im Deutsch » Portugiesisch-Wörterbuch

I. riechen <riecht, roch, gerochen> [ˈriːçən] VERB trans

riechen	cheirar
jdn nicht riechen können umg	não poder com alguém

II. riechen <riecht, roch, gerochen> [ˈriːçən] VERB intr

riechen nach	cheirar a
an einer Blume riechen	cheirar uma flor
es riecht angebrannt	cheira a quemado

Abbild 1d: [Pons-online: Deutsch-Portugiesisch: riechen ->](#)

Der kostenlose online-Zugang bietet gegenüber der Print-Fassung hauptsächlich den Vorteil der Direktheit und Schnelligkeit. Eine interaktionelle Beteiligung der Benutzer ist über ein Forum nach Registrierung oder über die Option eines Feedbacks für das gesamte Verlags-Portal möglich. Eine direkte Mitarbeit an neuen WB-Artikeln wird über diese Optionen ebenfalls angeboten⁸. Inhaltlich beschränkt sich die lexikographische Information auf einige grammatikalische Aspekte (Aussprache,

⁸ Vgl. dazu die kurze Beschreibung der PONS-Redaktion: <http://www.pons.de/home/unternehmen/>

Formen, Syntagmatik). Es ist auffällig, dass der Bedeutungsbeschreibung nur eine geringe Wichtigkeit beigemessen wird und keine illustrativen Beispiele angeboten werden. Diese Lücken können teilweise durch die Information über die Verlinkung zu anderen lexikographischen Werken und Portalen für die jeweilige AS und ZS gefüllt werden (Abb. 2). Diese Verlinkung wird dem Benutzer allerdings nicht offen und deutlich angeboten, sondern verbirgt sich hinter einem „Info-Symbol“. Da jedes andere IWB, das mit dem PONS-Portal verlinkt ist, über eine andere Benutzeroberfläche verfügt, sich an eine andere Zielgruppe wendet und damit verbunden, eine andere Metasprache verwendet, verlangt das Recherchieren über weitere Links vom Benutzer eine hohe WB-Nutzungskompetenz und kann daher im DaF-Kontext nur bei fortgeschrittenen Lernern adäquat genutzt werden.

Spanisch	Portugiesisch	Deutsch
Wikipedia RAE Infovisual Espasa Calpe María Moliner	Wikipedia Porto Editora Priberam Michaelis iDicionário Aulete	Canoo Wikipedia Wiktionary Deutscher Wortschatz (Uni Leipzig) DWDS
Abbild 2: Verlinkungsangebot in dem PONS-Portal bezüglich der Sprachen Deutsch, Spanisch und Portugiesisch.		

2.2. LEO-Portal:

Das LEO-Portal⁹ bietet die Information verschiedener zweisprachiger OWB an, die keiner vorausgehenden Printfassung entsprechen.

2.2.1. Für die **fremdsprachige Produktionssituation** führen die einzelnen zweisprachigen Wörterbücher Information zu Kombinatorik (Strukturmuster, Kollokationen), Flexion und Aussprache auf (Abb. 3a+3b).

2.2.2. Für die Konsultation deutscher Lemmata bei fremdsprachiger **Rezeptionssituation** und der Suche nach muttersprachigen (Übersetzungs-)äquivalenten erweist sich die ausgangssprachige Disambiguierung als zu

⁹ Die ersten Ansätze zu dem Portal wurden 1995 an der Universität München gestartet. Zu der gesamten [Entwicklungsgeschichte](#) bietet das Portal ausführliche Information an.

ungenau und unzureichend (Abb. 3c+3d). Auffällig ist auch, dass sich das Informationsangebot für die jeweilige Sprache als AS oder ZS nicht verändert (Abb. 3a und 3c), sich also nicht an die unterschiedlichen Ausgangssituationen anpasst.

<p>Abbild 3a: Leo-Online: Spanisch – Deutsch: oler -></p>	<p>Abbild 3b: Leo-online: Portugiesisch – Deutsch: cheirar -></p>
<p>Abbild 3c: Leo-online: Deutsch – Spanisch: riechen -></p>	<p>Abbild 3d: Leo-online: Deutsch-Portugiesisch: riechen -></p>

LEO bietet über Foren den interaktiven Austausch zwischen Nutzern an und ermöglicht auch die Mitarbeit an neuen WB-Einträgen. Außerdem steht eine Trainingsoption zur Verfügung. Die Bedeutungsdisambiguierung ist für beide Seiten nur ungenügend und Beispiele zur Illustration der Lemmata im Gebrauch sind, genau so wie auch schon bei PONS erwähnt, selten. Der Benutzer muss daher die Information dieses Portals mit Information anderer Wörterbücher ergänzen. Dazu stehen einige Verlinkungsmöglichkeiten¹⁰ durch Kooperation zu anderen WB-Portalen und IWB zur Verfügung (Abb. 4), zeigen aber dieselben oben erwähnten Probleme auf.

Spanisch	Portugiesisch	Deutsch
Leo Real Academia Española	Leo	DWDS CanooNet Leo

¹⁰ Die Verlinkungsmöglichkeiten durch Kooperation mit anderen Portalen und/oder IWB sind bei LEO geringer als bei PONS.

Abbild 4: Verlinkungsangebot in dem LEO-Portal bezüglich der Sprachen Deutsch, Spanisch und Portugiesisch.

3. Einsprachige Lerner-Wörterbücher: DaF

Zu den Klassikern der DaF-Lexikographie, den DaF-Wörterbüchern von den Verlagen Langenscheidt (Götz/Haensch/Wellmann) und de Gruyter (Kemcke) haben sich in den letzten Jahren viele weitere DaF-WB gesellt. Einige, aber nicht alle liegen auch in digitaler Form (CD-Rom) vor¹¹. Nur Pons, Duden und Wahrig besitzen zusätzlich einen freien online-Zugang über ihre jeweiligen Verlagsportale (PONS und Duden) bzw. ein Wissensportal, in das das jeweilige WB integriert wurde (Wahrig). Es handelt sich jeweils um adaptierte Fassungen der Printversion, wobei bei PONS und Duden explizit im Auswahlmenü die Option DaF angeboten wird, bei Wahrig hingegen unklar ist, aus welchen Printquellen genau die angebotene online-Information stammt.

3.1. PONS-Portal: DaF-IWB

Das DaF-IWB von PONS bietet eine klare Lesartdisambiguierung durch die Angabe von Strukturmuster und Bedeutungserklärungen durch die Synonymik-Option mit Verlinkung zu openthesaurus.de. Der Gebrauch im Kontext wird durch die Angabe von einigen festen Wendungen und konstruierten Beispiel(fragmenten) illustriert. Verlinkungen zu anderen WB-Portalen des Deutschen ermöglichen eine Informationserweiterung (Abb. 5).

¹¹ LGWB-DaF, PONS-DaF, Duden-DaF, Wahrig-DaF;

<p>I. rie-chen <riechst, roch, hat gerochen> VERB mit OBJ/ohne OBJ</p> <p>Senden Sie uns Feedback Synonyme für riechen zeigen</p> <p>Beispiele ausblenden Links zu weiteren Informationen</p> <p>jd riecht etwas/an etwas Dat. mit der Nase einen Geruch aufnehmen</p> <p>den Duft der Blüten riechen</p> <p>Riechst du etwas?</p> <p>Ich habe Schnupfen, ich rieche nichts.</p> <p>an einer Blüte riechen</p> <p>II. rie-chen <riechst, roch, hat gerochen> VERB ohne OBJ jd/etwas riecht</p> <p>1.</p> <p>einen bestimmten Geruch abgeben</p> <p>angenehm/nach Schweiß/süßlich/streng/würzig/ruffig/stark riechen</p> <p>Wendungen:</p> <p>etwas riecht nach etwas</p> <p>umg übertr vermuten lassen</p> <p>Das riecht nach Verrat!</p>	<p>III. rie-chen <riechst, roch, hat gerochen> VERB mit ES</p> <p>es riecht nach etwas der Geruch erinnert an irgendetwas</p> <p>es riecht nach Fisch/Gas/Holz/Käse/Verbranntem</p> <p>etwas/emanden nicht riechen können umg abwert (etwas oder jdn heftig ablehnen)</p> <p>Das kann ich doch nicht riechen! umg (das kann ich doch nicht wissen)</p> <p>Lunte riechen umg (Verdacht schöpfen)</p> <p>den Braten riechen umg (die Absicht ahnen oder bemerken)</p> <p>Geruch</p> <p>duften schnuppern, schnüffeln © openthesaurus</p> <p>Canoo Wikipedia Wiktionary Deutscher Wortschatz (Uni Leipzig) DWDS</p>
<p>Abbild 5a: Pons-Portal DaF: riechen</p>	<p>Abbild 5b: Pons-Portal DaF: riechen und Verlinkungsangebot.</p>

3.2. Duden-Portal: Duden-DaF

Die im Duden-Portal angebotene Information basiert hauptsächlich auf dem Duden-Korpus und wird ständig erweitert. „Duden online stellt den aktuellen deutschen Wortschatz so umfassend wie möglich dar, wobei sich die Redaktion der Tatsache bewusst ist, dass Vollständigkeit bei einer nach oben unbegrenzten Zahl von Zusammensetzungen und fachsprachlichen Fügungen nahezu unmöglich ist“ (vgl. Information zu [Duden-online](#)). In dem Sinne scheint das Informationsangebot nicht spezifisch für den DaF-Benutzer ausgerichtet zu sein, da keine Wörterbuchtypologieselektion, so wie es bei PONS der Fall ist, angeboten wird. Dennoch kann dieses IWB für den DaF-Kontext genutzt werden, da vor allem ein hoher Grad an Benutzerfreundlichkeit durch farbliche Gestaltung und interaktive Modularisierung eine optimale Orientierung erlaubt. Die Information umfasst Bereiche wie Formenlehre, Rechtschreibung, Aussprache, Bedeutung (Lesartdisambiguierung durch Synonymik, Umschreibung, Beispiele), Herkunft, Grammatik etc. und bietet Beispielausschnitte zur Illustration der Lemmata im Kontext. Die kombinatorisch-syntagmatische Information ist nur intuitiv aus den angeführten Konstruktionsbeispielen zu erschließen, so dass ein nicht geschulter DaF-Benutzer daraus nicht die für ihn wichtige Information zu Verbreitung, Strukturmustern etc., die für Produktionszwecke




notwendig sind, entnehmen kann (Abb. 6a). In einigen Fällen wird eine computergenerierte Information zu typischen Verbindungen geschaffen (Abb. 6b), allerdings kann davon nur ein geschulter Benutzer für Produktionszwecke profitieren. Der Mehrwert gegenüber entsprechenden Printwörterbüchern liegt hier vor allem in dem übersichtlichen, modularisierten Informationsangebot, Verlinkungen zu anderen Portalen und eine interaktive Beteiligung sieht das DUDEN-Portal nicht vor.

<p>duften</p> <p>Wortart: schwaches Verb Häufigkeit: ■■■■■</p> <p>Rechtschreibung Nach oben</p> <p>Worttrennung: duf ten</p> <p>Bedeutungen Nach oben</p> <p>a. Duft verbreiten b. einen bestimmten oder für etwas charakteristischen Duft verbreiten</p> <p>Synonyme zu duften Nach oben angenehm/gut riechen, Duft verbreiten; (gehoben) Wohgeruch ausströmen</p> <p>Aussprache Nach oben</p> <p>Betonung: duf ten</p> <p>Lautschrift: [ˈdʊftn]</p> <p>Herkunft Nach oben mittelhochdeutsch luffen, luffen = dampfen, dünsten, zu 1)Duft</p> <p>Grammatik Nach oben schwaches Verb, Perfektbildung mit »hat«</p>	<p>Bedeutungen und Beispiele Nach oben</p> <p>a. Duft verbreiten Beispiele</p> <ul style="list-style-type: none"> die Blumen duften [nicht] die Rosen duften stark. <p>b. einen bestimmten oder für etwas charakteristischen Duft verbreiten Beispiel die Rosen duften betörend</p> <p>Blättern Nach oben</p> <table border="0"> <tr> <td>Im Alphabet davor</td> <td>Im Alphabet danach</td> </tr> <tr> <td>Duft</td> <td>Duftgarten</td> </tr> <tr> <td>Duftbruch</td> <td>Duftlauch</td> </tr> <tr> <td>Duftchen</td> <td>duftig</td> </tr> <tr> <td>Duftkrüse</td> <td>Duftigkeit</td> </tr> <tr> <td>dufte</td> <td>Duft</td> </tr> </table> <p>→ riechen:</p> <p>Typische Verbindungen (computergeneriert) Nach oben</p> <table border="1"> <thead> <tr> <th>Substantive</th> <th>Adjektive</th> </tr> </thead> <tbody> <tr> <td>Schweiß</td> <td>Luft</td> </tr> <tr> <td>Duft</td> <td>Braten</td> </tr> <tr> <td>Lute</td> <td>Parfüm</td> </tr> <tr> <td></td> <td>Alkohol</td> </tr> </tbody> </table> <p style="text-align: center;">riechen</p>	Im Alphabet davor	Im Alphabet danach	Duft	Duftgarten	Duftbruch	Duftlauch	Duftchen	duftig	Duftkrüse	Duftigkeit	dufte	Duft	Substantive	Adjektive	Schweiß	Luft	Duft	Braten	Lute	Parfüm		Alkohol
Im Alphabet davor	Im Alphabet danach																						
Duft	Duftgarten																						
Duftbruch	Duftlauch																						
Duftchen	duftig																						
Duftkrüse	Duftigkeit																						
dufte	Duft																						
Substantive	Adjektive																						
Schweiß	Luft																						
Duft	Braten																						
Lute	Parfüm																						
	Alkohol																						
<p>Abbild 6a: Duden-online-Portal: duften</p>	<p>Abbild 6b: Duden-online-Portal: riechen</p>																						

3.3. Wahrig-DaF:

Der Information des Print-Klassikers Wahrig, dessen Gebrauch im DaF-Bereich, schon bevor es spezifische DaF-Lernerwörterbücher gab, üblich war, ist online über das Wissens-Portal: wissen.de abzurufen. Der direkte Zugang erweist sich als durchaus kompliziert, und die Einbettung in ein Wissensportal vermischt die WB-Information mit anderen Wissensmodulen und viel Werbung, so dass der Benutzer leicht irritiert wird. In dem Modul zu Lexika erhält der Interessierte Information zu verschiedenen im Portal angebotenen Nachschlagewerken, unter denen verschiedene Produkte von Wahrig

(HerkunftsWB, SynonymWB, RechtschreibWB, FremdWB, Wahrig Wörterbuch der deutschen Sprache) denen jeweils die entsprechenden Printfassungen zu Grunde liegen, zusammengefasst sind. Durch Anklicken einer der Wörterbuchtypen erhält man direkten Zugang über eine alphabetische Anordnung, über die die Suche erfolgen kann (Abb. 7a). Auch hier wird keine spezifische DaF-Perspektive berücksichtigt. Das Informationsangebot im DaF-Bereich kann höchstens für Rezeptionssituationen und nur eingeschränkt durch gleichzeitige Berücksichtigung des Synonymwörterbuches (Abb. 7b) genutzt werden kann. Für Produktionssituationen liegt nur mangelhafte Information zu den kombinatorischen Eigenschaften vor. Der Nutzen dieses Online-Angebots liegt vor allem in einigen der schon erwähnten allgemeinen medien-spezifischen Vorteilen, kann aber durch die geringe Benutzerfreundlichkeit und den recht komplizierten Zugang nur mit Einschränkung empfohlen werden.

<p>WÖRTERBUCH</p> <p>lauschen</p> <p>lauschen (V_1, hat gelauscht)</p> <p>I. (o. Obj.)</p> <p>1. <i>unbemerkt zuhören</i>; ich will nicht I.; er lauschte an der Tür</p> <p>2. <i>sich bemühen, etwas zu hören</i>; er lauschte, ob sich schon Schritte näherten</p> <p>II. (mit Dat.) einer Sache oder jmdm. I. <i>aufmerksam zuhören</i>; einem Gespräch, der Musik, jmds. Worten I.; die Kinder lauschten ihm gespannt</p> <p>☆☆☆☆☆  Me gusta 0  Twittem 0  0</p>	<p>SYNONYMWÖRTERBUCH</p> <p>lauschen</p> <p>1. horchen auf, hinhören, zuhören, sich anhören, ganz Ohr sein, an jmds. Lippen hängen, jmdm. ...</p> <p>abhören</p> <p>1. → abfragen</p> <p>2. heimlich mithören/überwachen/lauschen</p> <p>3. <i>Med.</i>: abhören, untersuchen, auskultieren...</p> <p>anhören</p> <p>1. eingehen auf, sein Ohr/Gehör schenken/leihen, ein offenes Ohr haben für</p> <p>2. zuhören, hinhören, horchen, lauschen, die Ohren offenhalten/spitzen, an den Lippen hängen, aufmerksam/ganz Ohr sein...</p> <p>belauschen</p> <p>lauschen, mithören, (heimlich) zuhören, Acht geben, aufpassen...</p> <p>spitzen</p> <p>1. spitz machen, anspitzen, zuspitzen, schärfen, wetzen, schleifen</p> <p>2. → begierig sein</p> <p>3. die Ohren spitzen ugs...</p> <p>[...]</p>
<p>Abbild 7a: Wahrig-WB: Portal: Wissen.de: <i>lauschen</i> (WWDS)</p>	<p>Abbild 7b: Wahrig-WB: Portal: Wissen.de: <i>lauschen</i> (SynonymWB)</p>

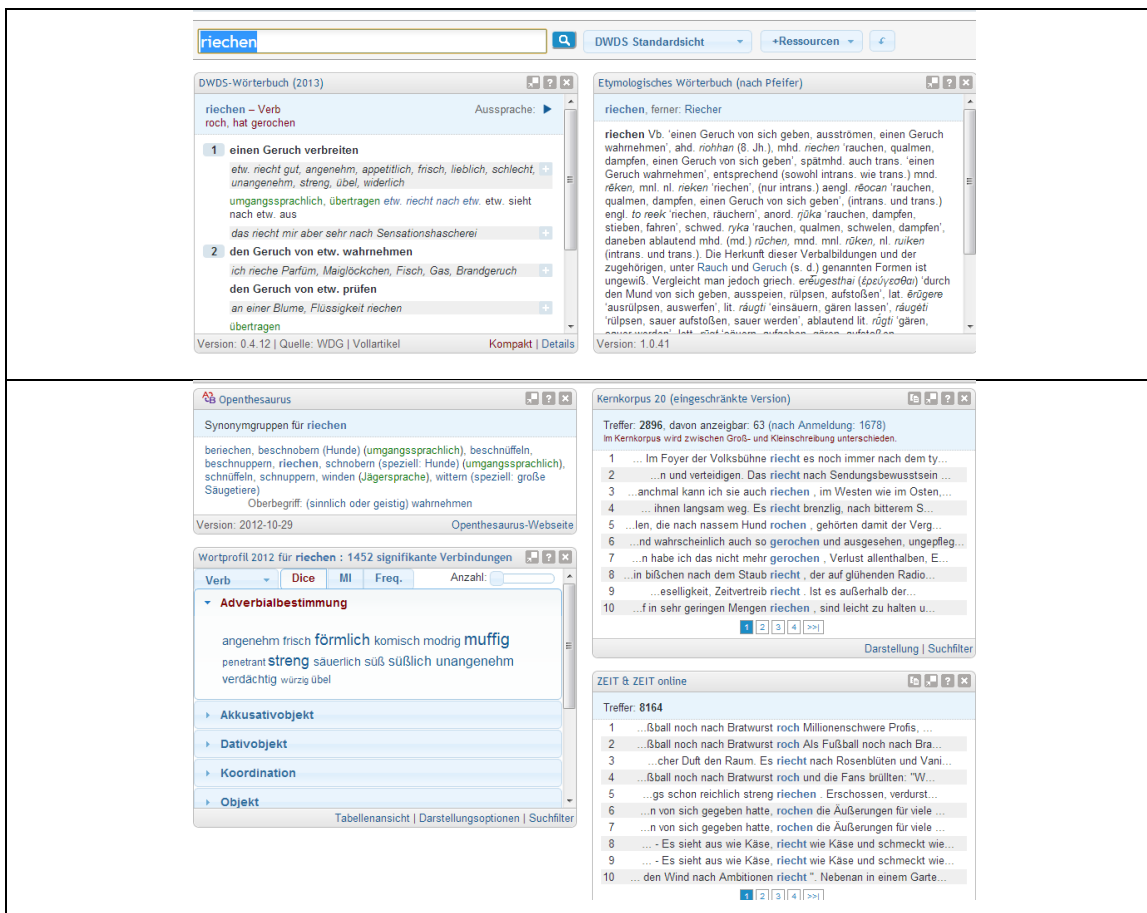
1. Multimodulare, einsprachige Universalwörterbücher und Portale der deutschen Gegenwartssprache

Die oben erwähnten zweisprachigen und einige der einsprachigen Internetwörterbücher bieten Verlinkungen zu einigen gängigen einsprachigen Wörterbuch-Portalen (WBP) der deutschen Gegenwartssprache. Es handelt sich v.a. um [canoonet](#), [DWDS](#) und das [Wortschatzportal der Universität Leipzig](#), die für ihren Nutzwert im Bereich DaF im Anschluss kurz präsentiert werden sollen. Außerdem steht das Portal [OWID](#) vom IDS Mannheim mit [elexiko](#) zur Verfügung. Ob und in welchem Masse diese Onlinematerialien für den DaF-Bereich nützlich und geeignet sind, soll kurz untersucht werden.

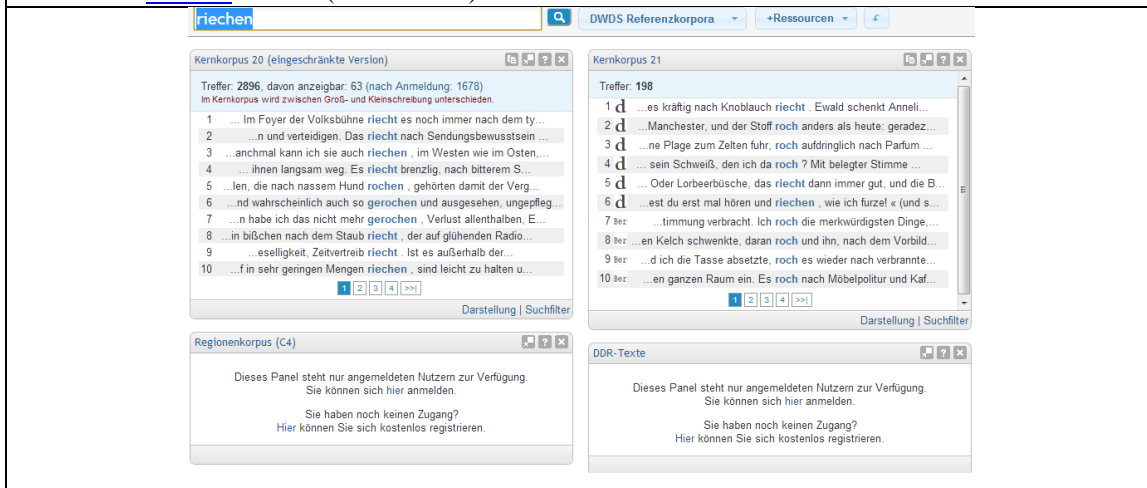
1.1. DWDS

Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache ist ein Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart, umfasst mehrere Wörterbuchressourcen und basiert auf einem umfangreichen Referenzkorpus.¹ Das Informationsangebot ist modular aufgebaut und berücksichtigt verschiedene Ebenen (Aussprache, Form, Bedeutung: Lesartdisambiguierung, Sinnrelationen etc., Herkunft, Kombinatorik), die vom Benutzer je nach Situation (Rezeption, Produktion) aktiviert werden können (vgl. Klein / Geyken 2010; Müller-Spitzer / Engelberg 2011). Die Komplexität und Fülle der Information erweist sich allerdings nur für einen lexikographisch geschulten Benutzer mit hohen bis sehr hohen Kenntnissen der deutschen Sprache als angebracht (Abb. 8a). Die sehr ausführliche Information zur Kombinatorik und Wortprofilen zusammen mit der Illustration durch Korpusbelege (Abb. 8b) ermöglicht eine Konsultation für Produktionszwecke von komplexen freien Texten. Diese, wenn erwünscht, sehr komplexe Information dient zusammen mit anderen Auswahloptionen in Zusammenhang mit der Korpusbestimmung, Statistik, Wörterbuchselektion etc. hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken.

¹ Genauere Informationen zu den [Wörterbuchquellen](#) und der [Korpusgrundlage](#) sind auf der Webseite von DGWB nachzulesen.



Abbild 8a: DWDS: riechen (Ausschnitt 1)



Abbild 8b: DWDS: riechen (Ausschnitt 2)

1.2. CanooNet

Dieses Portal zu deutschen Wörterbüchern und Grammatik, welches an der Universität Basel erstellt wurde, verlinkt die Information verschiedener online-WB bzw. online zugänglichen grammatikalischer Informationssystemen. Die Information ist modular präsentiert, einfach zugänglich und sprachlich gut verständlich. Das Mehrangebot liegt v.a. in der vielseitigen, klar geordneten Verlinkung (Abb. 9b). Für DaF-Zwecke ist die angebotene Information durch die übersichtliche Darstellungsweise und die thematische Systematisierung (Wortbildung, Rechtschreibung, Bedeutung etc.) ab einem relativ geringen Sprachniveau von Nutzen, wenn vorher eine kurze lexikographische Einführung erfolgte. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Beobachtung, dass über die Verlinkung zu TheFreeDictionary Information zu Bedeutung und Strukturmustern aus dem Großwörterbuch DaF von Langenscheidt angeboten wird. Die Darbietung ist allerdings nicht sehr benutzerfreundlich und scheint mit einer älteren Printversion übereinzustimmen.

Bedeutungswörterbuch					
stinken					
Bedeutung 1					
Beispiele 'Der Käse stinkt.' 'In dem Zimmer stinkt es nach vergammelter Kleidung.' 'Das Haus stinkt nach vermoderem Holz.'					
Oberbegriff riechen					
Bedeutung 2					
Beispiele 'Der Fisch stinkt.' 'Das Wasser stinkt nach Urin.'					
Oberbegriff riechen					

Abbild 9a: [Canoonet](#): *stinken*

BedeutungsWB Rechtschreibung Wortbildung Wortformen	Zweisprachige WB	Modularisiertes komplexes Portal	Bedeutung Strukturmuster	Zweisprachige WB	Andere Portale und spezifische Information
Universität Tübingen übernehmen (Projekt GermaNet).	Leo	DWDS	Free Dictionary	Pons	lexiko OpenThesaurus Redensarten Wortschatzlexikon D-En dict.cc D-En Beolingus D-Sp DIX D-NL Uitmundend

<stinkst, stank, hat gestunken> (ohne OBJ)
 1. *jmd./etwas stinkt* sehr unangenehm riechen
 2. *etwas stinkt jmdm.* (umg.) Anlass zum Ärgern geben *Seine dauernde Unpünktlichkeit stinkt mir.*
TheFreeDictionary.com Deutsches Wörterbuch. © 2009 Farlex, Inc. and partners.

; *stank, hat gestunken*; [V]
 1. *jemand/etwas stinkt* jemand/etwas hat od. verbreitet einen sehr unangenehmen Geruch: *Faule Eier stinken*
 2. *jemand/etwas stinkt nach etwas* jemand/etwas hat denselben od. einen sehr ähnlichen unangenehmen Geruch wie etwas: *Das Gas stinkt nach faulen Eiern*
 3. *etwas stinkt jemandem* *gespr.*; etwas ist so, dass sich jemand darüber ärgert: *Es stinkt mir, dass er mir nicht hilft*
TheFreeDictionary.com Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. © 2009 Farlex, Inc. and partners.

Abbild 9b: [Canoonet](#): Verlinkungsangebot und Beispiel zu *stinken* für Bedeutungsinformation durch Verlinkungsmöglichkeiten

1.3. Wortschatzportal Uni-Leipzig

Das Wortschatzportal der Universität Leipzig verbindet unterschiedliche lexikologische und lexikographische Informationen, die hauptsächlich auf statistisch ausgewerteten, korpusgestützten Daten beruhen (vgl. Müller-Spitzer/Engelberg, 2011). Eine Nutzung im DaF-Bereich ist nur eingeschränkt für komplexe Produktionszwecke bei sehr fortgeschrittenem Sprachniveau und erst nach einer orientierenden Einführung in den Nutzen dieses Portals sinnvoll. Besonders nennenswert sind in diesem Informationsangebot die angebotenen onomasiologisch orientierten Suchmöglichkeiten durch den Link zu dem onomasiologischen WB von Franz Dornseiff und den sehr umfangreichen Listen zu unterschiedlichen Bedeutungsrelationen (Abb. 10a). Kookkurrenzprofile und andere statistisch errechnete Informationen zu dem Verknüpfungspotenzial (Abb. 10b) sind hauptsächlich für wissenschaftliche Zwecke nutzbar und ermöglichen durch das Angebot von Parallelkorpora in verschiedenen Sprachen die unterschiedlichsten kontrastive Studien.

<p>Wort: riechen Anzahl: 1607 Häufigkeitsklasse: 13 (d.h. <i>dies</i> ist ca. 2¹³ mal häufiger als das gesuchte Wort) Morphologie: riechen Grammatikangaben: Wortart: Verb transitiv intransitiv lautet ab Partizip II mit haben</p> <p>Relationen zu anderen Wörtern:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Synonyme: ahnen, anfeinden, duften, grollen, hassen, schnüffeln, schnüffeln, schnupern, schnupern, spüren, stinken, verabscheuen, verachten, vermuten, winden, wittern, zanken, zürnen • ist Synonym von: ausdünsten, befürchten, einatmen, einbilden, emkalkulieren, einsaugen, inhalieren, mutmaßen, schnüffeln, schnupern, schwitzen, spüren, vermuten, vorspiegeln, wittern <p>Links zu anderen Wörtern:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Grundform: riechen • Teilwort von: nicht riechen, riechen nach, nicht riechen können, riechen an, Lunte riechen, kann ihn nicht riechen, gegen den Wind riechen • Form(en): riecht, riechen, roch, gerochen, rieche, riechenden, riechende, rochen, riechend, riechender, riechendes, riechst, riechendem, rieche, riech <p>Dornseiff-Bedeutungsgruppen:</p> <ul style="list-style-type: none"> • 11.1 Instinkt: erraten, fühlen, kombinieren, raten, riechen, wittern • 16.19 Geruch: duften, riechen • 16.21 Gestank: riechen, verwesen • 16.22 Geruchssinn: beschnupern, einatmen, riechen, schnüffeln, schnupern, wittern
--

<p>Beispiel(e): Diese würden wegen Essenresten an Verpackungen riechen. (Quelle: www.br-online.de, 2011-01-11) Die Staatsanwältin hat Gegenstände aus dem Keller mitgebracht, an denen die Geschworenen riechen sollten, sie hat die 1,74 Meter an der drei, vier Meter hohen Gerichtstür mit Klebeband markiert, um den Geschworenen die Einführung zu erleichtern. (Quelle: www.bild.de, 2010-12-24) Die "Toxic Wastes" riechen schon recht unangenehm und nähren den Verdacht, dass auch die mit Bestnoten (AA oder gar AAA) bewerteten "Investment grade"-Tranchen der CDO frisiert sein könnten. (Quelle: www.monde-diplomatique.de, 2011-01-12) weitere Beispiele</p> <p>Signifikante Kookkurrenzen für riechen: schmecken (1756.83), hören (655.74), kann (636.93), sehen (634.53), , (534.32), fühlen (459.87), können (451.24), Duft (344.58), gut (290.1), nach (289.58), man (276.46), sie (265.82), nicht (252.81), Düfte (200.6), unangenehm (187.65), anfassen (186.49), förmlich (174.49), oder (168.92), und (164.82), spüren (142.21), Geruch (134.04), nicht sehen (124.09), zu (115.34), Hunde (115.3), Nase (113.37), Sie (111.78), Rauch (108.27), den Braten (107.53), Braten (101.84), tasten (97.39), muffig (96.12), Schweiß (95.78), streng (91.16), Luft (90.76), nicht mehr (89.04), Chefchaouen (86.45), : (84.01), komisch (83.89), Geruchssinn (83.63), frische (80.63), Nasen (76.26), Gestank (76.12), Man (74.62), Menschen (74.42), Duftstoffe (73.68), besser (73.24), Todesangst (72.54), Sinnen (72.28), Mäuse (70.75), Sinne (69.01)</p> <p>Signifikante linke Nachbarn von riechen: zu (940.78), gut (427.84), nicht (256.23), förmlich (252.03), besser (132.99), nicht mehr (132.82), mehr (124.14), unangenehm (103.23), übel (102.78), daran (90.38), Todesangst (68.74), Rauch (68.01), Chemikalien (67.66), muffig (64.94), komisch (63.07), Haie (57.42), stark (52.75), Sie (51.58), Rosen (51.19), Düfte (49.65), Blut (46.19), streng (42.51), Bienen (41.91), nichts mehr (41.75), sie (41.27), schon (38.78), von weitem (36.51), angenehm (35.99), Zimt (35.47), Schokolade (35.13), und (34.67), Füße (34.49), schlecht (34.22), oder (33.36), Meer (32.8), Knoblauch (31.02), Gut (30.69), fast (28.62), weder (26.95), Männern (25.09), Blätter (24.79), weitem (24.45), Eier (22.49), Fisch (22.36), Erde (21.48), anders (21.08), nichts (19.63), dran (19.2), sogar (18.48), Menschen (15.32), genauso (14.89), Wetter (14.27), gar nicht (14), Männer (13.97), etwas (12.67), , (12.16), Mensch (11.98), Frauen (10.53), zum Beispiel (9.61), Wir (9.39), Wasser (9.17), wir (8.95), selbst (8.78), Tagen (8.6), wirklich (7.14), Beispiel (7), vor allem (4.53), ihn (4)</p> <p>Signifikante rechte Nachbarn von riechen: (566.04), , (438.97), können (321.06), kann (271.44), und (222.52), nach (94.47), ? (93.84), oder (77.77), den Braten (63.66), modrig (54.51), ! (51.53), würde (48.18), Futter (47.49), konnte (25.22), streng (22.46), gut (18.63), konnten (17.72), - (17.17), dürfen (14.9), sollte (14.86), wir (14.56), könnte (12.39), muss (12.11), : (12.09), wie (11.48), beginnt (11.14), " (10.94), : (10.51), sie (9.72), " (9.65), stark (8.97), » (7.56), alles (7), sollen (6.84), sogar (5.59), - (5.28), Sie (5.13), einfach (4.93), nicht nur (4.81), nach dem (4.77), als (3.93)</p>
<p>Abbild 10a: Wortschatz Universität Leipzig: riechen</p>
<p>Abbild 10b: Wortschatz Universität Leipzig: riechen : Kookkurrenz-Wortprofil</p>

1.4. Elexiko-OWID

Das [Online-Wortschatz-Informationssystem Deutsch](#), welches das IDS-Mannheim anbietet, vereint verschiedene in sich selbst sehr komplexe Wörterbücher und Wortkonsultationssysteme, daher kann in diesem Rahmen nur kurz auf [elexiko](#) eingegangen werden.² Das WB dient sowohl der Produktion als der Rezeption und verbindet korpusgestützte lexikologische Information auf unterschiedlichen Ebenen (Aussprache, Wortformen, Flexion, Wortbildung, Bedeutung, Syntagmatik etc.) in modularer Form (Abb. 11).

Vgl.: Zitat aus der Wörterbuchbeschreibung der Herausgeber von elexiko:
 „Der Schwerpunkt des Online-Wörterbuchs *elexiko* liegt auf der Beschreibung von Bedeutung und Verwendung der Stichwörter, daneben gibt es auch Angaben zur Orthografie, zur Worttrennung sowie grammatische Informationen. Sie können in *elexiko* nachschlagen, wenn Sie z. B. beim Schreiben eines Textes nach einem sinnverwandten Ausdruck

² Vgl. dazu u.a.: Abel (2008), Hass (Hg. 2005), Klosa (2009), Müller-Spitzer (2007);

suchen. Beim Lesen eines Textes helfen Ihnen die Informationen in *elexiko* z. B. dabei, ein Wort richtig zu verstehen.“

Die klar definierte Zweckbestimmung im Zusammenspiel von der bis jetzt sonst nirgends so klar modellierter Kombination von lexikologischer Informationen, zusammen mit dem übersichtlichen Aufbau und der klaren sprachlichen Gestaltung und zusätzlichen terminologischen Hilfestellungen etc. würde ohne Zweifel auch die Benutzung von *elexiko* für den DaF-Bereich ab der Stufe B erlauben³. Allerdings existiert z.Z. nur ein [Demonstrationswortschatz](#) von 250 Stichworten, die ausführlich bearbeitet wurden, so dass man bei der eingegebenen Suchanfrage meist nur automatisch ermittelte Angaben (Korpusbelege und Verlinkung zu canooNet) vorfindet. Die Verlinkung innerhalb des Portals zu anderen spezifischen Wörterbuchprodukten des IDS, ermöglicht eine weitere Recherche nach den unterschiedlichsten Kriterien und Situationen.

³ Vgl. dazu Klosa *et al.* 2011.

The image shows two screenshots of the 'elexiko' dictionary interface for the word 'fehlen'. The left screenshot displays general information under 'Lesartenübergreifende Angaben' (Orthografie, Herkunft und Wandel, Wortbildungsprodukte) and 'Lesartenbezogene Angaben' (Lesart: 'nicht da sein', Spezifizierung: 'nicht mehr vorhanden sein', 'nicht anwesend sein', 'erforderlich sein', Lesart: 'vermissen'). The right screenshot shows a detailed view of the 'nicht da sein' lemma, including a definition, a 'Wortklasse: Privativum', and 'Konstruktionen: Typische Verwendungen' (Infinitive and Finite Verwendungen). Arrows indicate the relationship between the general information and the detailed lemma view.

Abbildung 11: [elexiko](#): Ausschnitte zu verschiedenen Modulen zu *fehlen*

2. Spezialwörterbücher

Die Informationsdefizite der allgemeinsprachigen WB werden häufig mit Verlinkung zu SpezialWB kompensiert. In diesem Zusammenhang ist hauptsächlich die Information zu den unterschiedlichen sinnverwandten Bedeutungsrelationen zu nennen, die über die Verlinkung zu [woxikon](#), [openthesaurus](#) etc. in den einzelnen Portalen angeboten wird, und die auf den entsprechenden paradigmatischen Spezialwörterbuchtypus mit all seinen gebrauchsbedingten Problemen zurückgreift. Andere SpezialWB müssen jedoch gesondert konsultiert werden, um, vor allem im kombinatorischen Bereich spezifische Information zu erhalten. Da in diesem Rahmen eine detaillierte Präsentation nicht möglich ist, wird in der Tabelle in Abbild 12

lediglich eine kleine Auswahl von Links angeboten, die auch im DaF-Bereich unter den schon erwähnten Vorbehalten nutzbar sind⁴.

WB-Typ	WB-Subtyp	WB-Bezeichnung und Internetadresse
Paradigmatische SpezialWB		
	SynonymieWB AntonymWB	<ul style="list-style-type: none"> • Woxikon: http://synonyme.woxikon.de/ • Synonyme und Antonyme: http://www.openthesaurus.de/ • Teilinformation von verschiedenen oben erwähnten WBP
WB mit onomasiologischem Zugriff		
	BildWB	<ul style="list-style-type: none"> • Pons: BildWB http://bildwoerterbuch.pons.eu/ • Dornseiff als Teilmodul bei Wortschatz Uni-Leipzig: http://wortschatz.uni-leipzig.de/
	WortparadigmenWB	<ul style="list-style-type: none"> • KV: Kommunikationsverben⁵ (integriert in OWID-IDS): http://www.owid.de/artikel/298704
Syntagmatische SpezialWB		
	Valenzwörterbuch	<ul style="list-style-type: none"> • VALBU-online⁶: http://hypermedia.ids-mannheim.de/evalbu/index.html
	Phraseologisches WB	<ul style="list-style-type: none"> • SprichWort: Sprichwörterbuch (integriert in OWID: IDS)⁷: http://www.owid.de/wb/sprw/start.html • Diccionario fraseológico / Phraseologisches Wörterbuch (Hispanoteca: Innsbruck): Justo Fernández López (Dt.-Sp.) http://hispanoteca.eu/LexikonPhraseologie.asp
	KollokationsWB	<ul style="list-style-type: none"> • Feste-usuelle Wortverbindungen (integriert in OWID: IDS)⁸: http://www.owid.de/wb/uwv/start.html
<p>Abbild 12: Auswahl von Links zu verschiedenen IWB und WBP, die für den DaF-Bereich nutzbar gemacht werden können.</p>		

⁴ Auf anderen spezifischen Aspekten wie Sprachvarietäten etc. kann in diesem Rahmen nicht Bezug genommen werden.

⁵ Basiert auf der Publikation von Harras et al. (2004, 2007).

⁶ Basiert auf der Printversion Valbu: Schumacher et al, 2004. Vgl. dazu auch Müller-Spitzer / Engelberg 2011.

⁷ Vgl. dazu Müller-Spitzer / Engelberg 2011.

⁸ Vgl. dazu Müller-Spitzer / Engelberg 2011.

3. Ausblick

Obwohl mit Worten von Engelberg/Lemnitzer „im elektronischen Medium die Zukunft der Wörterbücher liegt“ (2009, 220), konnte aufgezeigt werden, dass nicht alle vorgestellten Werke die neuen Chancen des neuen Mediums gleichermaßen nutzen. Je nach Benutzer muss ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Informationsangebot, Darstellungsweise etc. gefunden werden. Dabei stimme ich Haß/Schmitz zu, dass Internet-Wörterbücher „sinnvolle Nutzungen mit technischen Möglichkeiten verbessern“ sollen (2010, 16). Die Herausforderungen für die Internetlexikographie stehen in direktem Zusammenhang mit dem Nutzen und der Zweckmäßigkeit der angebotenen Information, aber vor allem mit dem online-Mehrwert in Verbindung mit der Ergonomie (Haß/Schmitz 2010, 6ff.). Der korpuslinguistische Impact, unterschiedliche und vielfältige Zugriffsstrukturen und deren Optimierung, ausdifferenzierte Möglichkeiten der Verlinkung etc. stehen in der aktuellen Lexikographie-Forschung im Fokus der Aufmerksamkeit. Für den DaF-Bereich ergibt sich dabei die dringende Notwendigkeit, ein spezifisches lexikographisches DaF-Portal bereit zu stellen, was den konkreten und spezifischen Rezeptions- und Produktionsbedürfnissen eines DaF-Lerners entgegen kommt. Dabei müssen die sehr komplexen Suchvorgänge über unterschiedliche Links zu IWB und lexikographischen Portalen für DaF-Zwecke systematisiert und vereinfacht werden. Das enorme Potenzial der ein – und mehrsprachigen, dynamischen, multimedialen und multimodalen Datenpräsentation und Zugriffsmöglichkeiten von Online-Wörterbüchern und Portalen sollte unbedingt für den DaF-Bereich gezielt genutzt werden. Spezifische Benutzerforschung im DaF-Bereich und Rückschlüsse auf Datenzugriff und Datenpräsentation sind Voraussetzungen, um ein neues Produkt: ein lexikographisches DaF-Portal, zu erstellen. All dies weist auf neue Forschungsbereiche, die einen Weg zu benutzungs-, funktions- und mediengerechter Online-Lexikographie im DaF-Bereich bahnen.

Bibliographie⁹

⁹ Alle online zugänglichen Materialien wurden das letzte Mal am 15.06.2013 konsultiert.

Forschungsliteratur

- Abel, Andrea. 2008. ELDIT (Elektronisches Lernerwörterbuch Deutsch-Italienisch) und *elexiko* im Vergleich. In Klosa, Annette (Hg.): [OPAL-Sonderheft 1/2008](#), 175-189.
- Engelberg, Stefan/Lemnitzer, Lothar. 2001, ⁴2009. *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen.
- Harras, Gisela/Winkler, Edeltraud *et al.* 2004. *Handwörterbuch deutscher Kommunikationsverben*. Teil 1: Wörterbuch. Berlin.
- Harras, Gisela/Proost, Kristel/Winkler, Edeltraud. 2007. *Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Teil 2: Lexikalische Strukturen*. Berlin.
- Hass, Ulrike (Hg.). 2005. Grundfragen der elektronischen Lexikographie. *elexiko – das Online-Informationssystem zum deutschen Wortschatz*. Berlin.
- Hass, Ulrike/Schmitz, Ulrich. 2010. Lexikographie im Internet 2010 – Einleitung. In Hass, Ulrike/Schmitz, Ulrich (Hg.): Thematic Part: Lexikographie im Internet 2010. In *Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie*, 26/2010. Berlin, 1-18.
- Kemmer, Katharina. 2010. Onlinewörterbücher in der Wörterbuchkritik. Ein Evaluationsraster mit 39 Beurteilungskriterien. In *Online publizierte Arbeiten zur Linguistik: OPAL 2/2010*. Mannheim: Institut für deutsche Sprache. 1-33.
- Klein, Wolfgang & Geyken, Alexander. 2010. Das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS). In Hass, Ulrike/Schmitz, Ulrich (Hg.): Thematic Part: Lexikographie im Internet 2010. *Lexicographica*. (Internationales Jahrbuch für Lexikographie), 26/2010. Berlin, 79-96.
- Klosa, Annette. 2009. Modern German Dictionaries and Their Impact on Linguistic Research. In Bruti, Silvia *et al.* (Hg.): *Perspectives on Lexicography in Italy and Europe*. Cambridge, 175-199.
- Klosa, Annette (Hg.). 2008. Lexikografische Portale im Internet. In *Online publizierte Arbeiten zur Linguistik: OPAL-Sonderheft 1/2008*
- Klosa, Annette/Koplenig, Alexander/Töpel, Antje. 2011. Benutzerwünsche und Meinungen zu einer optimierten Wörterbuchpräsentation – Ergebnisse einer

Onlinebefragung zu „elexiko“. In *Online publizierte Arbeiten zur Linguistik: Opal 3/2011*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.

- Klosa, Annette/Lemnitzer, Lothar/Neumann, Gerald. 2008. Wörterbuchportale – Fragen der Benutzerführung. In Klosa (Hg.) *OPAL-Sonderheft 1/2008*, 5-35.
- Mann, Manfred. 2010. Internet-Wörterbücher am Ende der „Nulljahre“. In Hass, Ulrike/Schmitz, Ulrich (Hg.): Thematic Part: Lexikographie im Internet 2010. *Lexicographica*. (Internationales Jahrbuch für Lexikographie), 26/2010. Berlin, 19-45.
- Meliss, Meike. 2013a. (im Druck) Das zweisprachige Wörterbuch im bilateralen deutsch-spanischen Kontext. Alte und neue Wege. In Domínguez Vázquez, M^a José (Hg.) *Trends in der Lexikographie*. Frankfurt.
- Meliss, Meike. 2013b. (im Druck). (Vor)überlegungen zu einem zweisprachigen Produktionslernerwörterbuch für das Sprachenpaar DaF und ELE. In Reimann, Daniel (Hg.): *Contrastiva III: Aktuelle Studien zur Linguistik Deutsch – Spanisch – Portugiesisch*. (Reihe Romanische Sprachen und ihre Didaktik) Hannover.
- Müller-Spitzer, Caroline. 2007. *Der lexikographische Prozess. Konzeption für die Modellierung der Datenbasis*. Tübingen.
- Müller-Spitzer, Caroline/Engelberg, Stefan. 2011. Elektronische Lexikographie zwischen Grammatik und Lexikon. In Engelberg, Stefan/Holler, Anke/Proost, Kristel (Hg.): *Sprachliches Wissen zwischen Lexikon und Grammatik*. (Jahrbuch für Deutsche Sprache IDS) Berlin, 559-572.
- Storrer, Angelika. 2010. Deutsche Internet-Wörterbücher: Ein Überblick. In Hass, Ulrike/Schmitz, Ulrich (Hg.): Thematic Part: Lexikographie im Internet 2010. *Lexicographica*. (Internationales Jahrbuch für Lexikographie), 26/2010. Berlin, 154-164.
- Tarp, Sven. 2012. Online dictionaries: today and tomorrow. In Heid, Ulrich (Hg.): Thematic Part: Corpora and Lexicography. *Lexicographica* (International Annual for Lexicography) 28/2012. Berlin, 253-267.

Zitierte Wörterbücher und online-Ressourcen:

Canoo.net: *Deutsche Wörterbücher und Grammatiken*. <<http://www.canoo.net/>>

Dornseiff, Franz/Wiegand, Herbert E./Quasthoff, Uwe. ⁸2004. *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 8. Neubearbeitete Fassung. Berlin.

(print+elektronisch). Als Teilmodul bei Wortschatz Uni-Leipzig:
<http://wortschatz.uni-leipzig.de/>

Duden-DaF. ²2010. *Deutsch als Fremdsprache – Standardwörterbuch*. Mannheim.

Duden-online Portal: <<http://www.duden.de/>>

DWDS: *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*. <<http://www.dwds.de/>>

elexiko: *Online-Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. IDS-Mannheim
 <<http://www.owid.de/wb/elexiko/start.html>>

Fernández López, Justo: *Diccionario fraseológico/Phraseologisches Wörterbuch*
 (Hispanoteca: Insbruck): (Dt.-Sp.)
<http://hispanoteca.eu/LexikonPhraseologie.asp>

Kempcke, G. et. al. 1999. *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin.

KV-online: *Online Nachschlagewerk zu Kommunikationsverben*. IDS-Mannheim.
 (integriert in OWID-IDS) <<http://www.owid.de/docs/komvb/start.jsp>>

LEO: *zweisprachiges Wörterbuchportal*. <<http://www.leo.org/>>

LGWB-DaF: GÖTZ, D./HAENSCH, G./WELLMANN, H. 2010. *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, München.

LGWBe-DaF: GÖTZ, D./HAENSCH, G./WELLMANN, H. 2007. *Langenscheidts e-Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin, München.

LHWBe: *Langenscheidts Handwörterbuch Spanisch*. 2006. Spanisch – Deutsch (LHWBe-SD)/Deutsch – Spanisch (LHWBe-DS): elektronische Fassung. Berlin, München.

Openthesaurus: *freies deutsches Wörterbuch für Synonyme und Antonyme*:
 <<http://www.openthesaurus.de/>>

OWID: *Online-Wortschatz-Informationssystem Deutsch*. IDS Mannheim.
 <<http://www.owid.de/>>

Pons: *Bildwörterbuch*: <http://bildwoerterbuch.pons.eu/>

Pons: *Das Sprachenportal*. <<http://de.pons.eu/>>

Pons-DaF. 2006. *Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Stuttgart. (print+digital)

SGIWB: SLABY, R. J./GROSSMANN, R./ ILLIG, C. 1963⁷; 1988, ⁸1987. *Diccionario de las lenguas española y alemana*. Barcelona: Herder, Band I: Español – Alemán (SGI-SD), Band II: Alemán – Español (SGI-DS).

SGIWBe: SLABY, R. J./ GROSSMANN, R./ ILLIG, C. ⁵2003. *Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Spanisch - Deutsch (SGIe-SD), Deutsch – Spanisch (SGIe-DS)*. Wiesbaden: Brandstetter Verlag (Elektronische Fassung).

SprichWort: *Sprichwörterbuch* (integriert in OWID: IDS):
<http://www.owid.de/wb/sprw/start.html>

The Free Dictionary: <<http://de.thefreedictionary.com/>>

Usuelle Wortverbindungen (integriert in OWID: IDS):
<http://www.owid.de/wb/uwv/start.html>

Valbu: Schumacher, Helmut et al. (2004): *Valenzwörterbuch deutscher Verben*. Tübingen.

Valbu-e: E-Valbu: *Valenzwörterbuch online*. IDS-Mannheim. <<http://hypermedia.ids-mannheim.de/evalbu/index.html>>

Wahrig-DaF. 2008. *Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin.

Wissens-Portal: www.wissen.de

Wörterbuch für Synonyme: online. <www.synonym.de>

Wortschatz Universität Leipzig: Portal <<http://wortschatz.uni-leipzig.de/>>

Woxikon: Online-Wörterbuch: Wörterbuch und Übersetzung:
<www.woxikon.de>, <http://synonyme.woxikon.de/>

Mündlichkeit im Internet
Analyse portugiesischer Beispiele im Rahmen des Modells des «Nähe- und Distanzsprechens»

Bernd Sieberg
FLUL der Universität Lissabon

1. Ziel der Untersuchung

Aus dem umfangreichen Spektrum möglicher Themen, die sich im Zusammenhang mit Internet, Computer und Kommunikation für die verschiedenen Bereiche der Sprachwissenschaft ergeben, konzentrieren wir uns in unserer Untersuchung auf die Frage nach dem Vorkommen von konzeptioneller Mündlichkeit beim Kommunizieren mittels des vernetzten Computers. Bei dieser Analyse beschränken wir uns auf Texte in Blogs sowie auf Tweets und Kommentare¹, die im Zusammenhang mit Online Versionen von Zeitungen und Zeitschriften ins Netz gestellt werden.

Wir lassen uns bei diesem Vorgehen von der Überzeugung leiten, dass es uns durch diese Analyse gelingen wird herauszufinden, welche situativ-technischen Voraussetzungen es genau sind, die diese Tendenz zur Mündlichkeit jeweils begründen. Um den Einzelsprachen überschreitenden Charakter unserer Studie veranschaulichen zu können, beziehen wir uns bei unseren Interpretationen auf einen Korpus, der aus portugiesischen Äußerungen besteht. Diese Interpretation nehmen wir im Rahmen der Analyseparameter «Rolle, Zeit, Situation, Code und Medium» sowie einer Reihe von universalen Verfahren der Diskursgestaltung wie z.B. «Sequenzierung der Rede» oder

¹ Diese an letzter Stelle genannte kommunikative Praktik würden wir als «Leserbriefe» bezeichnen, wenn es sich um in Papierform veröffentlichte Texte zu Artikeln konventioneller Zeitungen bzw. Zeitschriften handeln würde.

«aggregative Strukturierung des Informationsflusses» vor. Diese Parameter und Verfahren entnehmen wir dabei dem von uns modifizierten Modell des Nähe- und Distanzsprechens von Ágel&Hennig (2006a, 2006b, 2007), das die Leser in seiner schematischen Darstellung im Anhang dieses Artikels finden. Wir benutzen dieses Modell, weil es eine exakte und hierarchisch streng gegliederte Erklärung und Interpretation der Merkmale der Netzkommunikation erlaubt.

Der Umstand, dass wir unsere Beispiele portugiesischen Blogs, Tweets und Leserbriefen entnehmen, trägt dem Umstand Rechnung, dem zur Folge ein Großteil der Leser der Zeitschrift REAL Portugiesisch als Muttersprache spricht. Für deutsche Leser haben wir Übersetzungen der entsprechenden Beispielsätze in den Text eingefügt. Dieser kontrastive Ansatz beruht auf der Überzeugung, dass die zur Erklärung für die Tendenz zur Mündlichkeit herangezogenen Gründe und Beschreibungsparameter universalen Charakter besitzen, weil sie auf einem Modell mit universalem Prinzipien und Erklärungsansprüchen beruhen, und weil die situativ-technischen Rahmenbedingungen, die durch die jeweiligen Internetplattformen vorgegeben sind, ebenfalls Einzelsprachen übergreifende Gültigkeit besitzen. Darum scheint uns diese Anwendung von Kriterien und Analyseparametern, die auf dem Boden eines Modells der germanistischen «Gesprochenen-Sprache-Forschung» gewachsen sind, auf die portugiesische Sprache besonders interessant und angemessen.

Neben der spezifischen Frage nach einer Tendenz zur Mündlichkeit in den von uns untersuchten kommunikativen Praktiken werden wir versuchen, noch ein weiteres Thema anzusprechen, das im Zusammenhang von Internet und Sprache besonders kontrovers diskutiert wird. Wir meinen damit die Behauptung, der zur Folge die Nutzung der kommunikativen Praktiken des Internet zum Verfall unserer Standardsprache führt.

2. Einige Beispiele für Medien und ihren Einfluss auf Sprache

Um zu veranschaulichen, wie neue Technologien und Medien schon immer Auswirkungen auf sprachliche Ausdruckformen gehabt haben, skizzieren wir im Folgenden kurz drei zentrale Einschnitte der «prädigitalen» Mediengeschichte:

(a) Die Erfindung des Buchdrucks durch bewegliche Lettern Mitte des 15. Jahrhunderts durch Gutenberg ermöglichte einen enormen Anstieg der Zahl gedruckter Bücher und anderer Schriften. Mit den hierdurch bedingten sinkenden Produktionskosten und der steigender Nachfrage sahen sich die großen Druckereien gezwungen, ihre Sprache so zu gestalten, dass sie auch in benachbarten und weiter entfernten mundartlichen Regionen gelesen werden konnten. Folglich vermied man allzu mundartliche Lautformen und Lexeme und gelangte nach und nach zu einer gewissen Vereinfachung und Vereinheitlichung von Syntax, Zeichensetzung und graphematischer Gestaltung der gedruckten Schriften. So entstanden große überregionale Druckersprachen wie in Wien, München, Augsburg, Tübingen, Straßburg, Basel, Zürich, Mainz, Frankfurt, Köln, Nürnberg, Leipzig und Wittenberg (Polenz 1972, 87), deren Einzugsgebiete sich für die damalige Zeit über relativ große Regionen mit voneinander abweichenden Dialektmerkmalen erstreckten. Die langsam einsetzende Tendenz zur Vereinheitlichung der graphematischen Gestaltung, Orthographie, Lexik und Zeichensetzung schafften nach und nach die ersten Grundlagen auf dem Weg zur Entwicklung einer deutschen Gemein- oder Einheitssprache. Es war insbesondere die in den verschiedenen Schreibsprachen verbreitete Vielzahl von Graphemen und Homographen, die noch im 16. Jahrhundert einer Vereinheitlichung der Orthographie im Wege stand. Um nur drei Beispiele aus der verwirrend großen Zahl von Schreibvarianten anzuführen: Die graphematische Realisierung des Umlautes erfolgte parallel und unsystematisch durch ein über das Vokal-Graphem gesetztes *e*, die Doppelgrapheme *ae*, *oe* und *ue* und dann schließlich durch zwei über die Vokale gesetzte Strichelchen *ä*, *ö*, *ü*. Relativ willkürlich fiel auch die graphematische Kennzeichnung von Konsonantenverdopplungen wie *unnd*, *auff*, *isß* aus oder die Realisierung der Verschlusslaute, wie z.B. des /k/ durch *k*, *kk*, *ck*, oder *c*, etc.

(b) Die Erfindung der Telegraphie erfolgte Ende des 18. Jahrhunderts zunächst auf der Basis einer optischen Übermittlung der Nachrichten. Diese wurde ungefähr 50 Jahre später durch die Telegraphie abgelöst, die auf akustisch vermittelten Morsezeichen beruhte. Die weltweite Vernetzung der Telegraphie und damit die Möglichkeit einer schnellen interkontinentalen Kommunikation setzte kurz darauf nach der Entwicklung von Seekabeln im Jahre 1851 ein (Schendel, 2010). Nachdem sich die Kosten für die Übermittlung eines Telegramms anfangs nach der Entfernung richteten, die es zu übermitteln galt, wurden sie ab 1876 durch eine „Worttaxe“ (Schwitalla 2002, 36) berechnet: Je mehr Worte und Zeichen man benötigte, um so teurer wurde das jeweilige Telegramm. Dieser Umstand wirkte sich nachhaltig auf die sprachliche Form dieser kommunikativen Praktik aus. Für das Schreiben von Telegrammen setzte sich ein Stil durch – eben der sogenannte Telegrammstil -, der durch Abkürzungen, Auslassungen bestimmter «überflüssiger» Wortklassen wie Artikel und Pronomen sowie durch syntaktische Verkürzungen gekennzeichnet war, wie etwa in den folgenden Beispielen: *ankomme Sonntag 12. Juli 16 Uhr; Vater ernsthaft erkrankt sofort nach Hause kommen; zur Verlobung alles Gute, deine Schwester Marion*, etc. Zum Teil ähnliche sprachliche Kurzformen findet man heute in der SMS Kommunikation und in E-Mails².

(c) Als letztes Beispiel einer technischen Innovation und ihrer Auswirkung auf die Sprache führen wir die Erfindung des Telefons im 19. Jahrhundert an. Die besonderen situativ-technischen Voraussetzungen dieser kommunikativen Praktik, zu denen als wichtigste Faktoren der dialogische Gesprächsverlauf ohne visuellen Kontakt sowie die in den Anfangszeiten oft drastisch verminderte Qualität der akustischen Signale gehörten, führten zu spezifischen Routineformeln – insbesondere des Begrüßens und sich Verabschiedens -, zum häufigen Gebrauch von sprachlichen Zeichen zur „Engführung“ (Feilke 1994) sowie zur Notwendigkeit, bestimmte Worte, deren Aussprache missverstanden werden konnte, durch eindeutig klingende Varianten zu ersetzen. Zur Gruppe der sich im Zuge der Telefonkommunikation entwickelnden Routineformeln gehören Ausdrücke wie *Auf Wiederhören / am Apparat / ja / hier*

² Als Folge der Konkurrenz durch SMSs und E-Mail stellte die Deutsche Telekom den Telegrammdienst ins Ausland am Ende des Jahres 2000 endgültig ein.

Schmidt / kann ich etwas ausrichten / Sie hören dann von uns / ich verbinde Sie weiter / Frau/Herr X ist momentan außer Hauses / bleiben Sie bitte am Apparat / etc. Als sprachliche Ausdrücke, die garantieren sollen, dass das, was gesagt wird, auch so verstanden wird, wie es gemeint ist, dienen Sprecher- und Hörersignale wie *ja genau / soso / hm / aha / oder nicht? / ja / klar / verstehe / ne / oder? /*, etc. Zu den Eindeutigkeit schaffenden Alternativen zu Worten, die man eventuell falsch verstehen könnte, zählen bei der Nennung von Zahlen das Wort *zwo* statt *zwei* und bei der Nennung von Monatsnamen das Wort *Julei* statt *Juli*. Im Zuge der Telefonkommunikation bürgerten sich darüber hinaus auch besondere Konventionen zur Buchstabierung von Worten (besonders von Namen) ein, wie *A wie Anton* und *B wie Berta*, etc., die in einem speziellen «Telefonalphabet» aufgelistet sind, vgl. dazu den entsprechenden Eintrag in der Wikipedia: <http://de.wikipedia.org/wiki/Buchstabiertafel> «4.5.2013»

Mit dem Internet setzt schließlich eine viel radikalere Änderung der Medienlandschaft ein. Vielleicht können wir die Erstellung der 1. Webseite durch Tim Berners Lee im Jahre 1992 als Beginn des Internets werten. Durch die bei der Erstellung dieser Seite benutzte Programmiersprache HTML (Hypertext-Auszeichnungssprache)³ ergab sich die Möglichkeit einer Strukturierung von Inhalten (Texten, Bildern und Hyperlinks) in einer Form, die sich bis heute als wesentliches Charakteristikum einer Webseite erhalten hat.

Selbst das Schlagwort von einer „Zweiten Gutenberg-Revolution“ (Siever, Schlobinski & Runkehl 2005, 5) ist unserer Meinung nach unzureichend, um die Bedeutung und die Folgen dieser Medienrevolution angemessen zu fassen. Diese Behauptung gilt auch hinsichtlich der Art und Weise, wie die verschiedenen kommunikativen Praktiken, die an Computer und Internet gebunden sind, sprachliche Mittel zur Kommunikation verwenden. Die Radikalität dieses Wandels könnte wohl kaum treffender beschrieben werden als durch die folgenden Worte Schlobinskis (2012, 18), der anlässlich seiner Rede zur Verleihung des Konrad-Duden-Preises ausführt:

³ Durch die bei der Erstellung dieser Seite benutzte HTML (Hypertext-Auszeichnungssprache) ergab sich die Möglichkeit einer Strukturierung von Inhalten (Texten, Bildern und Hyperlinks) in einer Form, die sich bis heute als wesentliches Charakteristikum einer Webseite erhalten hat.

Die digitale Revolution integriert alle Errungenschaften vorangegangener Medienrevolutionen unter einem Dach. Multimedialität und -modalität, Medienkonvergenz und Transmedialität sind die Schlüsselbegriffe dieses Prozesses. Doch im Kern führt diese Mediamorphose zu einem integrierten, allumfassenden Kommunikationssystem, einem Unimedium, in dem reale, imaginär-fiktionale und virtuelle Welt aufeinander bezogen sind. Und das Unimedium globalisiert Sprache und Kommunikation in einer neuen Qualität. Es macht Kommunikation frei konvertierbar und die Währung sind Bits und Bytes

3. Theoretisch- methodische Voraussetzungen

Das Problem einer angemessenen terminologischen Bestimmung der durch Computer und Internet vermittelten Sprache weist auf die Vielschichtigkeit der Thematik «Sprache und Internet». Die Dynamik der Entwicklung der elektronischen Medien und die ihr Wesen ausmachende Offenheit für permanente Neuerungen, die Mannigfaltigkeit der Funktionen und Ausdrucksformen, die den Gebrauch der Sprache im Rahmen dieses Mediums charakterisieren sowie die unterschiedlichen Wertungen, die ein solcher Gebrauch von Seiten vieler Fachleute und Laien erfährt, spiegelt sich in der Vielfalt der Begriffe wieder, die in den letzten Jahren für ihre Bezeichnung herangezogen wurde.

David Crystal (2010)⁴ erwähnt neben dem Begriff *netspeak* auch die Termini *netlish*, *weblish*, *internet language*, *cyberspeak*, *electronic discourse*, *electronic language*, *interactive written discourse* und *textspeak* (Crystal, 2004; 2006), wobei der an letzter Stelle genannte Begriff für die Richtigkeit der These spricht, die wir in unserer Studie verteidigen. In anderen Quellen und bei anderen Autoren, deren genaue referentielle Erwähnung wir an dieser Stelle als überflüssig erachten, findet man außerdem Begriffe wie *Computer vermittelter Sprachgebrauch*, *elektronische Kommunikation*, *Kommunikation per vernetztem Computer*, *Netzdeutsch*, etc.

⁴ Crystal beginnt bezeichnenderweise und ganz im Sinne unserer These einen Vortrag, der über YouTube zugänglich ist (<http://www.youtube.com/watch?v=P2XVdDSJHqY>) mit den Worten „*Technology always changes a language ...*“

Den despektierlich gemeinte Ausdruck „Sprechschreibe“, der Assoziationen an negativ konnotierte Wörter wie «Geschwafel» oder «Gerede» weckt, finden wir in einem Zeit-Online Artikel mit der Überschrift "Voll eklich wg schule *stöhn*" vom 24. Februar 2011 mit der URL: <http://www.zeit.de/2011/09/C-Schreibkompetenz>.

Treffender finden wir hingegen die von Hilgert (2000) benutzte Definition *texto falado por escrito na internet* (übersetzt *gesprochener Text, der im Internet auf schriftlicher Basis vermittelt wird*). Diesem Begriff entspricht auch die Überzeugung Crystals (2004), der zur Folge es sich bei seiner „textspeak“ um eine hybride Form zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit handele. Eine Definition, die genau erklären würde, was er unter dieser «Hybridität» versteht, oder welche Faktoren genau für ihr Zustandekommen verantwortlich zeichnen, finden wir bei Crystal allerdings nicht.

In unserer Studie werden wir immer wieder den Terminus „kommunikative Praktik“ verwenden, den wir anstatt des Begriffs der «Textsorte» verwenden. Dieser von Fiehler, Barden, Elstermann und Kraft (2004, 99ff) eingeführte und auch im Duden (2009, 1170) benutzte Begriff dient zur Bezeichnungen sowohl schriftlich als auch mündlich übermittelter Kommunikationsformen. Wir bevorzugen diesen Terminus, weil er alle Formen von Alltagsgesprächen, alle schriftlich übermittelten Textsorten, aber auch die verschiedenen Formen der an Computer und Handy gebundenen Texte der Netzsprache erfasst. Der Terminus «Textsorte» scheint uns hingegen darum nicht geeignet, weil sich mit ihm notgedrungen die Vorstellung schriftlich vermittelter Informationen verbindet.

Im Kontext des Themas unserer Studie stellt sich vordringlich die Frage, was genau wir mit dem Begriff einer „konzeptionellen Mündlichkeit“ meinen. Der Begriff geht ursprünglich auf die Unterscheidung des Romanisten Ludwig Söll (1985) zwischen medialer und konzeptioneller Mündlichkeit zurück. Söll erkannte, dass es kommunikative Praktiken gibt, die zwar medial mündlich vermittelt werden, deren Planung aber unter ähnlichen situativen Bedingungen zustande kommt wie die schriftlicher Texte, und die folglich auch deren sprachliche Ausdrucksweisen aufweisen. Er bezieht sich dabei auf Praktiken wie einen «wissenschaftlichen Vortrag» oder eine schriftlich ausgearbeitete aber mündlich vorgetragene «Predigt» eines Pfarrers

auf seiner Kanzel. Der umgekehrte Fall liegt bei medial schriftlich übermittelten kommunikativen Praktiken vor, die trotz ihrer schriftlichen Fixierung viele Elemente von Mündlichkeit aufweisen, weil sie in der Phase ihres Entwurfs unter ähnlichen situativen Rahmenbedingungen wie die Redebeiträge zu einem Dialog entstehen. Im Bereich der Kommunikation außerhalb des vernetzten Computers trifft diese Charakterisierung auf kommunikative Praktiken wie etwa «Einträge in ein persönliches Tagebuch» zu oder vielleicht auch auf einen von Emotionen geprägten «Liebesbrief», dessen Verfassung tendenziell von Spontanität, Eile und bewusst oder unbewusst in Kauf genommenen Normdurchbrechungen gekennzeichnet ist.

Der Begriff der konzeptionellen Mündlichkeit wird also dem Umstand gerecht, dem zur Folge es kommunikative Praktiken gibt, die zwar überwiegend Merkmale gesprochener Sprache aufweisen, obwohl sie medial schriftlich vermittelt sind. Besonders häufig finden wir Praktiken dieser zweiten Gruppe – medial schriftlich aber konzeptionell mündlich – in der Netzkommunikation, also z.B. beim Chatten, Twittern oder bei den sprachlichen Einträgen in Weblogs oder «Online Foren». Die in den entsprechenden Textexemplaren vorkommenden Merkmale von Mündlichkeit finden ihre Erklärung folglich durch die spezifischen situativen Faktoren, die ihre Planung - d.h. ihre Konzeptionalisierung im Sinne von Gestaltung einer sprachlichen Struktur - entscheidend prägen.

Es waren die Romanisten Koch & Oesterreicher (1985) und später die Germanisten Ágel & Hennig (2006a, 2006b, 2007), die diese Vorstellung von Mündlichkeit als Basis für ihre Modelle⁵ zur Beschreibung der «Gesprochenen Sprache nutzten», wobei sie in einem weiteren Schritt die bis dato übliche Zweiteilung in «Mündlichkeit versus Schriftlichkeit» durch die Dichotomie «Nähe- versus Distanz» ersetzen. Als Folge dieser Einteilung lassen sich nun alle kommunikativen Praktiken

⁵ Eine schematische Darstellung des Modells von Ágel & Hennig befindet sich Anhang zu diesem Artikel.

unabhängig von der Form ihrer medialen Übermittlung auf eine Skala zwischen den Polen von Nähe und Distanz übertragen. Je mehr Nähemerkmale in einer bestimmten kommunikativen Praktik vorzukommen pflegen, desto näher lässt sich die entsprechende Praktik am «Nähepol» verorten und je weniger Nähemerkmale es sind, desto näher befindet sich die entsprechende Praktik am «Distanzpol» dieser Skala. Dazu die folgende kleine Skizze, die eine solche Verortung exemplarisch für einige kommunikative Praktiken vornimmt. Dabei handelt es sich um eine ungefähre Zuordnung, der es um die Darstellung der ungefähren Relation zwischen den verschiedenen kommunikativen Praktiken geht und nicht um ihre exakte Position auf dieser Skala. Die oberhalb der gestrichelten Linie angeordneten Praktiken sind dem Bereich der Kommunikation außerhalb des vernetzten Computers entnommen, während die unterhalb dieser Linie angeordneten Praktiken aus dem Bereich der Netzkommunikation stammen.

Gesetzestext > Gebrauchsanweisung > Tagebuch > Telegramm > Interview > Alltagsdialog
Distanzpol -----> **Nähepol**
Sachtexte in Online Publikationen > E-Mail > Blogbeiträge > Twitter > Chat > Live Chat mit Webcam

Im Text verwenden wir die Begriffe konzeptionelle Mündlichkeit und Nähesprechen oft wie Synonyme. Den einzigen Unterschied zwischen den beiden Termini sehen wir darin, dass es sich bei dem Begriff der konzeptionellen Mündlichkeit um den umfassenderen Begriff handelt, während wir Nähemerkmale auf die sprachlichen Erscheinungen begrenzen, die sich aus dem Axiom und den universalen Verfahren der Diskursgestaltung des (von uns erweiterten) Modells des Nähe- und Distanzsprechens von Ágel&Hennig ableiten lassen.

Die in unserer Studie benutzte Methode lässt sich am besten durch den Begriff „Pragmatische Syntax“ kennzeichnen. Der Begriff geht auf Liedtke & Hundsnurscher (2001) zurück und meint eine Methode, die sprachliche Merkmale der Morphologie und Syntax durch den Rückbezug auf die situativen Umstände erklärt, die ihr

Zustandekommen prägen⁶. Hinsichtlich der Ziele, die wir in diesem Aufsatz verfolgen, bedeutet das: Einzelne Merkmale einer Sprache – im hier vorliegenden Fall der portugiesischen Sprache - erfahren ihre funktionale Interpretation auf dem Hintergrund der Situation und ihrer spezifischen Bedingungen, die die Planung und Realisierung der entsprechenden Äußerung jeweils begleiten und entscheidend prägen. Im Falle der Netzkommunikation erweitern wir den Begriff der «situativen Umstände» im Sinne einer Einbeziehung der technischen Rahmenbedingungen und spezifischen Funktionen der jeweiligen Internetplattform, auf der sich der sprachliche Austausch jeweils vollzieht.

Dieses Prinzip möchten wir durch das folgende Beispiel deutlich machen: Wenn es in einer Situation möglich ist, sich mittels einer Äußerung verständlich zu machen wie *her damit* (im Portugiesischen *dá cá*) lässt sich die Möglichkeit des Gebrauchs und des Verstehens einer solchen Handlungsellipse nur dadurch erklären, dass sich Sprecher und Hörer gemeinsam im selben Raum befinden - bzw. im Fall der Computer vermittelten Kommunikation in einem gemeinsamen virtuellen Raum - und gleichzeitig miteinander sprechen und zusammen handeln.

Um das Modell des Nähe- und Distanzsprechens von Ágel & Hennig auf die Interpretation sprachlicher Strukturen und Ausdrucksweisen der Kommunikation per vernetztem Computer anwenden zu können, bedarf es allerdings einer Erweiterung des Axioms dieses Modells, dessen ursprünglicher Definition zur Folge «Raum und die Zeit der Produktion einer Äußerung identisch mit dem Raum und der Zeit ihrer Rezeption» sein müssen. Eine solch strenge Formulierung würde es aber ausschließen, diejenigen sprachlichen Merkmale der Netzsprache, die wir ebenfalls als Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit identifizieren, aus diesem Axiom abzuleiten.

Als erstes erweitern wir darum das Axiom durch den Zusatz, dem zur Folge das räumliche Zusammensein auch im erweiterten Sinn eines virtuellen räumlichen Zusammenstehens verstanden werden kann. Ebenso relativieren wir das Kriterium

⁶ Trotz aller Unterschiede bei ihren Untersuchungen und Methoden besteht in der germanistischen «Gesprochenen Sprache Forschung» (= GSF) eine Übereinkunft bezüglich der herausragenden Bedeutung des Faktors «Situation» bei der Bestimmung von Erscheinungen des Gesprochenen Deutsch, ein Konsens, der die pragmatische Dimension der Sprache in den Vordergrund stellt.

eines zeitlichen Zusammenfalls von Produktion und Rezeption einer Äußerung in dem Sinne, dass auch eine relativ schnell aufeinander erfolgende Produktion und Rezeption beim Nutzer ein Bewusstsein schafft, das die Konzeptionalisierung nächsprachlicher Ausdrucksweisen favorisiert.

Ein zweite Erweiterung des Axioms geht davon aus, dass es auch die situativ-technischen Rahmenbedingungen des Arbeitens am vernetzten Computer sind, die Formen konzeptioneller Mündlichkeit hervorbringen. Zu den entsprechenden Faktoren zählen sowohl die Strukturen und Funktionen der jeweiligen Internetplattform, auf der sich die sprachlichen Kommunikationsprozesse vollziehen, aber auch die technischen Voraussetzungen des Arbeitens am vernetzten Computer selber. Zu diesen gehören unter anderem das Arbeiten mittels von Tastatur und Computerbildschirm, die verfügbaren Schreibprogramme, der Kontext der Webseiten, auf denen man sich möglicherweise bewegt, etc. Erst eine solche Erweiterung des Axioms des Modells des Nähe- und Distanzprechens ermöglicht die Vereinbarkeit seiner Parameter und universalen Verfahren der Diskursgestaltung mit den Merkmalen konzeptioneller Mündlichkeit der Netzsprache, die wir in unserer Studie analysieren wollen.

4. Zur Analyse der Nähemerkmale

Bei der Untersuchung der folgenden Äußerungen fokussieren wir den Zusammenhang zwischen den situativ-technischen Bedingungen, die das Zustandekommen der Texte im Rahmen der entsprechenden Internetplattformen prägen und den sich aus diesen Bedingungen ergebenden sprachlichen Strukturen und Ausdrucksweisen.

4.1 Formen der direkten Anrede des (virtuellen) Gesprächspartners

In einer primären nächsprachlichen Kommunikationssituation wie der eines Alltagsdialogs, in der sich Menschen zusammen im gleichen Raum befinden und

zeitgleich und spontan miteinander kommunizieren, ohne dass vorher abgemacht wurde, wer wann die Rolle von Sprecher und Hörer zu übernehmen hat, kommt sprachlichen Ausdrucksmitteln wie «den ersten Kontakt herstellen», «sich begrüßen und sich verabschieden», «Hinzufügen von zusätzlichen Interpretationshilfen am Rand der Äußerung, die eine Nuancierung der mit der Äußerung vermittelten Behauptungen und Geltungsansprüchen bewirken» eine zentrale Bedeutung zu. Eine hinreichende Erklärung dieser Merkmale von Mündlichkeit lässt sich im Rahmen des Modells des Nähe- und Distanzsprechens vornehmen. Auch bei den in dieser Studie analysierten kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation finden sich viele Ausdrucksweisen, die man als Mittel zur Erfüllung der oben genannten Aufgaben interpretieren kann. Für die Erklärung ihres Vorkommens im Zusammenhang der Netzkommunikation bedarf es allerdings der Berücksichtigung zusätzlicher Faktoren, von denen bei der Interpretation der folgenden Beispiele einige genauer beschrieben werden sollen.

Beispiel 1 (Twitter)

@anderodfreitas *bom dia, ainda não vi mas é o q acontece qdo andamos com más companhias...*

(@anderodfreitas *guten Tag, das habe ich noch nicht gesehen, aber genau das passiert, wenn wir uns in schlechte Gesellschaft begeben*)

Beispiel 2 (Twitter)

@maverick47 *Meu amigo, opções há muitas, cada um levanta as suas :) E com esta pérola de sabedoria neopopular me deito...*

(@maverick47 *Meine lieber Freund, es gibt immer viele Möglichkeiten, und jeder wählt seine aus :) Und mit dieser Perle der Volksweisheit werde ich mich nun ins Bett begeben*)

Beispiel 3 (Posting in einem Blog über Fußball)

Olha, dizem que o Paulo Bento se desculpava com os árbitros.....

(*Jetzt pass mal auf, sie haben immer gesagt, dass sich Paulo Bento mit den Schiedsrichtern herausgeredet habe*)

Beispiel 4 (Twitter)

Bom, agora vou ver um pouco de tenis lá da Austrália solarenga e mentalizar-me para amanhã receber o recibo de vencimento

(*So weit so gut, jetzt werde ich noch ein wenig Tennis sehen da aus dem sonnigen Australien und mich an den Gedanken gewöhnen, dass ich morgen meine Gehaltsabrechnung bekomme*)

Interpretation Die kommunikative Struktur der Internetplattform des Twitters besitzt als zentrale Elemente ihres Funktionierens «Replies», «Retweets» und die innerhalb eines Tweets «zitierten Tweets». Damit sind die Voraussetzungen für das Entstehen dialogähnlicher Strukturen gegeben. Hinzu kommt, dass der angesprochene Gesprächspartner in Form einer virtuellen Vertretung an der Kommunikation teilnimmt. Diese Vertretung besteht aus einem «@ + direkt folgendem Usernamen». Das ist der Fall in «Beispiel 1» und «Beispiel 2». In diesen Beispielen ergibt sich der Eindruck einer (virtuellen) Präsenz der Gesprächspartner, der dazu führt, dass sich der Twitterer in diesen Tweet-Sequenzen seinen jeweiligen Gesprächspartnern – in unseren Beispielen @andrerodfreitas und @maverick47 – mittels der gleichen sprachlichen Ausdrucksweisen zuwendet, die er auch benutzen würde, wenn er sich außerhalb der Netzwelt z.B. in einem Alltagsdialog befände. In unseren Beispielen sind es die Formen *bom dia* (übersetzt *Guten Tag*) bzw. *Meu amigo* (übersetzt *Mein lieber Freund*), die Begrüßungsfunktion übernehmen, wie sie sonst nur in einem Alltagsdialog vorkommen.

Als weiteren Faktor für das Entstehen dialogischer Strukturen bestimmen wir den Umstand, dass der Verfasser eines Kommentars den Text (Artikel oder Posting), auf den er sich bezieht, räumlich unmittelbar vor sich auf dem Bildschirm sieht. Dieselbe räumliche Nähe besteht auch, wenn sich der Schreiber in seinem Kommentar nicht auf den Artikel bzw. das Posting selbst bezieht sondern auf einen vorhergehenden Kommentar zum selben Text. In beiden Fällen bilden die auf dem Computerbildschirm erscheinenden und sich aufeinander beziehenden Kommentare logische Sequenzen in Form dialogähnlicher Strukturen, die normalerweise zeitlich sehr schnell aufeinander – oft im Minutentakt – folgen. Folglich klinkt sich ein Nutzer in eine solche Äußerungssequenz mittels der gleichen sprachlichen Ausdrucksweisen ein, die er auch gebrauchen würde, wenn er sich außerhalb des Netzes in das Gespräch einer Gruppe miteinander sprechender Menschen einmischen würde. Das bedeutet, er benutzt Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln oder glaubt, seinen Redebeitrag durch ein entsprechendes Rederechtsmittel einleiten bzw. beenden zu müssen, weil das räumliche Zusammenstehen der Beiträge, die Schnelligkeit der ablaufenden

Äußerungssequenz sowie die virtuelle Anwesenheit des Gesprächspartners ihm das Gefühl verleihen, sich der gleichen sprachlichen Ausdrücke bedienen zu müssen wie in einem Dialog außerhalb des Internet.

Einen solchen Gebrauch von Rederechtsmitteln finden wir in «Beispiel 3 und 4». Der portugiesische Ausdruck *olha* (übersetzt *Jetzt pass mal auf*⁷) dient normalerweise der Eröffnung eines Redebeitrags, während das *bom* (übersetzt *So weit so gut*) neben dieser Einleitungsfunktion oft auch dazu benutzt wird, um anzudeuten, dass der Sprecher mit dem folgenden «turn» seine Beteiligung am Gespräch zu beenden gedenkt. Bei diesen zwei erwähnten Rederechtssignalen handelt es sich um Ausdrücke, die außerhalb der Netzkommunikation häufig in Alltagsdialogen, das heißt bei Formen des primären Nähesprechens, vorkommen.

Wir gelangen zu dem Schluss, dass das Posten von Weblogbeiträgen und Tweets sowie das Kommentieren zu Artikeln von Online Zeitschriften durch situativ-technische Rahmenbedingungen geprägt wird, die zu den situativen Bedingungen der Entstehung von Redebeiträgen außerhalb der Netzkommunikation viele Parallelen aufweisen. Folglich führen sie zu ähnlichen sprachlichen Ausdrucksformen, die sich im Rahmen des Modells des Nähe- und Distanzsprechens den gleichen Analyseparametern zuordnen lassen und als Mittel zur Wahrung der gleichen universalen Verfahren der Diskursgestaltung verstanden werden können. Auf unsere Beispiele angewandt handelt es sich um Nähemerkmale, die zum Analyseparameter «Rolle» passen und als sprachliche Ausdrucksweisen zur Wahrung der universalen Diskursverfahren «Direkter Kontakt von Produzent und Rezipient einer sprachlichen Äußerung» oder «Sequenzierung der Rede» dienen.

4.2 Adjazentale Strukturen

⁷ Die Übersetzung dieser Begrüßungs- und Verabschiedungsformen sowie der Rederechtsmittel sollte unserer Meinung relativ frei erfolgen und setzt für eine angemessene Übersetzung viel Sprachgefühl voraus.

Dialogisches Nähesprechen außerhalb der Netzkommunikation besteht wesentlich aus Kooperation und Nachahmung. Das Attribut „adjazental“⁸ bedeutet, dass die Sprecher bei diesen Formen kooperativer Sprachverwendung zusätzlich die Grenzen ihrer Gesprächsbeiträge überschreiten. Im Folgenden möchten wir die wichtigsten Varianten dieser adjazentalen Strukturen vorstellen: Bei einer (a) «adjazentalen Anaphorik» verweist ein Sprecher durch eine „Pro-form“ (Bußmann 2002, 538) auf eine vorherige Äußerung seines Gesprächspartners, ohne die diese Pro-form – beim folgenden Beispiel das Pronominaladverb *damit* - unverständlich bliebe, wie in der Äußerung *damit kommt er aber kaum zu Geld, oder?* Bei (b) einem «adjazentalen Anschluss» führt ein Gesprächsteilnehmer den Satz seines Vorgängers fort wie in der Sequenz *A: Morgen möchte ich aber unbedingt – B: nach IKEA zum Einkaufen fahren*. Eine (c) «adjazentale Konstruktionsübernahme» liegt hingegen dann vor, wenn ein Sprecher durch die Übernahme eines Teils der Äußerung seines Gesprächspartners zu verstehen gibt, dass er Teile der syntaktischen Struktur der vorangegangenen Bezugsäußerung für die Konstruktion seines eigenen Satzes mitverwendet, wie in *A: Dann gehen wir eben ins Kino – B: Hm, oder vielleicht doch in den Supermarkt zum Einkaufen?* «Adjazentale Frage- und Antwortsequenzen» (d) laufen wiederum in stereotypen Formeln⁹ ab, die sich in bestimmten Standardsituationen wie z.B. beim Kauf einer Fahrkarte am Bahnhof mit sprachlichen Frequenzen wie *A: Eine Fahrkarte nach Hamburg bitte – B: Einfach oder hin und zurück* wiederholen. Eine adjazentale Struktur liegt unserer Ansicht nach aber auch dann vor, wenn (e) ein Sprecher Teile der vorherigen Äußerung in seine eigene Folgeäußerung mit aufnimmt und sie einfach wiederholt wie *A: Du wirst jetzt sofort nach Hause kommen, sofort, hast du mich verstanden! – B: sofort nach Hause kommen, das hättest du wohl gerne!* Für diese Variante wollen wir den Terminus «adjazentale Wiederaufnahme» benutzen.

Die folgenden Beispiele sollen helfen, das Vorkommen dieser adjazentalen Ausdrucksformen, die in den von uns analysierten kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation vorkommen, zu veranschaulichen.

⁸ Ágel & Hennig definieren Adjazenz als „Strukturen, die Produzent und Rezipient in interaktiver Diskursgestaltung gemeinsam produzieren“ (2007, 194).

⁹ In der Phraseologie, Teilwissenschaft der Linguistik gebraucht u.a. Burger (Burger *et al.* 2007) diesen Begriff, um solche Sprachformeln von freien Syntagmen zu unterscheiden.

Beispiel 5 (Twitter)

*A ser assaltada nas Área de Serviço de Alcochete... 4,10€ 2 cafés e 2 Bolos... Pffff
(werde grade auf dem Rastplatz von Alcochete überfallen ... 4,10€ für 2 Tassen Kaffee
und 2 Stückchen Kuchen ... Pffff)*

Beispiel 6 (Twitter)

*... é na associ... <http://bit.ly/9O0QdK> mit einer Fortsetzung im verlinkten Text ...ação
empresarial, na associação recreativa, na escola, no instituto de línguas, na fábrica,
etc.*

*(... das passiert in der Handelskammer, in Vereinen zur Freizeitgestaltung, in der
Schule, in einer Sprachschule, in der Fabrik, etc.)*

Beispiel 7 (Kommentar¹⁰ zu einem Artikel der Online Version der DN¹¹)

*Penso que deve ser trazido de Paris pelos cabelos e pendurado nos pórticos da AI até
devolver os 251 milhões que Constâncio transferiu em reforços para o fundo de pensões
do BdP¹².*

*(übersetzt *Meiner Meinung nach sollte man ihn von Paris an den Haaren gezogen
herbeischaffen und an so lange an den Schranken der Autobahngebührenstellen
aufhängen, bis er die 251 Millionen zurückgibt, die Constâncio als finanziellen
Rückhalt zur Sicherung der Pensionen der Portugiesischen Nationalbank überwiesen
hat*)*

Beispiel 8 (Kommentar zu einem Artikel im DN zu eine geplanten Interview mit dem portugiesischen Ex-Premierminister José Sócrates)

Kommentar ... *onde a vaca vai, o boi vai atrás* ... **Sich auf diesen Kommentar beziehende Äußerung** *Estás dispensado. Vai com os porcos.*

(Kommentar ... *wo die Kuh hinläuft, dahin folgt ihr der Ochse* ... **Sich auf diesen Kommentar beziehend** *Das musst du nicht. Folge lieber den Schweinen)*

Interpretation: Einen direkten Einfluss von situativ-technischen Rahmenbedingungen der Internetplattform Twitter auf die Wahl des sprachlichen Ausdrucks erkennen wir in

¹⁰ Die kommunikative Praktik «Kommentar» meint die Beiträge, die Leser zu den Artikeln der Online Versionen von Zeitungen und Zeitschriften in diesen veröffentlichen können. Oft erscheinen diese «Kommentare» bereits einige Minuten nach Erscheinen eines Artikels. Sie nehmen entweder direkt Stellung zum Inhalt des Artikels oder indirekt zu einem anderen vorausgehenden Kommentar mit Referenz auf den Text des gleichen Artikels. Zur Gruppe der Kommentare gehören aber auch die Texte der Leser von Weblogs, die zu den Postings von Weblogs Stellung beziehen.

¹¹ DN ist die Abkürzung für «Diário de Notícias», einer populären Tageszeitung in Lissabon.

¹² BdP = Banco de Portugal. In der Äußerung bezieht man sich kritisch auf Vítor Constâncio, den damaligen Chef des Aufsichtsrates der Portugiesischen Nationalbank.

«Beispiel 5». Wir beziehen uns hierbei auf die Frage *What's happening*, die als Aufforderung zum Erstellen eines neuen Tweets gedacht ist und jedes Mal auf dem Computerbildschirm eines Twitterers sichtbar wird, nachdem dieser auf seiner «Twitter homepage» den entsprechenden Funktions-Button zur Erstellung eines neuen Tweets angeklickt hat. Bevor er diesen Klick ausführt, erscheint jedes Mal, wenn er seine Maus nur kurze Zeit auf diesem «Button» ruhen lässt, die entsprechende Aufforderung *Compose new Tweet*.

Für die portugiesische bzw. brasilianische Sprache lässt sich diese Beeinflussung wie folgend erklären. Bei der vorliegenden Äußerung in «Beispiel 5» *A ser assaltada nas Área de Serviço de Alcochete... 4,10€ 2 cafés e 2 Bolos... Pffff* handelt es sich unserer Interpretation zur Folge um eine mögliche Antwort auf die Frage *What's happening*. Für einen portugiesischen oder brasilianischen Twitterer liegt es nun nahe, auf die englische *continuous form* mit einer Form zu reagieren, die dieser grammatischen Struktur in der eigenen Sprache – also in unserem Fall dem Portugiesischem - entspricht. Und um eine solche sprachliche Entsprechung handelt es sich, wenn man im kontinentalen Portugiesisch die Form des Gerundiums *a ser assaltada*¹³ wählt oder bei der entsprechenden brasilianischen Variante die Form *sendo assaltada*. In dieser Sequenz ergeben dann beide Äußerungen, die englische Frage *What's happening* zusammen mit der portugiesischen bzw. brasilianischen Antwort in Form eines Gerundiums *a ser assaltada/sendo assaltada*, eine «adjazentale Frage-Antwort Sequenz».

Beim «Beispiel 6» haben wir es mit dem interessanten Fall eines «adjazentalen Anschlusses» zu tun. Es handelt es sich hierbei wiederum um einen Ausdruck, der genau wie die oben in «Beispiel 5» untersuchte «adjazentale Frage-Antwort Sequenz» von den situative-technischen Vorraussetzungen der Kommunikationsstruktur des Twitters abhängt. Wir interpretieren diese aus zwei Teilen *é na associ + ação empresarial, na associação recreativa, na escola, no instituto de línguas, na fábrica, etc.* bestehende Äußerungssequenz als einen «adjazentalen Anschluss», bei dem der

¹³ Weil eine Frau «spricht», muss die Endung des Gerundiums das – a für «feminin» aufweisen.

Bestandteil des Tweets, der als erster auf dem Bildschirm sichtbar wird, sich über diesen zunächst sichtbaren Ausdruck hinaus auf den Text einer Webseite erstreckt, der durch Anklicken des in den Text eingefügten «Links» aktiviert werden muss. Die komplette Äußerung lautet dann nach dem Anklicken dieses Links und dem Hinzufügen des fehlenden zweiten Teils folgendermaßen: ... *é na ação empresarial, na associação recreativa, na escola, no instituto de línguas, na fábrica etc.* (übersetzt ... *das passiert in der Handelskammer, in Vereinen zur Freizeitgestaltung, in der Schule, in einer Sprachschule, in der Fabrik, etc.*). Die Zweiteilung der Äußerung wird in diesem Fall durch die Trennung des Kompositums *associação empresarial* (übersetzt *Handelskammer*) in zwei Bestandteile eingeleitet, nämlich dem einleitenden *associ-* und dem ergänzenden *-ação empresarial*. Erst durch das Anklicken der Webseite <http://bit.ly/9O0QdK> wird der Leser dann zur entsprechenden Fortführung der Äußerung geleitet, nämlich zu der Teiläußerung ... *ação empresarial, na associação recreativa, na escola, no instituto de línguas, na fábrica, etc.*). Der Autor gestaltet seine sprachlichen Beitrag also mittels des Verfahrens «copy -> paste», indem er den ersten Teil seiner Äußerung aus einer Internetseite kopiert und dann als Posting in seinen Tweet setzt, damit rechnend, dass die Neugier den Leser dazu bringt, den Link anzuklicken, um auf diesem Wege die vollständige Äußerung lesen zu können.

Somit können wir feststellen, dass es die zum Twittern gehörende hypertextuelle Struktur ist, die eine solche Variante eines «adjazentalen Anschlusses» hervorzubringen in der Lage ist und dadurch wiederum den Eindruck eines dialogischen Ablaufs der Sequenz von Tweets verstärkt. Auf unser Modell des Nähe- und Distanzsprechen übertragen würden wir für den Bereich des primären Nähesprechens – also für den Bereich außerhalb von Computer und Internet - einen solchen Ausdruck im Rahmen des Parameters «Rolle» bestimmen, nämlich als Mittel zur Wahrung des universalen Diskursverfahrens der «Sequenzierung der Rede» mittels einer adjazentalen Konstruktion. Für diese spezifische Ausprägung eines «adjazentalen Anschlusses», die von den technischen Voraussetzungen der Internetplattform Twitter abhängt, wollen wir den Terminus „sekundäre Adjazenz“ einführen.

In «Beispiel 7» haben wir es mit der adjazentalen Referenz auf den Text eines Artikels zu tun, auf den der vorliegende Kommentar Bezug nimmt. Der Sinn des ersten Satzes dieses Kommentars *Penso que deve ser trazido de Paris pelos cabelos* (übersetzt *man sollte ihn von Paris an den Haaren gezogen herbeischaffen*) wird sich dem Leser erst erschließen, nachdem er im eigentlichen Artikel, auf den sich dieser Kommentar bezieht, erfahren hat, dass es sich bei der gemeinten Person, die man aus Paris an den Haaren herbeizerren sollte, um den ehemaligen Premierminister Portugals *José Sócrates* handelt. Die Möglichkeit einer solch anaphorischen (rückbezüglichen) Bezugnahme, durch die sich der Empfänger den Sinn eines Textes erschließt, wird erst durch das enge, räumliche-zeitliche Zusammenstehen zwischen Ausgangstext und Kommentar möglich. Dabei handelt es sich um ein konstituierendes Merkmal der Online Ausgaben von Zeitungen und Zeitschriften, die diese Möglichkeit einer Interaktion zwischen Originaltext (sprich «Autor des Artikels») und ergänzendem Kommentar (sprich «kommentierendem Leser») als wesentlichen Bestandteil ihres Funktionierens anbieten. Beim Nutzer entsteht durch diese Interaktion im Zusammenspiel mit dem engen räumlichen und zeitlichen Zusammenstehen von kommentiertem und kommentierendem Text das Bewusstsein des dialogischen und somit nächsprachlichen Charakters einer solchen Äußerungssequenz.

In «Beispiel 8» sehen wir, dass eine dialogähnliche Interaktion auch zwischen den Autoren zweier oder mehrerer Kommentare bestehen kann, die wiederum als Referenz auf denselben Artikel verweisen. Sie besteht zwischen der kommentierenden Äußerung des ersten Leser ..., *onde a vaca vai, o boi vai atrás* (übersetzt *wo die Kuh hinläuft, dahin folgt ihr der Ochse*) ... und der ergänzenden Äußerung des zweiten Lesers *Estás dispensado. Vai com os porcos* (übersetzt *Das musst du nicht. Folge lieber den Schweinen*). Beide Äußerungen weisen die gleiche Verbform *vai* (übersetzt *gehe*) auf, weil der zweite Kommentator, der sich auf den kurz vorher veröffentlichten Kommentar eines anderen Lesers bezieht, diese Verbalform des ersten Lesers für die syntaktische Konstruktion seines eigenen Satzes übernimmt. Damit haben wir ein Beispiel für eine «adjazentale Konstruktionsübernahme».

Die strukturell-funktionalen Rahmenbedingungen, die wir für dieses «Beispiel 8» als auslösende Faktoren für die Wahl dieser nächsprachlichen Ausdrucksweise bestimmen können, sind die gleichen, die wir bereits bei der Analyse des «Beispiels 7» erörtert haben: Es handelt sich um das enge räumliche Zusammenstehen sowie die rasche zeitliche Aufeinanderfolge des Erscheinens der Texte am Computerbildschirm – oft im Minutentakt –, die Kommentatoren dazu einlädt, sich durch die gleichen sprachlichen Mittel auf die jeweils kommentierten Texte zu beziehen, die sie auch benutzen würden, wenn sie sich in einem «normalen» Alltagsdialog außerhalb der Netzkommunikation auf die mündliche Äußerung einer ihrer Gesprächspartner beziehen würden.

Während die Beschreibung der situativen Umstände, die für die Wahl der adjazentalen Strukturen der Netzkommunikation ausschlaggebend sind, von den situativ-technischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Internetplattform abhängt, kann die Interpretation ihrer Funktionen innerhalb des Modells des Nähe- und Distanzsprechens im Rahmen desselben Parameters und universalen Diskursverfahrens erfolgen, die wir auch für ihre Interpretation verwenden würden, wenn wir diese adjazentalen Ausdrücke außerhalb der Netzkommunikation untersuchen würden. Demnach bestimmen wir alle die in den «Beispielen 5 bis 8» vorkommenden Nähemerkmale innerhalb des Parameters «Rolle» und interpretieren ihre Funktion als Mittel zur Wahrung des universalen Diskursverfahrens «Sequenzierung der Rede durch verschiedene Formen der Adjazenz»¹⁴.

4.3 Operatoren in «Operator-Skopus-Strukturen»

¹⁴ In vielen Fällen mit unterschiedlichem Kontext wäre allerdings auch eine Interpretation angebracht, die diese Strukturen als Mittel zur Wahrung des Diskursverfahrens der „Eingührung“ (Feilke 1994) bestimmt, weil die Wiederholung oder die Fortführung von sprachlichen Elementen der Äußerung eines Gesprächspartners auch als Mittel dafür eingesetzt werden kann, zu signalisieren, dass man seine Äußerung verstanden hat.

Mit der Gruppe der „Operatoren in Operator-Skopus-Strukturen“¹⁵ (Fiehler, Barden, Elstermann und Kraft 2004, 278ff) gelangen wir zu einer Gruppe sprachlicher Ausdrucksformen, die Nähesprechen in seinen primären und peripheren Ausprägungen innerhalb und außerhalb der Netzkommunikation in besonderer Weise kennzeichnet, weil diese Operatoren zentrale Funktionen des Nähesprechens übernehmen.

Einer dieser Funktionen besteht darin, als eine Art «Gelenk» zwischen die Gesprächsbeiträge der Gesprächspartner zu treten. Das folgende Zitat macht auf diese Funktion der Operatoren aufmerksam: „Der Operator qualifiziert aber nicht nur den Skopus, sondern stellt in der Regel auch eine Relation zu dem vorausgehenden Diskurs oder Text her. Wir nennen diese beiderseitige Gerichtetheit des Operators seine Gelenkfunktion“. (ibid). Aus dieser Perspektive betrachtet eignen sich die Operatoren speziell dafür, als spontane, Konzentration und Zeit sparende Ausdrucksweisen auf die Äußerung des Gesprächspartners zu reagieren. Im Modell des Nähe- und Distanzsprechens ordnen wir sie folgerichtig dem Parameter «Zeit» zu und bestimmen sie als Mittel zur Wahrung des universalen Diskursverfahrens «einfache Verfahren der Einheitenbildung».

Die zweite Aufgabe der Operatoren aber, als „Verstehensanleitung“ (a.o.O., 241) die Äußerung mit einem zusätzlichen Element zu versehen, das die Interpretation der Äußerung durch den Empfänger zu beeinflussen in der Lage ist – oft geht es dabei um Zwischentöne, um subtile Zusatzinformationen, die den mittels der Äußerung vermittelten Behauptungen und Geltungsansprüchen eine bestimmte Nuance verleihen¹⁶-, verstehen wir als sprachliches Mittel in Wahrung des Diskursverfahrens einer «aggregativen Rezeptionssteuerung».

¹⁵ „Unter einer Operator-Skopus-Struktur verstehen wir eine spezifische sprachliche Einheit, die durch eine interne Zweigliedrigkeit gekennzeichnet ist, wobei der erste Teil, der Operator, als Verstehensanleitung für den nachfolgenden Teil, den Skopus, fungiert ...“. An anderer Stelle heißt es dann kurz darauf „... ist darüber deutlich zu machen, dass die Operatoren nicht nur nach vorne verweisen, sondern auch rückwärts gerichtet relationieren“. (Fiehler, et al 2004, 241 und 243)

¹⁶ Wenn man die Terminologie der Sprechakttheorie anwendet, könnte man auch von einer Nuancierung des illokutiven Gehaltes der Äußerung sprechen.

Unter morphologischen Gesichtspunkten handelt es sich bei den Operatoren um eine heterogen zusammengesetzte Gruppe. Im Deutschen und Portugiesischen umfasst sie „tonale Zeichen“¹⁷ (*tja, och, ... ai, epá ...*), einzelne Worte (*also, bloß, ... bem, exato, ...*) oder feste Wortverbindungen (*na schön, also gut, ... não me digas, seja como for, ...*). Die Operatoren bilden eine relativ offene Klasse von Ausdrücken, die eine relativ große Zahl von Elementen umfasst. Ein weiteres Problem stellt die oft problematische Abgrenzung bestimmter Operatoren von freien Wortverbindungen dar, weil die als Operatoren fungierenden Wortgruppen jeweils unterschiedliche Grade von Idiomatisierung aufweisen; vgl. hierzu z.B. im Deutschen den Unterschied zwischen den Operatoren *und wenn schon* (sehr feste Fügung) und *kommt drauf an* (geringerer Grad an idiomatischer Bindung). Als paralleles Beispiel aus dem Portugiesischen verweisen wir auf den Unterschied zwischen der Formel *modéstia à parte* (übersetzt *bei aller Bescheidenheit*) und der Wortgruppe *falando sério*¹⁸ (übersetzt *im Ernst*).

Ein anderes wichtiges Merkmal der Operatoren besteht darin, dass sie bei ihrer Aussprache vom Rest der Äußerung durch Pausen abgesetzt werden (Uhmann 1991, 129ff) und somit eigene prosodische Einheiten bilden (Auer 1997, 84).

Beispiel 9 (Twitter)

@joelysandra *No Oliva, claro*
(@joelysandra *Im Oliva, selbstverständlich*)

Beispiel 10 (Twitter)

Certo, daí o azedume RT @JotaNR: *O objectivo de um plebiscito não foi alcançado, ...*
(*Na klar, und daher kommt auch die Bitterkeit* RT @JotaNR: *Das Ziel einer Volksabstimmung wurde nicht erreicht, ...*)

Beispiel 11 (Kommentar aus der Online Version der Zeitung Diário de Notícias)

Engraçado não começarem por divulgar os banqueiros e as sociedades que possibilitam tudo isto

¹⁷ Zum Terminus „tonale Zeichen“ vgl. Henne/Rehbock (1982, 80ff)

¹⁸ Durch bestimmte Tests wie z.B. den einer möglichen Erweiterung dieser Wortgruppen könnte man feststellen, welche syntaktischen Restriktionen jeweils für diese Wortgruppen gelten und damit den Grad ihrer jeweils unterschiedlichen idiomatischen Bindung oder Formelhaftigkeit festlegen, wie z.B. die mögliche Erweiterung in *falando muito sério* gegenüber *modéstia sempre a parte** (* = nicht akzeptabel).

(Interessant sie haben noch nicht damit begonnen, die Namen der Banker und der Gesellschaften bekannt zu geben, durch die das alles möglich wurde)

Beispiel 12 (Weblog über Fußball)

Com Santos, com Koeman, com Camacho nem direito à crença tive, tão simples qt isso¹⁹.

(Mit Santos, Koeman oder Camacho hatten wir noch nicht einmal das Recht auf Hoffnung, so einfach ist das)

Interpretation In «Beispiel 9» deuten wir den Ausdruck *claro* (übersetzt *na klar*) im Sinne von Fiehler *et al.* (2004, 239ff) als Operator in einer Operator-Skopus-Struktur, dessen Funktion in dieser Äußerung darin besteht, als nachgestellte Verstehensanleitung zu wirken und mittels dieser Funktion zu bestätigen, dass man die vorausgehende Äußerung der Gesprächspartnerin @joelysandra, an die man sich mit dem «reply» wendet, tatsächlich verstanden hat und ihrem Inhalt – der im Skopus befindlichen Aussage des vorgehenden Tweets - zustimmt. Wir gehen dabei davon aus, dass die Gesprächspartnerin @joelysandra in ihrem vorausgehenden Tweet den Vorschlag gemacht hatte, sich in einem bestimmten Restaurant in Porto namens *D`Oliva Al Forno* zu treffen. Indem der Operator *claro* mit der Funktion «Zustimmung auszudrücken» die Verbindung zwischen den Gesprächsbeiträgen der zwei Twitterer herstellt, können wir seine Funktion noch zusätzlich als „Scharnier“ (Rudolf 2002) kennzeichnen.

In «Beispiel 10» interpretieren wir die kommunikative Sequenz wie folgend: Der Twitterer @JotaNR hatte zunächst die Äußerung *O objetivo de um plebiscito não foi alcançado* (übersetzt *Das Ziel einer Volksabstimmung wurde nicht erreicht*) gepostet. Ein anderer Teilnehmer retweeted, also zitiert gewissermaßen nachträglich diese Äußerung und nimmt gleichzeitig Stellung zu ihrem Inhalt. Damit entsteht eine Art Dialog zwischen den beiden an dieser Tweet-Sequenz beteiligten Gesprächspartnern. Dabei leitet der reagierende und zum «Ausgangs-Tweet» Stellung nehmende Kommunikationspartner seinen Kommentar mit dem Operator *certo* (übersetzt *klar*) ein, der wie ein Scharnier seine Äußerung *daí o azedume* (übersetzt

¹⁹ Der Ausdruck *tão simples qt isso* enthält die Abkürzung «qt» in Ersetzung des vollständigen Ausdrucks *tão simples quanto isso* (übersetzt *so einfach ist das nämlich*).

daher also die Bitterkeit) mit der Äußerung *O objectivo de um plebiscito não foi alcançado* (übersetzt *Das Ziel einer Volksabstimmung wurde nicht erreicht*) seines Gesprächspartners in Bezug setzt und zwar in dem Sinne, dass er mit der Feststellung seines «Dialogpartners» übereinstimmt. In einem realen Dialog außerhalb der Netzkommunikation würde die Reaktion *Certo, daí o azedume* (übersetzt *Klar, daher also die Bitterkeit*) zeitlich auf die ursprüngliche Äußerung folgen, während wir aus der Perspektive der räumlichen Aufeinanderfolge der oben dargestellten Tweetsequenz eine genau umgekehrte Reihenfolge beider Äußerungen vorfinden. Der reagierende Kommentar steht vor der Äußerung, auf die er sich bezieht.

Ein Operator wie *certo* in der Funktion eines Scharniers oder Gelenks ist nur bei einer dialogischen oder dialogähnlichen Äußerungssequenz möglich. Im Rahmen unseres Modells interpretieren wir einen solchen Ausdruck im Rahmen des Parameters «Rolle» und als Mittel zur Wahrung des universalen Diskursverfahrens einer «aggregative Rezeptionssteuerung»²⁰. Die in seiner terminologischen Formulierung abstrakt und vielleicht unverständlich anmutende Bestimmung dieses universalen Diskursverfahrens bedeutet umgangssprachlich paraphrasiert einfach, dass ein Teilnehmer an einem Dialog, unabhängig von der konkreten Sprache, in der er kommuniziert, über sprachliche Ausdrücke verfügen muss, mittels derer er in der Lage ist, spontan und schnell zu dem Inhalt seines Gesprächspartners Stellung zu nehmen. Nur so kann er kommunikativ effizient sein und ist in der Lage, seine Behauptungen und Geltungsansprüche auch in einer subtilen und nuancierten Form zu übermitteln, ohne gleich den kommunikativen Grundkonsens des „sich miteinander verständigen wollen“ in Frage zu stellen.

Auch den Ausdruck *tão simples qt isso* (übersetzt *so einfach ist das nämlich*) in «Beispiel 12» deuten wir wie im oben vorgestellten Sinn als Operator in der Funktion einer nachgestellten Verstehensanleitung. Die Interpretation seiner Funktion innerhalb des Analyseparameters «Rolle» und als Mittel zur Wahrung des universalen

²⁰ Das Attribut «aggregativ» im Ausdruck «aggregative Form der Rezeptionssteuerung» bedeutet, dass die Inhalte einer Äußerung inhaltlich nebeneinander gereiht erscheinen und nicht in Form komplexer Informationseinheiten, die eine Integration ihrer Elemente bewirken. Auf der Ebene der Syntax entspricht dieser Differenzierung der Unterschied zwischen Parataxen und Hypotaxen.

Diskursverfahrens einer «aggregativen Rezeptionssteuerung» lässt sich für dieses Beispiel und für diesen Kontext als zusätzlicher Hinweis auf die Richtigkeit und im Grunde genommen Nichthinterfragbarkeit der Behauptung des Kommentators verstehen, der zur Folge dem Kommentator, solange *Santos*, *Koeman* oder *Camacho* Trainer seines geliebten Clubs Benfica Lissabon waren, jegliche Hoffnung auf einen Erfolg seines Vereins verwehrt wurden: *Com Santos, com Koeman, com Camacho nem direito à crença tive, tão simples qt isso.* (übersetzt *Mit Santos, Koeman oder Camacho hatte ich nicht einmal mehr das Recht auf Hoffnung, so einfach ist das*).

Bei «Beispiel 11» gehen wir ebenfalls von einer dialogähnlichen Struktur aus, weil jemand, der seine Äußerung mit einem Ausdruck wie *engraçado* (übersetzt *interessant*²¹) beginnt, sich normalerweise in einem Gespräch mit einer anderen Person befindet. Nur im Kontext einer solchen kommunikativen Konstellation gelingt eine sinnvolle Interpretation eines Operators wie *engraçado*. Einerseits erfüllt dieser Ausdruck dadurch eine Aufgabe, dass er die Aussage im folgenden Skopus *não começarem por divulgar os banqueiros e as sociedades que possibilitam tudo isto* (übersetzt *sie haben noch nicht damit begonnen, die Namen der Banker und der Gesellschaften bekannt zu geben, durch die das alles möglich wurde*) mit einer zusätzlichen Interpretationshilfe versieht, nämlich mit dem Hinweise darauf, dass er, der Kommentator, diesen im Skopus seiner Äußerung dargestellten Umstand lustig bzw. komisch findet, andererseits aber ist eine solche Funktion nur in einem größeren Kontext vorstellbar – in diesem Falle in Form des Zeitungsartikels –, der eine solche durch einen Operator eingeleitete Äußerung rechtfertigt.

Wenn wir nun nach den situativ-technischen Bedingungen fragen, die bei diesen Beispielen die Wahl nächsprachlicher Ausdrucksmittel auslösen, stoßen wir wieder auf die Funktionen von «reply», «retweet» und «zitierten tweets», die konstituierende Elemente der Kommunikationsplattform des Twitterns bilden.

²¹ Es ist schwierig, angemessene Übersetzungen für die portugiesischen Operatoren im Deutschen zu finden. Man könnte an dieser Stelle *engraçado* auch vielleicht durch einen anderen Ausdruck wie *ist schon lustig* übersetzen.

Bei «Beispiel 12» gehen wir hingegen davon aus, dass es die bei dem Bloggerer vorherrschende Grundbefindlichkeit ist, sich als Teilnehmer in einem normalen Gespräch zu befinden, die ihn zu den sprachlichen Ausdrucksweisen dialogischen Sprechens greifen lässt. Zu dieser Grundbefindlichkeit tragen zusätzlich noch objektiv bestimmbare Faktoren mit bei, wie das räumlich-zeitlich relativ nahe «Zusammenscheinen» der Redebeiträge auf dem Computerbildschirm, das zu einem emotionalen Sprachduktus verleitende Thema «Fußball» sowie das bei der Netzkommunikation latent vorherrschende Gefühl, seine Äußerungen schnell vortragen zu müssen. Dieses Druck zur schnellen Ausführung einer Sprechhandlung scheint als übergreifendes Merkmal für alle kommunikativen Praktiken zuzutreffen, die auf der Basis eines vernetzten Computers ablaufen. Wer sich in der virtuellen Welt des Internet mit seinen unzähligen Reizen und Ablenkungen bewegt und gleichzeitig mit den technischen Anforderungen und Möglichkeiten des „Hypermediums“ (Siever, Runkehl und Schlobinski 2005, 9) eines vernetzten Computers klar kommen will – wobei sich diese Möglichkeiten und Anforderungen des Umgangs mit diesem Medium ja fast täglich zu verändern scheinen -, braucht ein gewisses Maß an (technischer) Kompetenz, Flexibilität, Anpassungsfähigkeit, Geduld, Konzentration und Fähigkeit zum Multitasking. Daraus können wir schließen, dass es im Rahmen dieser situativen Umstände nicht immer einfach ist und viel Geduld und Disziplin verlangt, bei den ablaufenden kommunikativen Prozesse nicht diesem Zeitdruck anheim zu fallen sondern pfleglich und sorgsam mit seinem sprachlichen Ausdruck umzugehen.

4.4 Ellipsen

Einer der Hauptgründe, der den Sprechern in einem Alltagsdialog außerhalb der Netzkommunikation die Wahl einer elliptischen Ausdrucksform nahelegt, ergibt sich daraus, dass sich die Gesprächspartner den gleichen Raum und mit ihm die gleichen Gegenständen, die sich in diesem Raum befinden¹, teilen. Diese werden folglich oft zum Objekt eines gemeinsamen Handelns zwischen den Gesprächsteilnehmern, das zu einer Verflechtung von nicht verbalem Handeln und Sprechen führt. Ein solches Zusammenwirken z.B. liegt vor, wenn «Sprecher A» zu «Sprecher B» auf einen Gegenstand mit den Worten *muss in den Kühlschrank* deutet, also zur Verständigung einen elliptischen Ausdruck wählt. Trotzdem darf dieser «Sprecher A» damit rechnen, von seinem Gegenüber verstanden zu werden, wenn dieser ebenfalls visuellen Zugang zu dem besprochenen Gegenstand hat. Im Duden wird diese situationelle Voraussetzung durch die folgende Definition beschrieben:

Sind Kopräsenz der Parteien, Gemeinsamkeit der Situation und Wechselseitigkeit der Wahrnehmung gegeben, so eröffnet dies spezifische, situationsgebundene Möglichkeiten der Referenz auf Personen, Raum und Zeit. Die Referenz kann dann mit **deiktische Ausdrücken [Hervorhebung im Duden]** erfolgen, deren Verstehen die Teilhabe an der gemeinsamen Situation zur Voraussetzung hat." (Duden 2009, 1215)

In einer Zuordnung zu unserem Modell entsprechen diese elliptischen Ausdrucksweisen dem Diskursverfahren «Verflechtung von Sprechen und non-verbalem Handeln ... » und erführen ihre Interpretation im Rahmen des Parameters «Situation»².

Beispiel 13 (Twitter)

canção maravilhosa <http://www.youtube.com/watch?v=sRhXwTAdDXo> (YouTube)
(wunderbares Lied)

¹ Für Karl Bühler ist das gemeinsam geteilte „Ich-Jetzt-Hier-Origo“ (1965, 107) die Voraussetzung für eine solche situative Konstellation.

² Eine alternative Interpretation könnte diesen Ausdruck aber auf Grund seiner Kürze und Einfachheit auch als «Einfaches Verfahren der Einheitenbildung» werten und ihn folglich dem Parameter «Zeit» zuordnen.

Beispiel 14 (Twitter) textexternes Element

http://www.penicheimobiliaria.com/ para quem procura casa em Peniche
(*http://www.penicheimobiliaria.com/ für den, der in Peniche³ eine Wohnung sucht*)

Beispiel 15 (Posting aus einem Weblog)⁴

“*Bom, muito Bom*”

(Kommentar zu einer direkt oberhalb dieser Äußerung befindlichen Abbildung des Buchumschlags des Romans *O Vendedor De Passados* von José Eduardo Agualusa)

Beispiel 16 (Beispiel von einem Posting und ergänzendem Kommentar aus einem Weblog⁵)

Gataria. Algures em Cacela Velha, Algarve.
(übersetzt *Eine Ansammlung von Katzen. Irgendwo in Cacelha Velha⁶, Algarve*)

Zum Kontext dieses Beispiels: Es handelt sich um einen sprachlichen Eintrag direkt unter einem Foto, auf dem mehrere Katzen abgebildet sind. Nach Anklicken eines Links, der zu den Kommentaren von Seiten der Leser des Blogs weiterleitet, findet man die Äußerung: *Coitados, sem nada para comer!* (übersetzt *Die armen Teufel, und ohne etwas zu essen!*)

Interpretation der Beispiele Auch Objekte im virtuellen Raum, auf die die an einer Netzkommunikation beteiligten Nutzer gemeinsam Bezug nehmen können, ermöglichen und favorisieren elliptische Sprachstrukturen. Bei den sprachlichen Strukturen, die sich aus einer solchen Situation ergeben, handelt es sich folglich um Merkmale, die im Rahmen einer Grammatik der gesprochenen Sprache beschrieben werden, aber auch zum typischen Sprachgebrauch elektronisch vermittelter Kommunikation gehören. Sie charakterisieren sowohl kommunikative Praktiken medialer als auch konzeptioneller Mündlichkeit.

³ Kleiner Hafen- und Fischerort nördlich von Lissabon.

⁴ Das Posting ist dem Blog «Radio beacon across the stars» (2005) mit der damaligen URL Adresse <http://jmscustodio.blogs.sapo.pt> entnommen.

⁵ Eintrag und Kommentar stammen aus dem Jahre 2005 und dem Blog namens RENHAUNHAU, der auch noch im Jahre 2013 unter der URL «<http://renhaunhou.blogspot.pt>» existiert.

⁶ *Cacelha Velha* ist der Name eines Ortes in der Algarve.

In den ersten beiden «Beispielen 13 und 14» befinden sich die Objekte, auf die Bloggerer gemeinsam sprachlichen Bezug nehmen, jeweils außerhalb des eigentlichen Weblogs. Bei «Beispiel 13» handelt es sich um das textexterne Objekt eines «YouTube Videoclips», zu dem der Leser mittels des Anklickens eines Links gelangt, und auf den der Verfasser des Postings durch die elliptische Struktur *canção maravilhosa* (übersetzt *wunderbares Lied*) verweist. Bei «Beispiel 14» handelt es sich um die URL der Homepage einer Wohnungsagentur. Erst durch deren Anklicken dieses Links wird die elliptische Struktur *para quem procura casa em Peniche* (übersetzt *für den, der in Peniche eine Wohnung sucht*) zu einer sinnvollen Aussage.

«Beispiel 15» zeigt das Posting aus einem Weblogs mit der Darstellung des Buchumschlags des Romans *O vendedor de passados* (übersetzt *Der Verkäufer vergangener Geschichten*) von José Eduardo Agualusa. Zusätzlich zum Bild findet man noch die Worte *Bom, muito Bom* (übersetzt *Gut, sehr Gut*) als Referenz auf das sich direkt darüber befindliche Bild des Buchumschlags. Hier handelt es sich also um eine textinterne Abbildung, die den elliptische Ausdruck *Bom, muito Bom* einen kommunikativen Sinn verleiht.

«Beispiel 16» umfasst zwei Äußerungen. Einmal den textinternen Kommentar *Gataria. Algues em Cacela Velha, Algarve* (übersetzt *Eine Ansammlung von Katzen. Irgendwo in Cacelha Velha, Algarve*), der auf eine Abbildung referiert, die sich direkt oberhalb dieser Äußerung befindet und zum zweiten auf den textexternen Kommentar *Coitados, sem nada para comer!* (übersetzt *Die armen Teufel, und ohne etwas zu essen!*). Zu dieser Abbildung gelangt man erst durch Anklicken des entsprechenden Links (Kommentarfunktion) dieses Weblogs. Beide Äußerungen bestehen jeweils aus sprachlichen Ellipsen, deren Verwendung dadurch möglich wird, dass sie sich auf ein Objekt (das Foto der Katzen) beziehen, das sich im gemeinsamen virtuellen Raum der an der Kommunikation beteiligten Nutzer befindet.

Für diese Beispiele eines Gebrauchs von Merkmalen konzeptioneller Mündlichkeit (Ellipsen) sind es also die Faktoren «hypertextuelle Textstruktur» und «Multimedialität», die den Gebrauch dieser sprechsprachlichen Ausdrucksweisen ermöglichen und nahelegen.

4.5 Aggregative Strukturierung des Informationsflusses oder «Häppchenstil»

Mit «aggregativer Gliederung» – von uns umgangssprachlich auch als Häppchenstil bezeichnet – meinen wir die besondere Art und Weise der Anordnung von Informationen in einer Äußerung, die man beim Nähesprechen zu benutzen pflegt, um seinem Gesprächspartner diese Informationen zu vermitteln⁷. Bei einer solchen Ausdrucksweise werden die Teile der Information hintereinander angeordnet und dem Partner sozusagen stückchenweise verabreicht. Um dieses Prinzip an einem einfachen Beispiel anschaulich zu machen. Eine integrativ gegliederte Äußerung – das Gegenteil von Häppchenstil – läge bei einer Äußerung vor wie *Manfred geht am Sonntag mit seinen Freunden zum Fußball*. Bei einer prototypischen Form primären Nähesprechens wäre es nicht verwunderlich, wenn eine solche Aussage die Form *Manfred geht zum Fußball* (=Modul 1), *am Sonntag* (=Modul 2), *mit seinen Freunden* (= Modul 3) hätte. Die Menge der zu übermittelnden Informationen wird bei dieser Sprechweise sozusagen in einer Reihe von hintereinander geschalteten «Modulen 1 bis 3» übermittelt. Den Grund für eine solche Anordnung der Äußerungssequenz sehen wir in den spezifischen situativen Umständen, die das Zustandekommen dieser Äußerung begleiten: Wenn bei einer Situation primärer, medialer Mündlichkeit wie bei einem Alltagsdialog Planung und Realisierung einer Äußerung zeitlich fast synchron erfolgen, und der Sprecher noch zusätzlich seine Konzentration auf das verbale und nicht verbale Verhalten seines Gesprächspartners richten muss, entsteht Zeitdruck und als Konsequenz die Favorisierung einer kettenförmigen Anordnung⁸ der Informationseinheiten, die geringer Anforderungen an die Konzentration und die Gedächtnisleistung von Sprecher und

⁷ Die Unterscheidung zwischen «Integration» gegenüber «Aggregation» hat ihren Ursprung in den kunsthistorischen Betrachtungen von Erwin Panofsky über die Perspektive in der Malerei. Dem Prinzip der Integration entspräche in der Malerei die Organisation der verschiedenen Bildelemente aus einer gemeinsamen Perspektive (Zentralperspektive), während bis zur Renaissance – aber auch in der naiven Malerei oder im Kubismus – die verschiedenen Bildelemente unverbunden und flächig nebeneinander dargestellt werden. Wilhelm Köller (1993, 21) übertrug dann später diese Vorstellung aus dem Bereich der Ästhetik auf den Bereich der Grammatik. Auf der Ebene sprachlicher Erscheinungen ergibt sich für ihn dann das Gegensatzpaar «integrativ vs. aggregativ», wobei dieser Opposition auf syntaktischer Ebene das Gegensatzpaar «Hypotaxe vs. Parataxe» entspricht.

⁸ Schwitalla benutzt zur Benennung des selben Phänomens auch den Ausdruck „abperlende Folge“ (2008, 14).

Hörer stellt. Analoge Formen sprachlicher Ausdrucksweise beim Kommunizieren mittels des vernetzten Computers, die wir in den folgenden «Beispielen 17 bis 20» vorstellen, deuten auf ähnliche situative Bedingungen bei der Konzeptionalisierung dieser Äußerungen.

Bei dieser reihenden Gestaltung des Informationsflusses handelt es sich um ein Merkmal nächsprachlicher Ausdrucksweise, das im Modell des Nähe- und Distanzsprechens für verschiedene sprechsprachliche Ausdrucksmittel in Wahrung unterschiedlicher Diskursverfahren charakteristisch ist (vgl. auch die Darstellung des Modells unten). Die entsprechenden Interpretation dieser Ausdrucksmittel erfolgt dabei sowohl im Rahmen des Parameters «Rolle» als auch innerhalb des Parameters «Zeit». Weil diese Form der Gliederung so häufig und in verschiedenen Varianten⁹ in unserem Corpus anzutreffen ist, werten wir diesen «Häppchenstils» als ein wichtiges Indiz für eine nächsprachliche Form des Kommunizierens.

Beispiel 17 (Kommentar zu einem Artikel aus «Público Online»)

Grande Sócrates, é só sucessos....virtuais, claro!

(übersetzt *Was für ein bedeutender Mann, dieser Socrates, und nur Erfolge ... eingebildete Erfolge, klar!*)

Beispiel 18 (Posting in einem Fußballblog)

Eu fui ao estádio - bem pior do que esperava - e considero um crime meter o jogo àquela hora

(übersetzt *Ich bin ins Stadion gegangen - es befand sich in einem viel schlechteren Zustand als ich mir vorgestellt hatte - und glaube, es kommt einem Verbrechen gleich, zu diesem Zeitpunkt hier ein Spiel auszutragen*)

⁹ Zur Gruppe aggregativ gegliederter Ausdrucksformen gehören in beiden Sprachen: Parenthesen, die zahlreichen Operatoren in Operator-Skopus-Strukturen, Anakoluthe, Kontaminationen, Apokoinu(s) sowie Formen, die man als «constructio ad sensum» bezeichnet. Im Deutschen erzielen den gleichen Effekt syntaktische Konstruktionen auf der Basis bestimmter Junktoren wie *wo* oder Strukturen mittels von zweigeteilten Fragepronomens wie z.B. *wo ... mit*, etc. Im Portugiesischen gehört zu dieser Häppchenstil bewirkenden Gruppe von Sprachelementen der Junktor *aí* (besonders häufig im Brasilianischen vorkommend), dessen Gebrauch die logische Relation zwischen Haupt- und Nebensatz mehrdeutig lässt oder auch das “que polyvalente” (Viegas Brauer-Figueiredo 1999, 255), das ebenfalls offenlässt, in welcher logischen Relation die durch diesen Junktor verbundenen Propositionen der Äußerung stehen und darum koordinierend statt subordinierend wirkt.

Beispiel 19 (Posting in Blog über Fußball)

O mais espantoso é que isto funcionava. Relativamente, mas funcionava. No papel, quero eu dizer. Online....não

(übersetzt *am erstaunlichsten ist es, dass es funktionierte. Relativ gesehen, aber es funktionierte, auf dem Papier, will ich damit sagen. Online ... nicht*)

Beispiel 20 (Kommentar eines Lesers zu einem Artikel aus der DN)

Admiro é que os jornaleiros do correio da manha não estejam inseridos. Com tanta credibilidade! Vão-lhe faltando dotes!

(übersetzt *Es wundert mich nur, dass die Schmierfinken vom «Correio da Manhã» nicht dabei sind. Bei so viel Glaubwürdigkeit. Es wird ihnen wohl an Talent mangeln!*)

Interpretation In seiner distanzsprachlichen Version würde der Satz von «Beispiel 17» *Grande Sócrates, é só sucessos....virtuais, claro!* (übersetzt mit *Was für ein bedeutender Mann, dieser Socrates, und nur Erfolge ... eingebildete Erfolge, klar*) etwa wie folgend lauten. *Sócrates é um grande homem que só tem sucesso, embora apenas virtual* (übersetzt *Was für ein bedeutender Mann dieser Socrates doch ist, der so viele Erfolge aufzuweisen hat, obwohl es sich bei diesen selbstverständlich nur um Einbildungen handelt*).

Bei dieser Äußerungssequenz gibt es klare Hinweise auf den von uns oben beschriebenen Häppchenstil. So deutet die fehlende Numerus-Kongruenz zwischen dem konjugierten Verb *é* (3. Person Singular) und dem nicht dazu passenden Plural der Nominalergänzung *sucessos* auf eine Planung der Äußerungssequenz, die die verschiedenen Informationseinheiten nicht in eine übergeordnete grammatische Struktur integriert sondern sie stattdessen in verschiedene, hintereinander geschaltete Module unterbringt. Bei der Konstruktion der 2. Informationseinheit führt der noch im Gedächtnis haftende Singular des Subjekts *Sócrates* dazu, diese mittels der zu diesem Subjekt passenden Verbform *é* einzuleiten, die ihrerseits nicht mit dem Plural der Nominalergänzung *sucessos* übereinstimmt. Folglich könnte man diese Konstruktion auch als Ergebnis einer Kontamination zwischen zwei ursprünglich unterschiedlich «geplanten» Strukturen verstehen, nämlich (1) dem Hauptsatz *Socrates é um grande homem* und dem (2) Relativsatz *que só sucessos tem*. Zusätzlich zu diesen beiden

Modulen setzt der «Sprecher» noch das Attribut *virtuais* und den Operator *claro* (übersetzt mit *na klar*) an den Schluss der Äußerungssequenz. Durch die nachgestellte Verstehensanleitung mittels des Operators *claro* stellt der «Sprecher» noch einmal die Selbstverständlichkeit heraus, die er für den mit seiner Behauptung verbundenen Geltungsanspruch in Anspruch nimmt.

Im Rahmen des Modells des Nähe- und Distanzsprechens interpretieren wir diese Form der Reihung der Informationen im Zusammenhang mit der Desintegration der grammatischen Struktur als Folge des zeitlichen Stresses, unter dem der Nutzer seine Äußerung planen und hervorbringen muss, im Rahmen des «Zeitparameters» und in Wahrung der beiden universalen Diskursverfahren «Aggregative Strukturierung des Informationsflusses» und «Einfache Verfahren der Einheitenbildung».

Eine zusätzliche Einfügung einer Information in eine Äußerungssequenz, die erfolgt, ohne dass eine entsprechende Integration in die grammatische Struktur des entsprechenden Satzes vorgenommen wird, liegt auch in «Beispiel 18» in Form einer Parenthese vor: *Eu fui ao estádio - bem pior do que esperava - e considero um crime meter o jogo àquela hora* (übersetzt *Ich bin ins Stadion gegangen - es befand sich in einem viel schlechteren Zustand, als ich mir vorgestellt hatte - und glaube, es kommt einem Verbrechen gleich, zu diesem Zeitpunkt hier ein Spiel auszutragen*).

Der Vorteil einer solchen Form grammatischer und somit auch inhaltlicher Strukturierung des Informationsflusses liegt in der Vermeidung einer Unterordnung und Integration schaffenden distanzsprachlichen Anordnung der sprachlichen Elemente, wie sie in der analogen Äußerung *Eu fui ao estádio que bem pior estava que tinha pensado, e considero um crime meter o jogo àquela hora* (übersetzt mit *Ich bin ins Stadion gefahren, das sich in einem wesentlich schlechterem Zustand befand, als ich es mir vorgestellt hatte und glaube, dass es einem Verbrechen gleichkommt, zu diesem Zeitpunkt hier ein Spiel auszutragen*) vorliegen würde. Entsprechend interpretieren wir auch diese Beispielsäußerung im Modell als Nähemerkmal in Wahrung des universalen Diskursverfahrens einer «aggregativen Strukturierung des Informationsflusses» im Rahmen des Analyseparameters «Zeit».

Auch die in «Beispiel 19» nachträglich am Rande der Kernaussage *O mais espantoso é que isto funcionava* (übersetzt *am erstaunlichsten ist es, dass es funktionierte*) angereihten Zusatzinformationen (1) *relativamente* (übersetzt *relativ gesehen*), (2) *no papel* (übersetzt *auf dem Papier*), und (3) *Onlinenão* (übersetzt *Online nicht*) deuten auf eine reihende Strukturierung des Informationsflusses.

Eine ähnliche Struktur liegt auch in der Äußerung des «Beispiels 20» vor, bei der die Kernaussage (1) *Admiro é que os jornaleros do correio da manha não estejam inseridos* (übersetzt *Es wundert mich nur, dass die Schmierfinken vom «Correio da Manhã» nicht dabei sind*) durch die ironisch gemeinten Zusatzformationen (2) *Com tanta credibilidade!* (übersetzt *mit so viel Glaubwürdigkeit*) und (3) *Vão-lhe faltando dotes!* (übersetzt *Es wird ihnen wohl an Talent mangeln*) erweitert wird. Als Indiz für die aggregative Strukturierung des Informationsflusses werten wir bei dieser Äußerung zusätzlich den Umstand, dass die durch die Inhalte der Informationsmodule implizit mitgedachten logischen Relationen zwischen den einzelnen Informationsmodulen – konzessiv zwischen «Modul 1» und «Modul 2» sowie kausal zwischen «Modul 1» und «Modul 3» - nicht in Form einer diese Relation explizit machenden Satzstruktur ausgedrückt wird (Satzgefüge mit den entsprechenden unterordnenden Konjunktionen) sondern durch eine bloße Reihung. In der Literatur spricht man bei einem solchen Phänomen auch von „fehlender syntaktischer Kohäsionsmarkierung“ (Ágel & Hennig 2006a, 55).

Wenn es sich bei diesen Beispielen um Äußerungen aus dem Bereich medial basierter Mündlichkeit außerhalb der Netzkommunikation handeln würde, würden wir den Zeitdruck und den hieraus resultierenden Häppchenstil auf die zeitgleiche Planung und Realisierung der Äußerungen zurückführen, weil eine reihende Gliederung des Informationsflusses wesentliche geringere Anforderungen an die Konzentration und an die Gedächtnisleistung von Sprecher/Hörer stellt als eine integrierende Gliederung. Bei den vorliegenden Äußerungen netzbasierter Kommunikation stellt sich nun folglich die Frage, auf welche situativen Faktoren der Zeitdruck bei diesen peripheren Formen konzeptioneller Mündlichkeit zurückzuführen ist?

Unserer Meinung nach sind es mehrere Umstände, die wir für eine solche Erklärung heranziehen können. Das Verfassen schriftlicher Beiträge mittels eines vernetzten Computers ist bei der Nutzung aller Kommunikationsplattformen, die das Internet bereitstellt und hinsichtlich aller kommunikativen Praktiken, die sich inzwischen bei der Netzkommunikation herausgebildet haben, latent durch die Tendenz zu Eile und Hast gekennzeichnet. Dabei handelt es sich um folgende Faktoren, die zu dieser Grundbefindlichkeit von Eile und Zeitstress prägen: Das Schreiben am Computer setzt das kompetentes Umgehen mit einem entsprechendem Computerprogramm voraus, also mit einem der gängigen Programme zur Erstellung von Texten. Das mit der Konfiguration des Textes parallel verlaufende Eintippen der Buchstaben und Worte mittels der Tastatur und das zu diesem Prozess ebenfalls parallel erfolgende permanente Abgleichen und Korrigieren der Resultate dieser Bemühungen am Computerbildschirm erfordert vom Nutzer ständige Aufmerksamkeit und Konzentration. Befindet dieser sich darüber hinaus noch «online» und auf einer Kommunikationsplattform wie «Twitter» oder «Blogger», steigert sich der Grad möglicher Ablenkungen und Anforderungen an sein Konzentrationsvermögen um ein Erhebliches. Er wird von plötzlich hereinkommenden Mails abgelenkt oder ist mit irgendwelchen Aufforderungen zum «Updaten» seiner Computerprogramme oder seines Betriebssystems konfrontiert. Hinzu kommt die Reizüberflutung und Versuchung durch die Buntheit¹⁰, semiotische Vielfalt und Komplexität der Internetseiten, die auf ihn einstürmen und ihn von seinem eigentlichen Ziel der Verfassung seines Textes ablenken, dadurch sein Konzentrationsvermögen zusätzlich belasten und hohe Anforderungen an seine Disziplin stellen¹¹. Gleichzeitig eröffnen sich ihm natürlich auch die vielfältigen Möglichkeiten, die universale Kommunikationsmaschine «vernetzter Computer» für seine kommunikativen Zwecke sinnvoll zu nutzen. So kann

¹⁰ Vgl. Schmitz: “Sie kündigen an wie ein Zirkusdirektor, sie laden ein wie ein Schausteller an der Kirmesbude“ (Schmitz 2002, 7).

¹¹ Zur Komplexität und Neuartigkeit der semiotischen Welt des Internet und den hieraus entstehenden Problemen für die Nutzer der kommunikativen Möglichkeiten, die diese Welt bietet, das folgende Zitat von Sieberg (2006, 99): “So finden sich allein auf der Eingangsseite des Schreibprogramms „Word“ (portugiesische Version von „Windows XP“) weit über 150 Zeichen bzw. Zeichenkomplexe, die in Unterstützung von über 80 unterschiedlichen Piktogrammen den Nutzer dazu einladen, durch ein Anklicken in entsprechende Handlungsabläufe mit dem Computer einzutreten“.

er etwa bei der Online- Enzyklopädie «Wikipedia» einen raschen Rat suchen oder auch einmal schnell ein Wort oder einen einfachen Ausdruck von einem der entsprechenden Programme übersetzen lassen. Als Nebeneffekt all dieser Beanspruchungen, Ablenkungen und Versuchungen aber wird seine Multitaskfähigkeit auf eine harte Probe gestellt, mit der besagten Folge einer Grundbefindlichkeit, die durch das Gefühl zeitlicher Enge und der Tendenz, alles möglichst schnell zu machen, gekennzeichnet ist. Darum kann man mit Recht von „ständig beschleunigenden Handlungsabläufen“ (Sieberg 2006, 111) sprechen, die das Umgehen mit dem vernetzten Computer charakterisieren. Dieser Zeitdruck entspricht mindestens dem, der sich einstellt, wenn dieser Nutzer in der «normalen» Situation eines Alltagsdialogs sprachlich handelt.

5. Interpretation und Prognosen zur weiteren Entwicklung der Netzsprache

Für die von uns untersuchten kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation konnten wir eine systembedingte Prädisposition zum Gebrauch von konzeptioneller Mündlichkeit feststellen. Diese äußert sich in sprachlichen Strukturen und Ausdrucksweisen, die größtenteils auch außerhalb von Computer und Internet existieren¹² und dort systematisch und streng hierarchisch gegliedert durch das Modell des Nähe- und Distanzsprechens von Ágel & Hennig erklärt werden können. Für den Bereich der Netzkommunikation ist es für eine befriedigende Erklärung dieser nächsprachlichen Ausdrucksweisen allerdings notwendig, das Axiom dieses Modells zu erweitern. Diese Erweiterung sieht vor, das real-räumliche Zusammensein von Produktion und Rezeption einer Äußerung auch im Sinne eines virtuell-räumlichen Zusammenseins zu verstehen. Zum erweiterten Axiom gehört es außerdem, die zeitliche Koinzidenz von Produktion und Rezeption einer Äußerung nicht ausschließlich auf ihren tatsächlichen physikalischen Zusammenfall zu beschränken sondern zuzulassen,

¹² Als Beispiele seien medial mündlich basierte Praktiken wie die verschiedenen Ausprägungen von Alltagsdialogen, Small-Talks, Live Interviews im Fernsehen sowie sprachliche Beiträge in Talkshows genannt. Zur selben Gruppe nächsprachlicher Kommunikation gehören aber auch medial schriftlich vermittelte Praktiken außerhalb der Netzkommunikation wie Privatbriefe, Tagebucheinträge, emotionell geprägte Leserbriefe oder bestimmte literarische Gattungen.

dass dieses zeitliche Zusammentreffen im Sinne einer subjektiven Vorstellung im Bewusstsein der Nutzer existieren kann. Zum Zustandekommen dieses Bewusstseins trägt neben dem nahen räumlichen Zusammenstehen der Texte auch bei, dass die miteinander in Beziehung gesetzten Äußerungen oft in rascher Folge auf dem Computerbildschirm erscheinen. Eine zweite Erweiterung des Axioms betrifft die Einbeziehung der situativ-technischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Internetplattform, die ebenfalls den Gebrauch von Formen der konzeptionellen Mündlichkeit favorisieren können. Wir denken dabei als Beispiel an die zum Twittern gehörenden Funktionen von «replies», «retweets» und «zitierten Tweets» sowie die virtuelle Vertretung der Gesprächsteilnehmer durch ihre «Nutzernamen», Faktoren, die das Entstehen dialogähnlicher Strukturen und der ihnen entsprechenden nächsprachlichen Ausdrucksmittel - Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln, Einsatz von Rederechtsmitteln, Engführungssignalen, adjazentale Strukturen – begünstigen.

Darüber hinaus identifizieren wir die sich beim Twittern und Bloggen anbietende Möglichkeit, Fotos, YouTube-Clips oder andere Abbildungen in einen gemeinsam zugänglichen virtuellen Raum zu stellen und sie damit zu Objekten eines gemeinsamen verbalen Handelns zu machen, als Bedingung für den Gebrauch der elliptischen Ausdrucksweisen, die bei diesen kommunikativen Praktiken sehr häufig anzutreffen sind. Zu den spezifischen Ausprägungen nächsprachlicher Ausdrucksweisen, die in der gleichen Konstellation außerhalb des Internet nicht vorkommen, gehören weiterhin die von uns so benannten Formen „sekundärer Adjazenz“, die durch die hypertextuelle Struktur der jeweiligen kommunikativen Praktiken ermöglicht werden.

Die beim Nutzer latente vorhandene Grundbefindlichkeit zeitlichen Stresses und die in ihr begründete Tendenz, kommunikativen Beiträge möglichst schnell zu verfassen, führen wir auf verschiedene Gründe zurück: Dazu gehört der Umstand, dass das Internet eine ständig anwachsende Anzahl von neuen Kommunikationsplattformen und damit auch kommunikativen Praktiken zur Verfügung stellt. Um sich mit diesen vertraut machen und sich den jeweiligen neuen Formen der Interaktion zwischen

Computer und Mensch anpassen und diese Handlungsabläufe anschließend automatisieren zu können, wird dem Nutzer abverlangt, dass er sich in den Strudel ständig neuer, rituell ablaufender Interaktionen zwischen Computer und Nutzer einlässt. Erst dadurch, dass er sich diesen Herausforderungen und dem raschen Rhythmus der Interaktion zwischen Maschine und Mensch anpasst, wird es ihm gelingen, dieses Zusammenspiel zwischen Mensch und Maschine kompetent und effizient zu meistern. Im gleichen Maße steigen allerdings auch die Anforderungen an sein Konzentrationsvermögen, seine Flexibilität und Geduld, sowie an seine Fähigkeit, mit dem wachsenden Stresspegel umzugehen. Darum sind wir davon überzeugt, dass sich dieselbe Tendenz zur konzeptionellen Mündlichkeit auch für andere kommunikative Praktiken der Internetkommunikation nachweisen lässt, die bei der Hervorbringung ihrer Informationseinheiten den Nutzer dem Einfluss ähnlicher Faktoren aussetzen, wie wir sie oben beschrieben haben.

Die Tendenz zur konzeptionellen Mündlichkeit lässt sich unserer Meinung nach allerdings nicht angemessen als Teil einer historisch beschreibbaren Auf- und Abwärtsbewegung zwischen aufeinanderfolgenden Epochen mit einem jeweils unterschiedlich hohen Anteil von Nähe- bzw. Distanzsprachlichkeit begreifen. Den Nachweis eines solchen Wechsels erbringt Schwitalla (2008) für den Bereich der Kommunikation außerhalb des Internet. Gegen eine Übertragung dieser These auf den Bereich der Netzkommunikation spricht, dass in diesem Bereich die Gründe für die Prädisposition zur Mündlichkeit tief mit den technischen und strukturellen Voraussetzungen computer- und netzbasierter Verständigungsformen verwurzelt sind, so dass ein Überhandnehmen distanzsprachlicher Ausdrucksformen für bestimmte kommunikative Praktiken – wie z.B. Chat oder Twitter - wenig wahrscheinlich erscheint. Außerdem haben die neuen kommunikativen Praktiken inzwischen nicht nur viele der Aufgaben übernommen, die traditionell von entsprechenden kommunikativen Praktiken (Textsorten) außerhalb der Netzkommunikation erfüllt wurden, sondern es bilden sich laufend auch neue Praktiken heraus, die außerhalb der Netzwelt in dieser Form bis dato nicht bekannt waren. Wir denken in diesem Zusammenhang z.B. an das Kommunizieren in sozialen Netzwerken wie «facebook», deren rasche Ausweitung den Wünschen von Abermillionen von Nutzern entgegenzukommen scheint.

In Anbetracht all dieser Umstände scheint es nicht übertrieben, hinsichtlich der Netzkommunikation von der Herausbildung eines parallel existierenden Kommunikationsraums zu sprechen, in der sich ständig neue Funktionen, sprachliche Substandards und Normen herausbilden¹³, die mit denen der kommunikativen Welt außerhalb der Netzkommunikation zwar in einem ständigen Prozess gegenseitigen Austausches und gegenseitiger Beeinflussung stehen, die aber trotzdem auch einen relativ eigenständigen Raum herausgebildet haben, bzw. dabei sind diesen herauszubilden. Entsprechend müsste eine Beschreibung von Entwicklungen in diesem Bereich unserer kommunikativen Wirklichkeit auch die spezifischen Faktoren berücksichtigen, die in diesem Sektor die Auswahl und Formgebung sprachlicher Elemente beeinflussen.

Der ganzheitliche Charakter dieses parallelen Kommunikationsraums der Netzkommunikation bedingt, dass im Rahmen bestimmter Kommunikationsplattformen auch kommunikative Praktiken distanzsprachlicher Kommunikation weiterhin eine wichtige oder sogar eine dominante Rolle spielen, allerdings nur solange die situativ-technischen Rahmenbedingungen der jeweiligen kommunikativen Praktiken es gestatten¹⁴. Um ein Beispiel für diese Behauptung zu nennen: Es ist kaum vorstellbar, dass beim Twittern distanzsprachliche Strukturen wie komplexe syntaktische Äußerungen und integrativ organisierte Informationseinheiten an Zuwachs gewinnen, wenn die Zahl möglicher Zeichen beim Twittern auf 140 begrenzt bleibt, und Funktionen wie «replies», «retweets» und «zitierte tweets» die Favorisierung dialogähnlicher Strukturen nahelegen. Genaue Aussagen darüber, welchen genauen Anteil und welche Bedeutung distanzsprachliche Kommunikation zukünftig beim

¹³ Dürscheid spricht in diesem Zusammenhang von einer „Umstrukturierung des gesamten Kontinuums von Mündlichkeit und Schriftlichkeit (1999, 27), die neue „Abgemessenheitsformen und neue sich zu Substandards herausbildende kommunikative Praktiken generiert, deren Eigenart aus einer jeweils spezifischen Mischung aus nahe- und distanzsprachlichen Merkmalen besteht“.

¹⁴ Nach unseren bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen existieren solche distanzsprachlichen Texte, also Texte mit komplexen sprachlichen Ausdrucksformen, die sich durch Hypotaxen, aggregative Strukturierung ihres Informationsflusses und ein hohes stilistisches und lexikalisches Niveau auszeichnen, z.B. in bestimmten Bereichen der Blogosphäre. Wir denken dabei besonders an Weblogs mit Themen aus den Bereichen Philosophie, Ästhetik und Technik, aber auch an Foren, die sich spezifischen Fragen auf einem hohen sprachlichen Niveau widmen. Vgl. dazu auch den Aufsatz von Sieberg (2005) zur portugiesischen Blogosphäre.

Kommunizieren mittels der vernetzten Computer einnehmen werden, bleiben allerdings spekulativ.

Weiterhin gehen wir davon aus, dass es sich bei der von uns beschriebenen Tendenz zur Nähesprachlichkeit nur um eins von mehreren Charakteristika der Netzsprache handelt. Eine weitere Tendenz betrifft die Bildung hybrider Formen der Informationseinheiten der Netzsprache, die sich aus verbalen und bildhaft-ikonischen Anteilen zusammensetzen¹⁵. Gerade die visuelle Seite der Informationsübermittlung spielt - im Zusammenwirken mit der symbolhaften des sprachlichen Codes - eine bedeutende Rolle in vielen kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation. Wir denken dabei insbesondere an bestimmte Varianten der Chat- und SMS Kommunikation oder an den Sprachgebrauch in Weblogs und beim Schreiben von Kommentaren zu Artikeln von Online Versionen von Zeitungen und Zeitschriften.

Zusammenfassend möchten wir herausstellen, dass es sich unserer Meinung nach um keine «neue Sprache» im engeren Sinne handelt, die sich in den verschiedenen kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation herausbildet. Wir gehen vielmehr von spezifischen und abgewandelten Formen der Anwendung des sprachlichen Codes aus, die sich an den jeweils im Vordergrund stehenden Funktionen und technischen Voraussetzungen der Internetplattform orientieren, auf deren Basis sich die entsprechenden kommunikativen Prozesse abspielen.

6. Kritik an der Internetsprache

¹⁵ Diese Mischung verschiedener Zeichensysteme zu gemeinsamen Informationseinheiten rechtfertigt die Feststellung von Bolter: „Electronic writing is a continuum in which many systems of representation can happily coexist“ (Bolter 1991, 60) oder die Meinung von Bayer (2000, 20) zitiert nach Schlobinski (2012, 10) „Spätestens die multimedialen Texte der neuen Medien und des Internet werden zu einer Neudefinition der Funktionen von Schrift und Bild führen: Es ist denkbar, dass in der Mehrheit der informierenden Texte die – auch zukünftig keineswegs überflüssige! – Schrift überwiegend der Darstellung von Vorgängen dienen wird, während Objekte und Verhältnisse in der Welt überwiegend durch Grafiken und Bilder dargestellt werden“.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, dass es eine Reihe von Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten des Sprachgebrauchs innerhalb und außerhalb der Netzkommunikation gibt. Innerhalb des Bereiches der Netzkommunikation finden wir allerdings auch Textexemplare¹⁶, die hinsichtlich ihrer formalen, graphostilistischen und lexikalischen Gestaltung erheblich von den Texten abweichen, an die wir im Bereich der konventionellen Nutzung der Sprache außerhalb von Computer und Internet gewöhnt sind. Dazu gehören Texte aus bestimmten gesellschaftlichen und sprachlichen Randbereichen wie aus der Rapper- oder Hip Hop Szene oder an öffentliche Flächen gesprühte Graffitis, die sich neben den provokativen Abweichungen im formalen Bereich auch durch ihre jugendsprachliche Lexik auszeichnen. Dabei handelt es sich um Texte wie z.B. der folgende:

Aniversário da garagem

bem bem nem sei por onde começar.... vou começar pelo k eu curto mais o ppl!!! carradas de boa disposicao pa toda a gente k tive-se na zona :) big up viana do castle!!!! a festa nem teve grande adesao apesar do cartaz ser apelativo nunca chegou a ameaçar encher... isto para os nossos companheiros da garagem nao e mto fixe mas pa kem tava la a curtir foi altamente!!!!lol

(ungefähr übersetzt mit: Also gut, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll ... vielleicht mit dem, was mir am meisten Spaß gemacht hat!!! Unheimlich viel gute Laune bei allen, die sich in der Nähe befanden ☺ hoch lebe Viana do Castelo!!! Trotz des attraktiven Plakats waren noch nicht einmal viele Leute da, und man dachte in keinem Augenblick, dass es wirklich voll werden könnte ... das war natürlich für unsere Kumpels von der „garagem“¹⁷ nicht so toll, aber für die, die da waren und Spaß hatten, war es schon supergeil!!! Lol)

(Aus dem Blog “Drum&Bass culture - Urban junglist Movement von 2005 mit der URL: <http://drummingsince2003.blogspot.pt/2005/07/urban-junglist-movement.html>)

Von den Regel- und Normabweichungen, die in diesem Text vorkommen, möchten wir nur einige Beispiele herausheben: Zu diesen gehört das Wortspiel mit dem

¹⁶ Als „Textexemplar“ definieren wir einen einzelnen Text, im Unterschied zum Begriff der kommunikativen Praktik. Beim zweiten Begriff handelt es sich um eine übergeordnete Kategorie, die wie die Kategorie Textsorte viele verschiedene Textexemplare umfasst. Vgl. auch Steger *et al.* (1974).

¹⁷ Name eines kleinen alternativen Theaters und Treffpunkts für Jugendliche in Lissabon.

Namen *Viana do Castelo*, wobei das Wort *castelo* im Portugiesischen *Burg* bedeutet, im Text aber durch das englische Wort *castle* wiedergegeben wird. Hinzu kommen die zahlreichen ungewöhnlichen Abkürzungen, Wortzusammenziehungen und Formen, die gegen die Regeln der portugiesischen Orthographie und Zeichensetzung verstoßen wie *k* statt *que*, *nao* statt *não*, *pa* statt *para*, *e* anstatt *é*, *mta* statt *muito* usw. oder das bei den portugiesischen Jugendlichen aktuell beliebte Lexeme *people*, im Text abgekürzt durch *ppl*. Hinzu kommen dann noch die vielen Absonderlichkeiten im Bereich der graphostilistischen Gestaltung des Textes, zu denen die vielen Wiederholungen von Ausrufezeichen !!!! und das Akronym *lol* (= *laughing out loud*) gehören.

Vielleicht ist es dem Leser ja nicht bewusst, aber vielleicht empfindet er die Abweichungen von den Normen und Regeln der Standardsprache, die das oben abgebildete Textexemplar «auszeichnen», grade darum als so gravierend und störend, weil sie im Medium der geschriebenen Sprache erscheinen und nicht etwa in einem Gespräch zwischen zwei Jugendlichen, dem er zufällig beiwohnt. Erst bei der Konfrontation mit der schriftlichen Darstellung eines solchen Sprachgebrauchs im Kontext anderer Texte drängt sich bei vielen Menschen unwillkürlich der Eindruck von Chaos, Regellosigkeit und Normwidrigkeit auf.

Und die entsprechenden Reaktionen auf solche Provokationen bleiben natürlich nicht aus, wobei wir davon ausgehen, dass diese sowohl in der portugiesischen als auch in der deutschen Öffentlichkeit ähnlich negativ ausfallen dürften. Aus dieser kritischen Haltung heraus wird in dem Artikel *Voll eklich wg schule *stöhn** der «Zeit-Online»¹⁸ der negativ konnotierte Ausdruck „Sprechschreibe“ zur Bezeichnung eines solchen scheinbar anarchistischen Sprachgebrauchs kreiert und damit die Angst vor einer möglichen Verwahrlosung unserer Sprache durch solche Formen elektronischen Schreibschwatzens zum Ausdruck gebracht.

In eine ähnliche Richtung zielt ein Bericht Juan Luis Cebriáns von 1998 an den «Club of Rome», der den Titel trägt „Im Netz – die hypnotisierte Gesellschaft“ (Cebrián 1999). Die in diesem Bericht zum Ausdruck gebrachte These zitieren wir in Übernahme

¹⁸In der Ausgabe der «Zeit-Online» vom 24. Februar 2011: <http://www.zeit.de/2011/09/C-Schreibkompetenz> «1.5.2013»

von Schlobinski (2012, 1). Cebrián bezieht sich mit seinen Worten zwar auf die englische Sprache, bringt aber ein Unbehagen zum Ausdruck, das wahrscheinlich in gleicher Weise von vielen Portugiesen und Deutschen empfunden wird. Seiner Behauptung folgend verkomme die englische Sprache, weil sie nicht mehr „[...] das Englisch eines Shakespeare oder Joyce, sondern Pidginenglisch, improvisiert und regellos, dem Einfluss hunderttausender Jugendlicher ausgesetzt, die im Sprachunterricht schlechte Noten erhalten haben, überrannt von prosodischen, syntaktischen und grammatischen Horden“ sei.

Zu welch schlimmen Ausfällen allerdings diese Angst vor einem möglichen Sprachzerfall führen kann, und dass sich die selbst ernannten Sprachpfleger bei der Formulierungen ihrer Kritik oft auf dem Boden faschistischer und rassistischer Ideologie bewegten, zeigt das folgende Zitat aus Gustav Wustmanns Buch „Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte[n], des Falsche[n] und des Hässliche[n]“ (1891), das vor etwas mehr als 100 Jahren erschienen ist:

Der Deutsche mag so alt werden, wie er will, er wird immer und ewig Affe der anderen Nationen bleiben. Ausländerei, Franzosennachäfferei und Engländernachäfferei sind verbreitet. [...] Vor allem sind die Juden an diesem Verfall schuld: Ein großer Teil unseres heutigen Sprachunrats geht ausschließlich auf das Judendeutsch der Berliner und Wiener Tagespresse zurück

Zur Eindämmung dieser zum Teil irrationalen Angst vor Sprachverfall und kultureller Degeneration tragen auch kaum die Daten objektiver Untersuchungen mit bei, wie etwa die Ergebnisse einer empirisch breit angelegten Studie von Christa Dürscheid, auf die auch der oben erwähnte Artikel *Voll eklich wg schule *stöhn** der «Zeit Online» Bezug nimmt. Die Professorin hatte mit ihrem Team fast 1000 Deutschsaufsätze von 16- bis 18-jährigen Schülern aller Schulformen auf Spuren eines Sprachgebrauchs – hinsichtlich Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik und Lexik – untersucht, der normalerweise für SMS Botschaften, Chats und Beiträge in Sozialen Netzwerken üblich ist. Das Ergebnis zeigte, dass in diesen Aufsätzen kaum Spuren der Netzsprache zu finden waren. Im Zeit Artikel wird Dürscheid hinsichtlich

dieses Ergebnisses folgendermaßen zitiert: „Die Schüler können die Schreibwelten durchaus trennen. Sie wissen, dass in der Schule und der formellen Kommunikation andere Regeln gelten als beim Chatten mit Freunden“ (<http://www.zeit.de/2011/09/C-Schreibkompetenz>)

Wir sind davon überzeugt, dass eine pauschal negative Einschätzung der sprachlichen Ausdrucksweisen, die für die verschiedenen kommunikativen Praktiken der Netzkommunikation charakteristisch sind, der Vielfalt und Komplexität des Phänomens nicht gerecht wird. Sie berücksichtigt weder (a) die besonderen situativ-technischen Voraussetzungen dieser Anwendungsformen von Sprache noch (b) die vielen spezifischen Funktionen, die sich mit diesen neuen kommunikativen Praktiken entwickelt haben und darum fast zwangsläufig auch zu veränderten sprachlichen Ausdrucksformen führen. Ebenso wenig wird erkannt, dass (c) zu einer effizienten Kommunikation auf der Basis eines vernetzten Computers neben den symbolischen Zeichen des verbalen Code auch Zeichen mit ikonisch-bildhaftem Charakter gehören, weil durch sie die Gestaltung bestimmter Inhalte und Nachrichten erheblich erleichtern bzw. erst ermöglicht wird. Hinzu kommen (d) die vielen interessanten technischen und funktionalen Möglichkeiten, durch die ein vernetzter Computer einen Reiz auf den Spieltrieb seiner Nutzer auszuüben vermag. Oft ist grade es die Mischung aus einer bloß spielerischer Beschäftigung und einem ernsthaften Ausnutzen der Möglichkeiten des Computers, die diese besondere Anziehungskraft bewirkt. Und diese Behauptung gilt nicht ausschließlich für Jugendliche und ihren durch Spiel und Provokation bestimmten Umgang mit dieser universalen Medienmaschine. Dass sich aus diesem Spieltrieb auch viele Absonderlichkeiten¹⁹ für den sprachlichen Ausdruck ergeben, sollte man nicht überbewerten. Denn schließlich trifft auf die Netzkommunikation und ihre Formen der Anwendung von Sprache das Gleiche zu, was wir auch feststellen würden, wenn wir

¹⁹ Besonders bemerkenswert finden wir in diesem Zusammenhang das Zitat einer der herausragenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Entwicklung künstlicher Intelligenz, Joseph Weizenbaum (ehemaliger Professor für Informatik an den Universität in Stanford und im MIT), der sich in seiner letzten Jahren vor seinem Tod 2008 sehr kritisch zu den Möglichkeiten der neuen Technologien im Allgemeinen und dem Internet im Speziellen geäußert hat, so wie in dem folgenden Zitat zum Internet, das wir dem «Fokus-Online» entnommen haben: „Das Ganze ist ein riesiger Misthaufen, der Perlen enthält. Aber um Perlen zu finden, muss man die richtigen Fragen stellen. Gerade das können die meisten Menschen nicht.“ URL: http://www.focus.de/digital/diverses/it-pionier-weizenbaum_aid_94230.html «1.5.2013»

uns vergegenwärtigen könnten, wie viele Textfragmente, absurde Äußerungen, Sprachspielereien, Norm- und Regelverstöße sowie Dummheiten aller Art in der kommunikativen Welt außerhalb von Computer und Internet hervorgebracht werden. Ein Sprachgebrauch, der in extremer Weise von den gängigen Normen und Regeln abweicht, kommt also auch in der «realen», außerhalb von Computer und Internet existierenden Welt sprachlicher Kommunikation vor. Er ist Teil einer kommunikativen Wirklichkeit, die sich kaum an der Sprache orientiert, wie er vornehmlich im akademischen oder gutbürgerlichen Umfeld gepflegt wird. Wie die Geschichte der deutschen Sprache lehrt – und diese These wird auch für andere Sprachen genauso zutreffen – kommt es außerdem immer wieder vor, dass viele dieser «fragwürdigen» Normdurchbrechungen Einfluss auf die Standardsprache und ihre Regeln und Normen gewinnen und diese zum Teil sehr schnell und nachhaltig beeinflussen und verändern²⁰.

Zum Schluss möchten wir noch darauf aufmerksam machen, dass (e) es auch im Bereich der Netzkommunikation und seiner verschiedenen kommunikativen Praktiken viele Textexemplare mit distanzsprachlichem Charakter gibt, deren Komplexität und sprachlicher Ausdrucksreichtum denen vieler Textexemplare außerhalb des Netzes durchaus ähnelt, wie z.B. der folgende sprachliche Eintrag (2005) aus dem Weblog „Ruminações Digitais” mit der URL: <http://sonhoslx.blogspot.pt> «14.5.2013»

O despotismo afluí tão naturalmente da conquista militar (onde a maioria das sociedades se originou) que a criação de uma ordem civil ou política é visto como um acontecimento assinalável. Os europeus conseguiram-no em três ocasiões e em duas delas a experiência colapsou. A primeira ocorreu

²⁰ Im Folgenden möchten wir auf zwei spektakuläre Beispiele von Ausdrucksweisen verweisen, die in letzter Zeit immer wieder im deutschen Fernsehen vorkommen, die aber bis vor kurzem noch nicht bekannt waren und als grammatische Regelverstöße gegolten hätten. Erstens beziehen wir uns auf Fußballkommentare, bei denen man auf eine Form der Anwendung des Präsens trifft, die noch vor einigen Jahren nicht zu erwartet gewesen wäre, die inzwischen aber zu einer üblichen Ausdrucksweise geworden ist. Wir meinen die Situation, in der ein Kommentator eines Fußballspiels einen bereits ausgeführten und beendeten Spielzug mit den Worten kommentiert *Also wenn der den Ball jetzt nach außen zum frei stehenden Reus spielt, dann steht's zwei zu Null*. Einem aufmerksamen Beobachter wird auch nicht entgangen sein, dass sich im selben Medium in den letzten Monaten ein Gebrauch des Modalverbs *können* eingebürgert hat, der noch vor einigen Monaten in ähnlichen Kontexten undenkbar gewesen wäre. Wir beziehen uns auf Äußerungen wie *Wir können auch Fußball ...*, oder *Er kann Politik ...*. Wer weiß, ob solche Formen nicht bereits in einigen Jahren allgemein akzeptiert und als Teil der deutschen Standardsprache aufgefasst werden?

nas cidades estado gregas, que se afundaram em despotismo após a queda de Alexandre. A segunda foi com os Romanos, cujo próprio sucesso criou um Império tão heterogêneo que só um poder despótico foi capaz de travar a sua desagregação. O falhanço da primeira destas experiências gerou o Estoicismo e outras filosofias de afastamento. A segunda resultou num ambiente propício para o crescimento de uma religião: o Cristianismo. Do Cristianismo e dos reinos bárbaros do ocidente surgiram as versões medievais de política que, lentamente, se desenvolveram nas políticas actuais, a terceira ocasião, que vivemos e não sabemos qual o seu destino final.

Der erhobene Zeigefinger, der verallgemeinernd und vorschnell vor Sprachzerfall und Sprachdekadenz warnt, ist so wirkungs- und sinnlos wie alle von außen vorgenommenen Versuche, die Lebendigkeit sprachlicher Entwicklungsprozesse durch Verbote oder Warnungen beeinflussen zu wollen. Man denke dabei nur an die aus heutiger Perspektive lächerlich wirkenden Versuche der sogenannten „Sprachgesellschaften“ in der „Alamodezeit“ (Stedje 1994, 142ff), den wachsenden Einfluss der französischen Sprache durch Ersetzung deutscher Neologismen zu begegnen. Gott sei Dank wurde dabei z.B. der Versuch dieser Sprachpuristen, das ursprünglich aus dem Französischen entlehnte Wort *Nase* durch *Gesichtserker* zu ersetzen, nicht von Erfolg gekrönt.

Unserer Meinung nach zeigt sich in der oft polemisch vorgetragenen Kritik gegenüber der Netzsprache eine neue Variante des bereits seit langer Zeit bekannten „Skriptizismus“²¹. Dabei handelt es sich um eine Haltung, die einseitig und ausschließlich nur die konventionellen Varianten des sprachlichen Codes als wertvoll und gültig deklariert und sie auf das Podest zeitlos-klassischer Gültigkeit platziert, ohne die Vielfalt und den Reichtum alternativer Formen des Gebrauchs sprachlicher Ausdrucksweisen wahrnehmen oder gar akzeptieren zu können²². Fehlende Akzeptanz

²¹ Der Begriff „Skriptizismus“ stammt von Harris (1980), findet sich seinem Sinn gemäß aber auch bereits bei De Saussure, der von einer Tyrannei der Buchstaben spricht (1967 [1916] 37, 28).

²² Wie tief das Misstrauen gegenüber der ungeordneten «Gesprochenen Sprache» verankert zu sein scheint, wir deutlich, wenn Dino Preti, einer der Initiatoren des Projekts NURC (São Paulo), das sich der Erforschung des Gesprochenen Portugiesisch widmet, seinem Forschungsvorhaben den Untertitel *Projeto de Estudo da Norma Urbana Lingüística Culta* (übersetzt mit „Studien zu den Normen *kultivierten* städtischen Sprechens) verleiht. Genau in dieser Attribuierung mittels *culta* stecken die Angst

und pauschale Vorurteile gegenüber der bunten Vielfalt der Netzkommunikation und ihren funktionalen und formalen Möglichkeiten kommt einer fehlenden Akzeptanz und Anerkennung der Vielfalt und Komplexität der Sprache selber nahe und stellt somit auch die Vielfalt und Entwicklungsfähigkeit menschlichen Lebens in Frage, als deren Ausdruck und Spiegel unsere Sprache letztlich dient.

Bibliographie

- Ágel, Vilmos / Mathilde Hennig. 2006a. Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In Ágel/Hennig. 2006. (Hrsg.) *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000*. Tübingen: Niemeyer, 3-33.
- Ágel, Vilmos/Mathilde Hennig. 2006b. Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In Ágel/Hennig. 2006. (Hrsg.) *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000*. Tübingen: Niemeyer, 33-77.
- Ágel, Vilmos/Mathilde Hennig. 2007. Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In Ágel/Hennig. 2007. (Hrsg.): *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*, 179-215.
- Auer, Peter 1997. Formen und Funktionen der Vor-Vorfeldbesetzung im gesprochenen Deutsch. In Schlobinski, Peter (Hrsg.) *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Opladen: Verlag für Deutsch, 55-92.
- Bayer, Klaus. 2000. Thesen zum Verhältnis von Deutschunterricht und Internet. In *Der Deutschunterricht 1*, 11-22.
- Bolter, Jay, David. 1991. *Writing Space. The Computer, Hypertext and the History of Writing*. Hillsdale, N.Y.: Lawrence Erlbaum Ass.
- Bühler, Karl. 1965 [1934] *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: UTB.
- Burger, Harald *et al.* 2007. *Phraseologie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin: De Gruyter.
- Bußmann, Hadumod. 2002. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

und die Vorurteile gegenüber einer sprachwissenschaftlichen Methode, die sich auf die bloße Beschreibung sprachlicher Phänomene beschränkt. Stattdessen wird ein Teil scheinbar «nicht kultivierter Sprache» von vorne herein herausgefiltert.

- Bühler, Karl. 1999 [1934]. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: G. Fischer (UTB für Wissenschaft 1159).
- Cebrián, Juan Luis. 1999 [span. 1998]. *Im Netz – die hypnotisierte Gesellschaft. Der neue Bericht an den Club of Rome*. Stuttgart.
- Crystal, David. 2004. *A Glossary Of Netspeak And Textspeak*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Crystal, David. 2006. *Language and the Internet*. Cambridge: University Press.
- De Saussure, Ferdinand. 1967 [1916]. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Duden. 2009 (8. Auflage). *Die Grammatik*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa. 1999. Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: die Kommunikation im Internet. In *Papiere zur Linguistik*, Nr. 60, 17–30.
- Harris, Roy. 1980. *The Language Markers*. New York: Cornell University Press.
- Henne, Helmut/Helmut Rehbock. 1982. *Einführung in die Gesprächsanalyse*. (Sammlung Göschen 2212). Berlin/New York: De Gruyter.
- Hilgert, José Gaston. 2000. A construção do texto ›falado‹ por escrito na Internet. In Preti, Dino (org.) *Fala e escrita em questão*. São Paulo: Humanidades FFLCH/USP.
- Faulstich, Werner. 2004. *Medienwissenschaft*. UTB.
- Feilke, Helmut. 1994. *Common sense-Kompetenz: Überlegungen zu einer Theorie des „sympathischen“ und „natürlichen“ Meinens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fiehler, Reinhard, Birgit Barden, Mechthild Elstermann und Barbara Kraft. 2004. *Eigenschaften gesprochener Sprache*. Tübingen: Narr Verlag.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In *Romanistisches Jahrbuch 36*, 15-43.
- Köller, Wilhelm. 1993. Perspektivität in Bildern und Sprachsystemen. In Peter Eisenberg und Peter Klotz (Hrsg.) *Deutsch im Gespräch*. Stuttgart: Klett, 15-34.
- Liedtke, Frank und Franz Hundsnurscher. 2001. *Pragmatische Syntax*. Stuttgart: Niemeyer.

- Polenz, Peter von. 1972. *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Rosnay, Joël de. 1997. [frz. 1995]. *Homo symbioticus. Einblicke in das 3. Jahrtausend*. München.
- Rudolf, Elisabeth. 2002. Beobachtungen zur Scharnierfunktion von Konnektoren in Presse, Rundfunk und Fernsehen. In Herweg, Rolf (Hrsg.) *Sprache und die Modernen Medien* (Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums in Jena 2002). Frankfurt am Main: Peter Lang, 287-299.
- Schlobinski, Peter. 2012. Sprache und Kommunikation im digitalen Zeitalter (Rede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim am 14. März 2012. Laudatio von Ludwig M. Eichinger). In *Dudenbeiträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils*. 61. Zürich: Dudenverlag, 15 - 31.
- Schmitz, Ulrich. 2004. *Sprache in modernen Medien*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schwitalla, Johannes (2002). „Kleine Botschaften. Telegramm- und SMS-Texte.“ In: *OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, Nr. 64. S. 33-56.
- Schwitalla, Johannes. 2006. *Gesprochenes Deutsch*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schwitalla, Johannes. 2008. Sprachwandel durch gesprochene Sprache in öffentlichen Texten nach 1945“. In Almeida, C.M. et al (eds). *Questions on Language Change*. Lisboa: Colibri, 27-49.
- Sieberg, Bernd. 2006. Weblogs in Portugal. In Peter Schlobinski et al. *Sprachliche und textuelle Aspekte in Weblogs. Ein internationales Projekt*. (Networx 46, On-Line Publikationen der Universität Hannover). Unter der URL: <http://www.mediensprache.net/de/networx/docs/networx-46.asp> <2.2.2007>
- Sieberg, Bernd. 2006. Neuartige Zeichen und Sprechakte in der elektronisch vermittelten Kommunikation beim Umgang mit Programmen und Webseiten. In Pinto de Lima, M.C. Almeida und B. Sieberg (eds.) *Questions on the Linguistic Sign*. Lisboa: Edições Colibri, 97-11.
- Siever, Torsten, Schlobinski, Peter und Jens Runkehl. 2005. *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Söll, Ludwig. 1985. *Gesprochenes und geschriebenes Französisch* (Grundlagen der Romanistik 6). Berlin: Erich Schmidt.
- Stedje, Astrid. 1994. *Deutsche Sprache gestern und heute*. München: Wilhelm Fink Verlag.

Steger, Hugo *et al.* 1974. Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorten im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. In *Gesprochene Sprache 1972, Jahrbuch des IDS*. Düsseldorf: Schwann, 39-98.

Uhmann, Susanne. 1997. Selbstreparaturen in Alltagsdialogen: Ein Fall für eine interessante Konversationstheorie. In Schlobinski, Peter (Hrsg.) *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Opladen: Verlag für Deutsch, 157-180.

Viegas, Brauer-Figueiredo, Maria de Fátima. 1999. *Gesprochenes Portugiesisch*. Frankfurt am Main: Editora Teo Ferrer de Mesquita.

Wustmann, Gustav. 1891. *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Hässlichen*. Leipzig

Sitographie und Filme

Crystal, David. 2010. *How is the internet changing language today?*. URL: <http://www.youtube.com/watch?v=P2XVdDSJHqY> «8.5.2013»

NURC/SP (Projekt zur Erforschung des gesprochenen Brasilianisch) mit der URL: <https://uspdigital.usp.br/tycho/gruposPesquisaObter?codigoGrupoPesquisa=00678013FPW609>

Plug and Pray. Ein Dokumentarfilm von Jens Schanze über Joseph Weizenbaum, zum ersten Mal gesendet vom NDR Kulturjournal am 08.11.2010. Kinostart am 11.11.2010

Schendel, Meike. 2010. *Telegramm*“. In *mediensprache.net* (Werkstatt) [http://werkstatt.mediensprache.net/\(X\(1\)S\(0aahvpnc5pfo5r45yitif1ri\)\)/Default.aspx?Page=Telegramm&NS=&AspxAutoDetectCookieSupport=1](http://werkstatt.mediensprache.net/(X(1)S(0aahvpnc5pfo5r45yitif1ri))/Default.aspx?Page=Telegramm&NS=&AspxAutoDetectCookieSupport=1) «3.5.2013»

Schmitz, Ulrich. 2002. *Zur Sprache im Internet. Skizze einiger Eigenschaften und Probleme*. URL: www.linse.uni-essen.de/papers/sprache_internet.htm «28.4.2013»

Telefonalphabet: Wikipedia (<http://de.wikipedia.org/wiki/Buchstabiertafel>) «4.5.2013»

"Voll eklich wg schule *stöhn*". Artikel in der «Zeit-Online» vom 28.2.2011 mit der URL: <http://www.zeit.de/2011/09/C-Schreibkompetenz> «8.5.2013»

Aus einem Interview mit Joseph Weizenbaum im «Fokus Online» mit der URL: http://www.focus.de/digital/diverses/it-pionier-weizenbaum_aid_94230.html «1.5.2013»

Anhang

Zusammenfassende Darstellung des Modells des Nähe- und Distanzprechens von Vilmos Ágel und Mathilde Hennig²³

Universales Axiom: Zeit/Raum der Produktion = Zeit/Raum der Rezeption einer Äußerung.
(Mit Geltung auch für den Begriff eines virtuellen Raums im Internet sowie eines subjektiv geprägten Bewusstseins zeitlicher Kongruenz der Produktion und Rezeption sprachlicher Äußerungen)

Hinzu kommt die Möglichkeit einer Ableitung der Nähemerkmale, die sich aus den situativ-technischen Rahmenbedingungen der Kommunikation auf der Basis vernetzter Computer ergeben.

BESCHREIBUNGSPARAMETER

Rolle	Zeit
<p><i>Universale Verfahren der Diskursgestaltung</i> (1,2,3...) manifestieren sich in einzelsprachlichen Merkmalen (a,b,c,...)</p> <p>(1) Direkter Kontakt von P und R (a) Ausdrücke zur Kontaktherstellung und Wiederherstellung (b) Anrede- Begrüßungs- und Verabschiedungsformeln</p> <p>(2) Sequenzierung der Rede a) durch Organisation des ‚turn-taking‘ mittels des Einsatzes von Rederechtsmitteln b) durch verschiedene Formen der Adjazenz (oft mit Ellipsen als Folge dieser adjazentalen Strukturen)</p> <p>(3) Engführung der Orientierung a) Zeichen und Signale der Engführung, die nach Aufmerksamkeit suchen, Aufmerksamkeit anzeigen oder Verständnis bzw. Nichtverstehen signalisieren. b) Einfache oder korrigierte Wiederholungen c) Parenthesen d) Hinzufügung von Elementen an den rechten</p>	<p><i>Universale Verfahren der Diskursgestaltung</i> (1,2,3...) manifestieren sich in einzelsprachlichen Merkmalen (a,b,c,...)</p> <p>(1) Aggregative Strukturierung des Informationsflusses a) Anakoluthe b) Apokoinu c) Kontaminationen d) constructio ad sensum e) Parenthesen f) Verschiedene Formen der Satzrandstrukturen g) Verschiebung von Satzteilen ans Satzende, obwohl sie der normalen Ordnung der Abfolge der Satzglieder vorher kommen müssten h) Gebrauch von Junktoren, die eine aggregative Gliederung erlauben, z.B. mittels <i>wo</i>. Sie lassen die interpropositionalen Relationen mehrdeutig und vermeiden hypotaktische Strukturen i) im Deutschen analytische Aufteilung von Fragepronomen und Pronominaladverbien (<i>wo...mit, da...ran, etc.</i>) j) vereinfachte Formen von Relativsätzen k) abhängige Hauptsätze l) doppelte Negationen</p>

²³ Es handelt sich um eine vereinfachende Darstellung des Modells, die weitere Abstraktionsstufen, wie Ágel&Hennig sie einführen, außer Acht lässt. Dazu zählen die in der Hierarchie oberhalb der „universalen Diskursverfahren“ angeordneten Ebenen der „universale Parameter der Diskursgestaltung“ sowie die „Universale Parameter der Kommunikation“ (Vgl. 2006b).

<p>oder linken Rand der Äußerung</p> <p>(4) Aggregative Rezeptionssteuerung</p> <p>a) ‚Operatoren‘, die eine <i>zusätzliche Verstehensanleitung</i> zu der Aussage anbieten, die im ‚Skopus‘ der jeweiligen Aussage steht, auf die sie sich beziehen</p> <ul style="list-style-type: none"> - sie explizieren die gemeinte Sprechhandlung - geben die subjektive Einschätzung des Sprechers zum Ausgesagten wieder - sie nuancieren die Kraft der im Skopus übermittelten Illokution - helfen, die formale Gliederung der inhaltlichen Übermittlung deutlich zu machen - fungieren als Gelenke zwischen den Inhalten der Äußerungssequenz, auch turn-übergreifend <p>b) Satzrandstrukturen heben Teile der Äußerung hervor, als</p> <ul style="list-style-type: none"> - Freie Themen, - Linksherausstellungen - Ausklammerungen - Rechtsherausstellungen - Nachtrag <p>(5) P in Bezug auf R Illokutionsnuancierung Modalpartikeln im Deutschen; im Portugiesischen durch Operatoren in ‚Operator-Skopus-Strukturen‘</p> <p>(6) Bei physischer und psychischer Präsenz von R Tendenz zu Gefühlsäußerungen Worte und Ausdrücke, Hyperbolik zur Emotionalisierung des Diskurses und Beeindruckung des Gesprächspartners</p>	<p>m) aggregative Formen der Nominalflexion</p> <p>n) Korrelate als Aggregationsindikatoren: Zusätzliche Indikatoren für eine Integration des Neben- in den Hauptsatz.</p> <p>(2) On-Line Reparaturen</p> <p>(a) durch besondere Ausdrücke und Wendungen (= Korrektursignale)</p> <p>(b) Wiederholungen einzelner Worte oder Ausdrücke auch in korrigierter Form</p> <p>(c) Präzisierungen am rechten oder linken Satzrand</p> <p>(3) Einfache Verfahren der Einheitenbildung</p> <p>(a) kurze Äußerungseinheiten</p> <p>(b) Parataxen</p> <p>(c) einfache Hypotaxen</p> <p>(d) Verdichtung von Hypotaxen</p> <p>(e) keine ‚syntaktische Kohäsionsmarkierung‘ zwischen den Propositionen einer Äußerung</p> <p>(f) Parenthesen</p> <p>(g) vereinfachte Relativsätze</p> <p>(h) abhängige Hauptsätze</p> <p>(i) unabhängige Nebensätze</p> <p>(j) Feste formelhafte Ausdrücke (= Operatoren) als erste ‚Kurzreaktionen‘ auf die Äußerungen des Gegenübers, die aber bereits die Art der Reaktion auf die Geltungsansprüche des Gegenübers deutlich machen.</p> <p>(k) Abkürzungen von Worten oder Syntagmen im Internet und am Handy</p> <p>(l) Aposiopse</p> <p>(4) Zeitgewinnverfahren durch</p> <p>(a) ‚<i>hedge words</i>‘, das sind ungenaue und mehrdeutige Begriffe, die dazu beitragen, Pausen zu überwinden und nach genaueren Ausdrücken zu suchen</p> <p>(b) Tonale Zeichen wie <i>hmhm, äh, ehhh</i>,</p> <p>(c) Dehnung von Vokalen, Worten oder Teilen der Äußerung</p> <p>(d) Wiederholung von Lauten, Worten oder Syntagmen</p> <p>(e) Setzung von Pünktchen... im Internet Net oder am Handy</p>
--	---

<p><i>Universale Verfahren der Diskursgestaltung (1,2,3, ...) manifestieren sich in einzelsprachlichen Merkmalen (a,b,c ...)</i></p> <p>(1) Direkte grammatische Verfahren in Form von (a) Ausdrücken temporaler, lokaler und personaler Deixis (b) freier Tempuswahl, historischem Präsens (c) Deiktischer Verknüpfung des Gesagten mit der Erzählwelt (=Deixis am Phantasma)</p> <p>(2) Markierung von Direktheit bei der Redewiedergabe durch (a) Redeeinleitungen ohne ‚verbi dicendi‘ ou ‚verbi sentienti‘ (b) Indikativ statt Konjunktiv (c) ‚abhängige Hauptsätze‘</p> <p>(3) Verflechtung von Sprechen und non-verbalem Handeln, bzw. durch die Einbeziehung von gemeinsam zugänglichen Objekten im gleichen physikalischen oder virtuellen Raum, mit der Konsequenz von verschiedenen Ellipsen wie: (a) Handlungsellipsen (b) pragmatische Ellipsen (c) Topikellipsen</p>	<p><i>Universale Verfahren der Diskursgestaltung (1,2,3, ...) manifestieren sich in einzelsprachlichen Merkmalen (a,b,c,...)</i></p> <p>1) Einbeziehung aller möglichen Mittel zur Informationsübermittlung (Holistik) Gesten, Mimik, Blicke, Einnahme einer gewissen Distanz zwischen den Sprechern bzw. Kompensation der oben genannten Mittel durch Smileys, Emoticons, Akronyme, Iteration von Worten oder Satzzeichen, sowie im Deutschen in Form von Inflektiven bei der Kommunikation am Computer und am Handy</p> <p>(2) Einbeziehung aller möglichen Mittel zur Emotionalisierung des Diskurses (Holistik) In diese Gruppe fallen Ausdrücke, die sich am Rande des verbalen Codes befinden. Dazu gehören <i>tonale Zeichen</i> und <i>Geräusche</i> wie: <i>pfff, tssss, eieiei, huch, iii, ...</i></p>	<p><i>Universale Verfahren der Diskursgestaltung (1,2,3, ...) manifestieren sich in einzelsprachlichen Merkmalen (a,b,c,...)</i></p> <p>(1) Ausnutzung prosodischer Mittel zur Informationsgestaltung durch (a) Akzentuierung von Silben und Worten (b) Schaffung rhythmischer Gruppen (c) Dynamik im Sprechen durch den Unterschied von laut und leise (d) Veränderung des Klanges der Stimme (e) Mittel der Kompensation am Computer und am Handy durch Zeichen- oder Buchstabenwiederholung, Farbänderung der Buchstaben, Großschreibungen, ...</p> <p>(2) Bildung von Sprecheneinheiten (phonische Worten) statt graphematischer Einheiten (a) Die graphische Imitation der Laute, so wie man sie gewöhnlich aussprechen würde, wie z.B.: <i>hatta</i> (= hat er), <i>willste</i> (= willst du), <i>kömma</i> (= können wir),</p>
--	--	---

		<i>kricht'se</i> (= kriegt sie)
--	--	---------------------------------

Schlüsselbegriffe: Internet, konzeptionelle Mündlichkeit, Portugiesisch, Modell des Nähe- und Distanzsprechens, Sprachkritik